3 1761 06353774 0

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/unserjahrhundert04st

Das

Jahrhundert der Aufklärung.

Eine Gallerie

historischer Gemählde,

von

C. D. Voß

Herzogl. Sachsen-Weimarischen Rath, und der Kurmärkischen Oekonomischen Gesellschaft zu Potsdam Ehren Mitglied.

Erster Theil.

Altona, 1797.

bey Johann Friedrich Hammerich.

D. H. Stövers

Unser Jahrhundert.

Oder

Darstellung

der

interessantesten

Merkwürdigkeiten und Begebenheiten

und

der größten Männer desselben.

Ein

Handbuch der neuern Geschichte,

fortgesetzt

von

C. D. Voß.

Vierter Theil.

Altona, 1797.

bey Johann Friedrich Hammerich.

LIBRARY
MAR 25 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

brief
D
0041967
v.4

Vorrede.

Das Publikum erhält hier die Fortsetzung eines Werkes, dessen Zweck und Plan demselben bereits aus den drey ersten Bänden hinlänglich bekannt ist. Die Aufnahme, welche diese erstern Theile gefunden haben, und die neue Auflage, welche in wenig Jahren nöthig gewesen ist, beweisen zur Genüge, daß ein beträchtlicher Theil des lesenden und beobachtenden Publikums darin die Befriedigung eines Bedürfnisses gefunden habe. Auch hat die Kritik weder dem Zwecke noch der Ausführung im Ganzen genommen ihren Beyfall versagt; wenn sie auch einige Mängel gerügt hat, deren Abhülfe den Werth desselben allerdings vermehren würden.

Unter diesen Umständen konnte eine schnellere und ununterbrochene Fortsetzung dieses Werks allerdings erwartet werden. Auch würde dieselbe ohne Zweifel erfolgt seyn, wenn nicht der — für die Hofnungen, wel-

che dieser Talentvolle und geschickte Gelehrte erregte — nur allzu früher Tod des Verfassers der ersten Theile dieselbe unterbrochen hätte. Er hat übrigens das, gewiß nicht sehr häufige Schicksaal eines Schriftstellers in unsern Tagen gehabt: daß sein Werk ihm überlebte. Ohne Zweifel gereicht es ihm eben so sehr zur Ehre, als dem Buche für die, welche es noch nicht kennen zur Empfehlung: daß sich die Verlags-Handlung, durch die öftern und häufigen Anfragen und Aufforderungen der Besitzer der ersten Theile veranlaßt gefunden hat, auf eine Fortsetzung und Vollendung desselben bedacht zu nehmen.

Nach diesem Rückblicke auf das bisherige Schicksaal dieses Werks, wird der Verfasser der in dem vorliegenden vierten Theile begonnenen Fortsetzung hoffentlich keine weitere Apologie für sich bedürfen, wenn er, zu Folge der Aufforderung der Verlagshandlung, sich dieser Arbeit unterzog. Das Interesse des Gegenstandes, die entschiedene Nutzbarkeit eines solchen Werks, der aufmunternde Beyfall, welchen ein großer und achtungswerther Theil des Publikums demselben von Anfang an geschenkt

hat, mußten eben so viele Reizungen für ihn seyn. Sie werden ihn auch hoffentlich entschuldigen, wenn in der Folge sich ergeben sollte, daß er seine Kräfte und Talente dagegen nicht sorgfältig genug abgewogen habe. Indessen hofft er schon in dieser ersten Probe ein gültiges Dokument seines Vorsatzes und ernstlichen Bestrebens zu leisten, was seine Kräfte und Talente erlauben, vorgelegt zu haben. Auch rechnet er darauf, daß das Publikum ihm mit demjenigen Vertrauen begegnen werde, dessen er zu der Fortsetzung dieser Arbeit bedarf, und worauf ihm die Aufnahme einiger andern schriftstellerischen Versuche, im Felde der Geschichte, einige Ansprüche zu geben scheinen.

Was nun den Inhalt dieses Theils anbetrift, so wagt der Verfasser die Voraussetzung, daß er, in dem Interesse der Gegenstände und der vorläufigen Bekanntschaft der Leser mit denselben, die Rechtfertigung seiner Wahl finden werde. Da die drey ersten Theile sich fast ganz mit der Darstellung des Nordens von Europa beschäftigen, so schien es ihm zweckmäßig und natürlich, die beobachtende Aufmerk-

samkeit fürs erste in den mehr südlichen Ländern und Staaten zu beschäftigen; um so mehr, da sie durch die Geschichte des Tages hier gleichsam gefesselt ist, und hier die Gegenwart zu so mannigfaltigen, höchst interessanten Vergleichungen mit der Vergangenheit Gelegenheit und Anlaß giebt. Die großen, erschütternden Begebenheiten, welche dieß Jahrhundert zu seinem Ende geleiten, führen in so mannigfaltigen Beziehungen den Blick auf den Anfang desselben zurück. In eben den Ländern, worin itzt die für die Menschheit so höchst wichtigen und interessanten Ereignisse vorgehn, bot sich auch im Anfange desselben ein Schauspiel dar, was in seiner Art, und in Rücksicht auf den Geist der Zeit ein eben so hohes Interesse hat eben so reichlichen Stoff zu den wichtigsten und lehrreichsten Betrachtungen enthält.

Durch die Ueberschrift des in diesem Theile begonnenen Versuchs einer Darstellung des Spanischen Successions-Kriegs hat der Verfasser auf diesen Gesichtspunkt hindeuten wollen. Er selbst glaubt indessen für sich den Reiz, eine solche Vergleichung des Anfangs und Endes dieses höchst merkwürdigen Jahr-

hunderts, in ihren verschiedenen Berührungs-Punkten, durchzuführen, für itzt unterdrücken zu müssen; denn er fürchtet, dem Leser ein Vergnügen zu schmälern, was sich ihm so nahe darbietet, und wozu die beobachtende Aufmerksamkeit fast unwiderstehlich hingerissen wird.

Während der nähern Bearbeitung dieses interessanten und großen Gegenstandes, hat der Verfasser wahrnehmen müssen, daß er vorher den Umfang dieser Darstellung nicht genau genug berechnet hatte. Es war unmöglich, wenn er nicht ein bloßes dürres Skelet liefern wollte, dieselbe in einen so engen Raum zu concentriren, als er anfangs für dieselbe bestimmt hatte. Der Leser erhält daher in diesem Theile nur die erste Hälfte. Die zweyte bleibt für den nächsten zurückbehalten; der ohnfehlbar zur Ostermesse 1798 erscheinen wird. Bey dieser kurzen Frist, können die Käufer und Leser dieses Buchs unmöglich mit einer Einrichtung unzufrieden seyn, welche allein in Rücksicht auf sie und die Vervollkommnung des Werks getroffen werden und wobey sie — wenn die ganze Arbeit nicht mißrathen

ist — nur gewinnen, aber nichts verliehren können.

Um jene große Begebenheit gehörig zu übersehn, und dieser Vergleichung ein desto höheres und mannigfaltigeres Interesse zu geben, schien es nöthig, eine Skize der merkwürdigsten Regenten Charaktere und Uebersicht der Staaten- und Familien-Verhältnisse voraus zu schicken. Was erstere anbetrift, so hat der Verfasser dieselben mit eben der Ueberzeugung und nach denselben Grundsätzen gewagt, als welche er den Umrissen der merkwürdigsten Feldherren (unter N. III.) vorangeschickt hat. Jene, wie diese, sind wenigstens nach sorgfältiger Prüfung und durchaus sine ira et studio entworfen; eine Erinnerung, welche, in unsern Tagen und bey dem Geiste, welcher in manchen Lesern und Beurtheilern wirksam ist, leider keineswegs überflüssig zu seyn scheint. Daß übrigens nun hier die Umrisse aller merkwürdigen Feldherren dieses Kriegs, anstatt der anfangs nur angekündigten Lebensbeschreibungen Eugens und Marlboroughs einen Platz finden werden, darf hoffentlich auch den Beyfall des Lesers erwarten. Hier

erscheinen zunächst die Umrisse derer, welche sich durch Anführung der alliirten Heere, besonders für die erste Hälfte dieses Kriegs, ausgezeichnet haben. Die übrigen werden im nächsten Theile, am Schlusse der Schilderung des Kriegs, ihren Platz finden; ihnen dann auch die Umrisse einiger der vorzüglichsten Staatsmänner jener Zeit beygefügt werden. Ueber den anderweitigen Inhalt des nächst folgenden Theils bemerkt der Verf. nur noch, daß derselbe, als Gegenstück zu dem Artikel: Frankens friedliche Wirksamkeit für die Menschheit, ein Leben Rousseaus enthalten wird.

In Rücksicht auf diejenigen Käufer dieses Werks, welche die ersten Theile nicht besitzen, ist ein zweyter Titel hinzugefügt. Der Verf fand es natürlich, dieser Darstellung unsers Jahrhunderts zur Ueberschrift zu geben, was bereits seit längerer Zeit zu einer fast allgemein angenommenen ausschließenden Bezeichnung desselben geworden ist. Ist die Darstellung das, was sie seyn soll, charakteristisch, so muß sie wohl vor allen Dingen zu Tage legen: ob es diese ehrenvolle Auszeichnung ver-

kirne oder nicht? Für itzt soll dieser Titel also nichts weiter sagen, als: das ist das Jahrhundert, welches das aufgeklärte genannt wird. Ob es auch heisse: dieß Jahrhundert ist das aufgeklärte? wird hoffentlich aus der Uebersicht, am Ende des Werks, erhellen. Der Verf. ist der Meinung, daß es ihm als Geschichtschreiber, auch in dieser Rücksicht, nicht gezieme, dem Urtheile des beobachtenden Lesers vorzugreifen.

Endlich bleibt dem Verf. noch die unangenehme Pflicht übrig, den Leser im Voraus darauf aufmerksam zu machen, daß eine unachtsame Correktur, den Druck durch viele Fehler, besonders in Betreff der Namen, entstellt hat. Größesten Theils sind sie jedoch so, daß sie der aufmerksame und vorbereitete Leser leicht selbst bemerken und verbessern kann. Der Verf. und Verleger haben sich ausser Stand gesehn, diesem Mangel, für diesen Theil und Abdruck desselben abhelfen zu können. Für die Fortsetzung des Werks sind indessen, zur Verhütung derselben, die nöthigen Vorkehrungen getroffen worden.

Geschr. Halle den 1sten Okt. 1797.

Inhalt.

I. Blikke auf die merkwürdigsten europäischen Regenten-Charaktere und Staats-Verhältnisse, beym Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

1. Blikke auf die merkwürdigsten Regenten-Charaktere. Seite 1.

2. Blikke auf die Verhältnisse der merkwürdigsten Europäischen Staaten, mit Ausschluß der Nordischen. S. 92.

3. Blikke auf die Familien-Verhältnisse der Regenten. S. 131.

II. Der Spanische Successionskrieg; ein Gegenstück zu dem Französischen Freyheits-Kriege.

1. Uebersicht der merkwürdigen und interessanten Verhandlungen, durch welche dieser Krieg herbey geführt wurde; ein merkwürdiger Beytrag zur Geschichte der Cabinets-Politik. S. 144.

2. Erfolg der Annahme des Testaments. Zustand, Verhältnisse und Maasregeln; besonders in Rücksicht auf die vereinigten

Inhalt.

Staaten, England und Oestreich. Philipp von Anjou wird von den meisten Europäischen Staaten, auch von den Seemächten, als König von Spanien anerkannt. Fernerer Gang der Unterhandlungen; Vereinigung der Seemächte mit Oestreich, zu dem sogenannten großen Bündnisse. Unvermeidlicher Krieg. S. 213.

3. Anfang des Kriegs in Italien, zuerst allein zwischen Frankreich und Oestreich. Verhältnisse in Italien. Kühner Marsch des Prinzen Eugen von Savoyen mit dem ersten Oestreichschen Heere, über die Alpen. Schlacht bey Carpi. Uebergang über die Etsch und den Po. Schlacht bey Chiari. Kühnes, jedoch mißlungenes Unternehmen auf Cremona, während der Winterruhe. S. 244.

4. König Wilhelms Tod. Wirkung desselben auf die Staats-Verhältnisse. Betragen Frankreichs. Krieg mit den Alliirten und dem deutschen Reiche. Anfang des Kriegs. Belagerung von Landau. Die Franzosen dringen in Deutschland; die Alliirten in die Niederlande ein. S. 283.

5. Verlegenheit des Kurfürsten von Bayern. Villars geht wieder über den Rhein. Vergeblicher Versuch, sich mit dem Kurfürsten zu vereinigen. Der Kurfürst wird von den Kaiserlichen angegriffen und vertheidigt sich mit Glück. Unvorsichtige Schritte und Verlegenheit. Villars geht zum dritten Mahle über den Rhein und bewirkt endlich die Vereinigung. Uneinigkeit der Feldherren. Maximilians unglücklicher Zug nach Tyrol. Vendome, Feldherr der Italianischen Armee; dessen ebenfalls vergebener Zug nach Tyrol. Abfall des Herzogs von Savoyen, und Vereinigung mit dem großen Bündnisse. Krieg in Flandern, am Rhein und an der Donau, bis in den Herbst 1703. S. 307.

Inhalt.

6. Erste Unternehmung der Seemächte gegen Spanien. Zerstöhrung der Spanischen Silberflotte. Zustand in Spanien. Verhältnisse am Hofe. Entfernung des Admirals von Kastilien und Folgen. Vereinigung des Königs von Portugal mit dem großen Bündnisse. Erzherzog Carl wird zum Könige von Spanien erklärt und reist nach Portugal ab. S. 349.

7. Frankreichs und Oestreichs gegenseitige Lage, im Anfange des Jahrs 1704. Unterhandlungen Oestreichs mit dem Kurfürsten von Bayern. Krieg der Alliirten gegen ihn und seinen Bundesgenossen in Deutschland. Schlacht und Sieg Marlboroughs auf dem Schellenberge. Schlacht und Sieg Marlboroughs und Eugens, bey Höchstädt. Belagerung und Wiedereroberung Landaus, durch den römischen König. S. 379.

8. Anfang des Kriegs der beyden Gegenkönige, (1704.) an der portugisischen Grenze, zum Vortheile Philips von Anjou. Rükkehr der verbündeten Flotte. Vergebener Versuch auf Barcelona, glücklicherer auf Gibraltar. Seeschlacht bey Malaga. Vermehrte und verbreitete Unzufriedenheit mit der Französischen Regierung in Spanien, und mißliche Lage Philips, im Anfange des Jahrs 1705. Gibraltar wird vergebens von ihm belagert. Hingegen nimmt Carl Barcelona ein und unterwirft sich Catalonien, Arragonien und den größesten Theil von Valencia. Der fortgesezte Streit der beyden Gegenkönige wird nun zu einem Bürgerkriege. Philips Versuch, seinen Gegner durch Französische Unterstüzung (1706) Barcelona wieder zu entreissen, gewinnt einen höchst unglücklichen Ausgang. Nach dieser mislungenen Expedition unterwirft sich im Kurzen der größeste Theil Spaniens Carl dem Dritten. Die Feldherren

des englisch-portugiesischen Heers lassen ihn an eben dem Tage zu Madrit zum Könige ausrufen, an welchem er zu Saragossa, als solcher, seinen feierlichen Einzug hält. S. 426.

9. In Italien und den Niederlanden war Carl am Ende dieses Jahrs (1706) ebenfalls sehr entschieden im Vortheile. Den Beweis davon liefert die Uebersicht der Kriegs-Geschichte in Italien und den Niederlanden, bis auf diesen Zeitpunkt. Mißliche Lage der Kaiserlichen Armee in Italien. Steigende Verlegenheit des Herzogs von Savoyen. Belagerung und Entsetzung der Stadt Turin. Verdrängung der Franzosen aus Oberitalien. Fortgang des Kriegs in den Niederlanden. Erste vergebliche Bemühung Ludewigs, die vereinigten Staaten zu einem Separatfrieden zu bewegen. Feldzug im Jahre 1706. Entscheidende Schlacht und Sieg Marlboroughs bey Ramillies. Folgen Derselben. S. 469.

III. Die merkwürdigsten Feldherren der alliirten und Französischen Armeen in dem Spanischen Successionskriege.

1. Vorläufige allgemeine Bemerkung. S. 509.

A. Feldherren der alliirten Armeen.

2. Eugen, Franz, Herzog von Savoyen. S. 518.

3. Ludewig, Wilhelm, Markgraf von Baden. S. 532.

4. John Churchill, Herzog von Marlborough. S. 540.

5. Carl Mordaunt, Graf von Peterborough. S. 552.

6. Heinrich, Marquis von Newigny, Graf von Galloway. S. 556.

I.

Blicke auf die merkwürdigsten europäischen Regenten-Charaktere und Staats-Verhältnisse, beym Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

Der Anfang dieses Jahrhunderts fand mehrere merkwürdige Menschen auf den Thronen und in den Staatsverwaltungen, als uns die Geschichte gewöhnlich zu gleicher Zeit aufzustellen pflegt. Der Größeste unter ihnen zeigt sich uns im fernen Norden. Zaar Peter verdiente und behauptete diesen Rang, durch seine mannigfaltigen und großen Schöpfungen; welche er mit beyspielloser Kühnheit und Beharrlichkeit unternahm und ausführte. Städte gingen aus Sümpfen und Wüsteneien hervor; Künste und Wis-

fenschaften verdrängten die Barbarey; wilde Kriegs-Horden verwandelten sich in gebildete Heere; eine achtbare Flotte schützte die bisher unbewohnten Küsten und sicherte den neuetablirten Handel; die Hierarchie mußte ihren stolzen Nacken unter dem Machtdruck der Monarchie beugen. Peter war Selbstherrscher in eben dem Grade als er Allein-Herrscher war. Und gewiß hat nie ein Monarch einen sicherern Weg, den Zweck der Herrschaft zu erreichen, eingeschlagen, als er. Er begründete die Sicherheit seiner Regierung und seines Staats durch Beförderung der Kultur und Humanität.

In der That kann dieß nur von wenigen Regenten, besonders von wenigen unbeschränkten Monarchen, mit so vieler Wahrheit und Zuverläßigkeit gesagt werden. Immerhin mag man ihm vorwerfen: er habe selbst noch Spuren von unvollendeter Kultur, ja von Rohheit der Sitten an sich getragen. Man bemüht sich vergebens, dadurch seinen Werth und seine Verdienste herabzuwürdigen. Zeigt sich auch ein großer Mann, in dem was er dichtet und unternimmt,

unabhängig, im Verhältniß der Zeit, worin er erschien, der Nation, Sitten, Eigenheiten und Vorurtheile, der Umstände und Verhältnisse unter welchen er sich bildete: so muß doch seine Persönlichkeit immer noch mit Rücksicht auf diese Bedingungen beurtheilt und gewürdigt werden, wenn man seinen Werth richtig bestimmen will. Wenn Friedrich vollendeter war, als Peter; so darf man doch auch wohl sagen: was würde Peter gewesen seyn, wenn er zu der Zeit, in den Verhältnissen und in der Nation Friedrichs gelebt, wenn er Lehrer und Freunde gehabt hätte, wie dieser!

Nie hat ein Regent mehr Eifer und Thätigkeit bewiesen, durch Beförderung der Kultur und Humanität in seinem Staate die Sicherheit desselben zu begründen, den Zweck desselben zu erreichen, als Peter. Sein ganzes Regenten-Leben ist nur ein zusammenhängender Beweis für diese Behauptung. Man weiß, daß selbst die gesellschaftlichen Sitten von seiner Aufmerksamkeit und seinem direkten Bildungs-Eifer nicht ausgenommen waren. Sollten seine Bemühun-

gen für das Ganze gelingen, so mußten die Großen seines Reichs, wo nicht humaner, doch civilisirter werden. Sie mußten von ihrer barbarischen Lebensweise, wenigstens der Form nach, etwas zurück gebracht werden, mehr Geschmack am geselligen Leben gewinnen. Daher drang er mit eben der Strenge und dem Nachdruck, womit er Justiz und Polizey verwaltete, und womit er Wissenschaften, Künste und Industrie beförderte, auch darauf, daß die Großen seiner Residenz Gesellschaften halten und besuchen, daß sie die Frauenzimmer zu diesen Gesellschaften zulassen, und ihre Unterhaltungen und Vergnügungen in denselben nach denen modificiren mußten, welche der Zaar in kultivirten Ländern kennen und schätzen gelernt hatte.

Freilich konnte Rußland dennoch nicht auf einmal Frankreich, St. Petersburg nicht durch einen Zauberschlag Paris werden. Selbst Peter vermogte seinen Geschmack nicht von Grund aus zu metamorphosiren; wie sollten dieß Barbaren können, die nie ein kultivirtes Land gesehen, die sich nur mühsam in eine ungewohnte und lästige

Form zwangen: weil sie gewohnt waren, überall als Sklaven zu gehorchen. Daher darf man sich nicht wundern, oder Stoff zur Herabwürdigung des Zaars darin aufsuchen, wenn die seltsamsten und abentheuerlichsten Feste und Aufzüge, mit jener Bemühung, die Sitten zu bilden und den Geschmack zu verfeinern, sich in dem scheinbarsten Widerspruche darstellen. Es ist der Gang der Natur, daß ein regelloses Gähren der Entwickelung des bessern Stoffs und der Bildung edlerer Formen vorangeht. Wenn Peter die Natur nicht zwingen konnte, so beweißt dieß doch wohl nicht, daß er nicht von edler Natur war; und wenn er nicht als schaffender Gott erscheint, verliehrt er dadurch die Ansprüche auf die Benennung eines großen, wohlthätigen, unendlich wirksamen Mannes *)?

*) In Betreff Peters und Karls XII. und der nordischen Staaten dürfen wir uns auf die vorigen Theile dieses Werks beziehen; daher wir auch hier nur im Vorübergehn einen flüchtigen Blick auf dieselben werfen. d. V.

Der Werth Peters erscheint nie in einem reinern und entscheidendern Lichte, als in der Zusammenstellung mit dem seiner Zeitgenossen auf den Thronen Europens, welcher durch die kühne und beharrliche Mitwirkung um den Preis der Größe ihm am meisten Veranlassung gegeben hat, die seine zu entwickeln und in den untrüglichsten Dokumenten der Nachwelt zu hinterlassen.

Nicht leicht ist wohl ein Fürst weniger Regent, in dem eigentlichen Sinne dieses Worts, gewesen, als Karl der Zwölfte. Der gröbste Egoismus war die einzige Triebfeder, die ihn bewegte, und seine Thätigkeit erhielt. Alles was er unternahm und ausführte, that er für seinen gränzenlosen Ehrgeitz, seine ungenügsame, mit unter in Wahnsinn übergehende Ruhmsucht. Auf Zerstöhrung wollte er seine Größe bauen, auf Leichen und Trümmern die Ehrensäule seines Ruhms errichten. Was kümmerten ihn seine Staaten, seine Unterthanen, wenn er seinen abentheuerlichen Unternehmungen, durch die entferntesten Länder, nachzog; wenn er gleich

dem seltsamsten jener fahrenden Ritter, jahrelang sich damit beschäftigte, Drachen und Riesen zu bekämpfen, im vernunftlosen Eigensinn eine Größe zu suchen; in dem er seine Staaten, zu deren Sicherung er ausgezogen seyn wollte, ihren Schicksal überließ.

Wenn Peter die unverkennbarsten Kennzeichen eines großen Mannes an sich trägt; so kann Karl höchstens ein starker Mann genannt werden. Peter schuf und bildete; Karl konnte nur zerstöhren und verwüsten. Nur durch das wird er in der Geschichte unvergeßlich bleiben, was er Uebels angerichtet hat. Sind die Spuren seiner zerstöhrenden Wirksamkeit einst ausgetilgt: dann wird man seiner auch nur noch erwähnen, wie man einer schrecklichen Naturerscheinung gedenkt, oder von einem wüthenden Raubthiere erzählt. Nur wie diese wird er interessiren; durch eine flüchtige Empfindung der Furcht, oder des Schauders.

Jemehr die Humanität sich ihrer Vollendung nähern wird, desto mehr wird Peter der Große seinem Werthe gemäß geschäzt werden; Karls

Ruhm aber nach eben dem Verhältnisse verschwinden. Je weiter die Kultur in Rußland gedeihet, desto mehr Gelegenheit wird man erhalten, dessen dankbar und segnend zeingedenk zu seyn, der den Grund dazu legte. Dahingegen kann die Verwaltung des schwedischen Staats nur nach eben dem Verhältnisse, als sie wohlthuende Gefühle erregt, weiter und allgemeiner das Andenken dessen verdrängen, der sich nur durch seine zerstörende Wirksamkeit ein Gedächtniß gestiftet hat.

Daher muß Karl in der Schätzung der Nachwelt eben so gänzlich und so sicher gegen Peter verliehren, als er von diesem in der Schlacht bey Pultava besiegt wurde. So wie er nach dieser, mit Petern verglichen, als ein irrender Abentheurer gegen einen großen Monarchen erschien, so wird er auch von nun an dem beurtheilenden Auge der Nachwelt immer bestimmter und sicherer in diesem Verhältnisse erscheinen. Sie wird ihre Blicke unwillig von ihm wenden, um einen andern der Ehre der Vergleichung würdigern Gegenstand aufzusuchen.

Ludewig der Vierzehnte, König von Frankreich, welchen man so lange und allgemein den Großen genannt, und dessen Regierungs-Geschichte der große Voltair, Ludewigs Jahrhundert, zu nennen kein Bedenken getragen hat, dürfte vor Allem auf diese Ehre Anspruch machen. Indessen steht es dahin, ob nicht der stolze Ludewig, der unabhängige Monarch des kultivirten Frankreichs, der durch die letzte Hälfte des verflossenen Jahrhunderts das Schrecken aller Regenten in Süden, wie die Bewunderung seiner unterjochten Unterthanen gewesen war, sich der Vergleichung mit einem nordischen Barbaren schämen würde.

Sey dem wie ihm wolle, die Nachwelt nimmt in ihrer Würdigung eben so wenig Rücksicht auf die Anmassungen des Eigendünkels, als auf die Partheylichkeiten und Animositäten gleichzeitiger Urtheiler. Sie hält die Wage der Gerechtigkeit mit unverrückbarer Festigkeit. Nur auf ihren Ausschlag ist ihr Blick geheftet; nur darnach das unbestechliche Urtheil entschieden. Zwar ist am Ende dieses Jahrhunderts der Werth die-

ses Monarchen noch mit eben so viel Partheilichkeit gewogen, wie im Anfange. Wenn ihn eine zahlreiche Parthey durch alle Nationen, in den leztern Jahren eben so tief herabgewürdigt hat, als sie ihn noch im Anfange desselben erhob; — wer mag es leugnen, daß der blinde Königshaß einen wesentlichen und entscheidenden Antheil an diesem, dem der Vorwelt so grell widersprechenden, Urtheile hatte.

Indessen wird auch die Zeit nicht ausbleiben — und vielleicht ist sie selbst in Frankreich nicht mehr fern — wo eine ruhigere Würdigung an die Stelle der bisher gangbaren sanguinischen Verurtheilungen treten wird. Wenigstens dürfen andere Nationen und Individuen, die sich zum Beobachten berufen fühlen, nicht länger Bedenken tragen, der Wahrheit die Opfer zu bringen, welche ihnen ihre kühlere Einsicht zu diesem Behufe lieferte.

In dieser Voraussetzung wagen wir das Ur-Urtheil, daß Ludewig der Vierzehnte weder so groß, noch so klein; weder so edel noch so schlecht war, als ihn schmeichelnde und ge-

blendete Schriftsteller seiner Zeit und partheiische, von Königshaß und schwärmendem Republikanismus ergriffene Widersacher in unsern Tagen darzustellen sich bemüht haben. Wenn unabhängige Gewalt, die Beherrschung eines großen Reichs, und die Führung großer und größestentheils glücklicher Kriege zu der Bezeichnung eines großen Monarchen berechtigen, dann darf man Ludewig dieselbe nicht entziehn. Allein wer mag es deshalb wagen, ihn auch einen großen Mann zu nennen. Wenn er selbst mit seinen Ministern täglich einige Stunden arbeitete, oder diese in seiner Gegenwart arbeiten ließ; wenn er glaubte, er regiere selbst und allein, und sich deshalb um Vieles, selbst um Details bekümmerte; wenn er die Feldherren für seine Armeen wählte, sich die Entwürfe zu ihren Unternehmungen vorlegen ließ, und darüber die Bestimmung gab; wenn er selbst sich von Zeit zu Zeit bey den Heeren aufhielt und durch seine Gegenwart und durch hie und da hingeworfene, aufmunternde Aeusserungen, oder nicht selten ins spielende und kleinliche sich verliehrende Ehrenbezeugungen auf den Muth der Soldaten und Feldherren wirkte: —

wird man deshalb sich berechtigt glauben, ihn zu einem großen Selbstherrscher, einem großen Krieger zu erheben?

Mit mehrerer Zuversicht darf man die Behauptung wagen: daß nicht leicht ein Mensch den Monarchen so gut gespielt habe, als Ludewig. Dazu war er von Kindheit an angehalten, dazu hatte ihn die Natur hinlänglich ausgestattet. Er war wohlgebildet; die schönen Verhältnisse seines Körpers wurden durch Anstand und Würde erhöht. Er hatte sich gewisse Formen des Betragens und Formeln der Rede so innigst zu eigen gemacht, daß sie mit seinem Wesen auf das Vollkommenste vereinigt zu seyn schienen. Nie beging er öffentlich eine Unbesonnenheit; höchst selten wurde er durch eine leidenschaftliche Aufwallung fortgerissen. Eine stete Beobachtung seiner selbst, besonders in seinem äußern Betragen, war ihm von Jugend auf zur andern Natur geworden. Seine kurzen Antworten waren selten oder nie für die erste Anfrage, oder den ersten Antrag bestimmend und entscheidend. Seine Aeusserungen waren in solchen Fällen meistens

kurz, dunkel, unbestimmt. Es scheint, als suchte er ihnen das Ansehen und die Wirkung von Orakelsprüchen zu geben.

Nie schien er mehr im Gefühle seiner Würde zu seyn, nie nahm er sich besser, als wenn er eine Feyerlichkeit zu begehen, Audienz zu ertheilen, Beförderungen, Gnadenbezeugungen anzukündigen ꝛc. hatte. Dann wußte er in der That eine seltene Würde in sein Betragen zu legen und sich mit Anstand und Schicklichkeit auszudrücken. Auch pflegen die Geschichtschreiber seiner Zeit und seiner Nation es nicht an Bewunderung und Erhebung seines Betragens bey solchen Gelegenheiten mangeln zu lassen. Als er dem Hofe die Annahme des von Karl dem Zweyten, König von Spanien hinterlassenen Testaments und die dadurch bewirkte Gelangung seines Enkels zu der Krone dieses Reichs ankündigte, trat er, nach der Beschreibung eines französischen Geschichtschreibers d'un Air du Maitre de l'Univers, den Prinzen an der Hand, aus seinem Kabinette und sagte zu dem versammelten Hofe: Meine Herren, Sie sehen hier den König von Spanien.

Die Natur hat ihn dazu gemacht, der verstorbene König hat ihn ernannt, das Volk wünscht ihn, und ich willige darein. Und ihr, Monseigneur, fuhr er fort, indem er sich an den Herzog von Angou wandte, seyd künftig ein eifriger Spanier. Von nunan ist dieß Eure erste Pflicht. Allein vergeßt auch nie, daß ihr ein gebohrner Franzose seyd. Seyd dessen eingedenk, um die Einigkeit zwischen beyden Kronen zu erhalten. Spanien und Frankreich müssen eins durch das Andere glücklich werden und auf ewig den Frieden in Europa befestigen.

Er gab sich die Miene alles zu kennen; alles beurtheilen zu können; alles zu wissen. Auch glaubte er dieß ohnstreitig im Ernst. Er bestand daher auf seinen Urtheilen und Vorsätzen, wenn er sie einmal gefällt und erklärt hatte. Allein, da er sich hierin nicht leicht übereilte, so urtheilte und handelte er meistens nach den Urtheilen und Willen anderer. Er kannte und achtete keine Rechte; allein er achtete die Form und den Anstand. Daher war er schwer zu offenbaren Machtsprüchen zu bewegen. Er achtete

die Menschheit nicht; und von wem hätte er dieß lernen sollen? — allein er achtete einzelne Menschen, und diese Achtung ging selbst bis zu einer gewissen Scheu, so sehr er sich auch das Ansehn gab, über alle Gefühle dieser Art erhaben zu seyn. Doch wirkte dieß nur in dem Kreise seiner persönlichen Bekanntschaft; besonders in seinem Verhältnisse zu der höhern Geistlichkeit. Was auch sein Beichtvater, le Tellier, über ihn vermogte und versuchte, so konnte er ihn doch nicht dahin bestimmen, daß er einen Verhaftsbefehl gegen den Cardinal von Noilles ergehen ließ.

Mit den erhabensten Ideen von seiner Größe und Macht erfüllt, galt der Unterschied der Stände ihm, in Beziehung auf ihn, als Monarch, nur sehr wenig. Für seinen Dienst wählte er den, welchem er wohlwollte, oder für den brauchbarsten hielt. Fast unter keiner Regierung sind mehrere aus der Niedrigkeit und Dunkelheit zu den höchsten Stufen der Ehre und des Glanzes erhoben worden, als unter dieser. Es scheint, als habe er lieber Personen aus niedern Ständen, oder der Unbedeutenheit emporgehoben;

weil er darin seine monarchische Schöpferkraft am meisten empfand. Aus eben der Ursache unterhielt er mit vieler Sorgfalt und Genauigkeit die mannigfaltigsten Stufen des Ranges. Man hat hierin eine feine Kunst des Despotismus zu finden geglaubt; uns scheint es mehr Wirkung einer groben, absichtlosen Eitelkeit zu seyn. Der erhabene Monarch fühlte sich höher, wenn es so viele Stufen gab, auf welchen man sich nur ihm nähern konnte. Nie ist ein pedantisches Ceremoniel heiliger gehalten und sorgfältiger beobachtet, als an seinem Hofe. Er selbst übertraf hierin alle übrigen an Sorgfalt und Genauigkeit. Stets war in dieser Rücksicht in seinem Betragen dieselbe mechanische Einförmigkeit, als in seiner ganzen übrigen Lebensweise wahrzunehmen.

Ohne selbstständige Kraft und Energie suchte er seine ganze Regierungs-Größe im Wollen und Befehlen. In dem Kreise, der ihn zunächst umgab, war auch fast alles durch ihn, hing alles von seinen Befehlen ab. In der Beherrschung seiner Staaten ist er nie so despotisch gewesen, konnte es auch nicht seyn, als in der Beherrschung

schung seiner Familie, seines Hofs und selbst seiner Lieblinge. Indessen ertrug er doch auch hier zuweilen selbst lebhaften Widerspruch; eh er die Form beleidigte, oder sich zu einer Handlung verleiten ließ, welche er für seiner unwürdig hielt. In seinem Entschlusse änderte dieß gleichwohl nichts und gehorchen mußte man ihm, oder Ungnade und Entfernung von seiner Person befürchten.

Indessen wurden auch vollendete Entschlüsse bey ihm, selbst durch Kleinigkeiten, wieder umgestoßen, sobald nur dadurch seine Eitelkeit gereizt oder beleidigt war. Ein auffallendes Beyspiel davon gewährt die Anekdote von der verunglückten Beförderung des Herzogs von Lauzun zu der Würde eines Generalfeldzeugmeisters.

Dieser Günstling hatte darüber bereits das bestimmte Versprechen des Königs. Er hatte sich, dem geheimen Befehle desselben gemäß, um die öffentliche Erklärung darüber zu erhalten, im Vorzimmer des Conseil-Kabinets eingefunden. Indem er hier auf die Beendigung der geheimen Rathsversammlung und die Er-

scheinung des Königs wartet, gesellt sich der erste Kammerdiener des Königs, Nyert, zu ihm. Lauzun, aus Drang der Eitelkeit, oder um diesen vielbedeutenden Menschen für sich einzunehmen, entdeckt ihm, was er erwarte, und was ihm der König geheim zu halten befohlen hatte. Der Kammerdiener, ein Verbündeter Louvois, eines erklärten Feindes Lauzuns, findet Gelegenheit, dieß Geheimniß jenem noch zur rechten Zeit zu hinterbringen. Louvois geht zum Könige, erklärt ihm, daß er wisse, was er zu thun im Begriff sey, und wagt es, Vorstellungen dagegen zu machen. Der König hört ihn an, scheint einen Augenblick nachzudenken und antwortet dann: „es ist noch nicht geschehen.“

Der König erscheint darauf im Vorzimmer und geht Lauzun vorüber, ohne ihn zu bemerken. Lauzun findet nach einigen Tagen Gelegenheit, den König besonders zu sprechen und beklagt sich, über die Nichterfüllung seiner Zusage. Der König antwortet: er habe sein Wort nur unter der Bedingung des Stillschweigens gegeben. Da Lauzun dieß gebrochen, sey auch er

seines Versprechens entbunden. Lauzun tritt nach dieser Erklärung einige Schritte zurück, wendet dem Könige den Rücken zu, zieht seinen Degen, zertritt die Klinge desselben, und schwört: er wolle fortan nicht mehr einem Fürsten dienen, der im Stande wäre, so schurkisch sein Wort zu brechen. Der König, der seinen Handstock eben in der Hand hält, wirft ihn zum Fenster hinaus und sagt, ohne seine gewöhnliche Fassung zu verliehren: es würde mir leid thun, wenn ich einen Mann von Stande damit geschlagen hätte. Mit diesen Worten verläßt er das Zimmer; am andern Morgen wurde Lauzun verhaftet und in die Bastille gesetzt.

Mit dem zunehmenden Alter der damit verbundnen Minderung der Leidenschaften, zeigte sich Ludewig nur noch deutlicher in seiner Mittelmäßigkeit. Immer mehr entwickelte und bestätigte sich das Mechanische und Formelle in seinem ganzen Wesen, besonders in seiner Lebensordnung. Eine Uebersicht derselben wird der beobachtende Leser nicht überflüssig oder unzeitig finden.

Um acht Uhr des Morgens ward der König geweckt. Dann traten der erste Leibarzt, der erste Wundarzt und die Amme des Königs herein. Diese gab ihm einen Kuß und das Geschäft der erstern war, ihn zu reiben, oder ein Hemd anzuziehen, wenn er geschwitzt hatte. Ein Viertel auf Neun ward der Oberkammerherr gerufen, und mit ihm erschienen diejenigen Personen, welche das Recht der grandes entrées hatten. Einer davon zog dann den Bettvorhang weg und reichte dem Könige das Weihwasser. Dieß war die Gelegenheit, wo einer, oder der andere von ihnen dem Könige einige Worte sagen, sich etwas von ihm ausbitten konnte. Geschah dieß, so entfernten sich die Uebrigen. Indessen verweilten sie meistens nur einen Augenblick; etwa so lange, als bis der, welcher dem Könige das Weihwasser gereicht hatte, dieß hinwegnahm und ihm dagegen ein — stets dasselbe — Gebetbuch übergab. Alle gingen dann in das Conseil-Kabinet. Sie durften nur wenig Minuten verweilen — so lange das Gebet dauerte — dann traten sie auf den Ruf des Königs wieder herein, und eben der, welcher ihn bisher

bedient hatte, gab ihm den Schlafrock. Nun erhielten auch die Herren vom brevets d'affaires Zutritt und bald darauf alle übrigen Personen vom Stande, die sich zu diesem sogenannten petit lever einfinden durften. Der König zog sich in ihrer Gegenwart Schuh und Strümpfe an, ließ sich einen Tag um den andern rasiren und kleidete sich größtentheils selbst vollends an. Wenn er gekleidet war, betete er abermals, die Geistlichen knieten dabey nieder, die weltlichen Standes blieben stehen. Indessen erschien der Hauptmann von der Leibwache und der König begab sich in sein Kabinet. Hier fand er alles, und hieher folgte ihm alles, was dazu Erlaubniß hatte; eine große Anzahl Personen, die größestentheils ihrer Staats- oder Hofbedienungen wegen auf diese Ehre Anspruch machen konnten.

Hier ertheilte der König seine Befehle für die Ordnung der Geschäfte und Vergnügungen des Tages. Darüber ging eine halbe Viertelstunde hin. Dann entfernte sich alles, bis auf die natürlichen Kinder des Königs, deren Hofmeister und noch

einige wenige Personen, die das Recht hatten, durch die Hinterthüre in des Königs Zimmer zu kommen. Dieß war auch die Zeit für die Künstler, Baumeister und andere Leute dieser Art. Ingleichen wurden die fremden Minister in dieser Zeit zu sogenannten geheimen Audienzen zu gelassen.

Der Hof wartete indessen in der Gallerie und der Hauptmann der Leibwache an der Thür des Kabinets; bis ihm angezeigt wurde, daß der König im Begriff sey, in die Messe zu gehn. Nach der Messe ging gewöhnlich bald das Conseil an, welches dann den übrigen Theil des Morgens hin nahm.

Am Donnerstage Morgen fiel diese Beschäftigung aus. Gewöhnlich ging der König an diesem Tage aus der Messe zu der Frau von Maintenon, oder gab Audienzen, oder beschäftigte sich mit seinem Beichtvater. Um Ein Uhr war die Zeit des Mittags-Essens. Der König speiste allein; doch fanden sich immer die angesehensten Personen am Hofe, männlichen Geschlechts, dabey ein. Selbst der Bruder des Königs erschien

nicht selten. Er reichte dann dem Könige, beym Anfange der Mahlzeit, die Serviette und nahm sie ihm wieder am Ende derselben ab. Erst auf die wiederhohlte Zumöthigung des Königs durfte er sich setzen; zuweilen mit dem Könige speisen.

Nach der Tafel ging der König in sein Kabinet. Im Eintreten verweilte er einen Augenblick an der Thüre, um die anzuhören, welche ihm etwas zu sagen hatten, und dieses Zeitpunkts wahrnahmen. Selten mogte man es wagen, ihm zu folgen. Der König belustigte sich nun eine Zeitlang mit seinen Hühnerhunden, kleidete sich um und ging durch eine Hintertreppe in den Hof hinab, um auszufahren. Auf diesem Wege war es wieder erlaubt ihn anzureden: doch versteht es sich, nur solchen, die der König persönlich kannte und deren Rang und übrige Verhältnisse zu der Person des Königs eine solche Kühnheit rechtfertigten. Diese Spazierfahrten waren vom Wetter unabhängig. Ihr Zweck war einen Hirsch zu jagen, oder im Park zu schiessen, oder in den Gärten von Marly und Fontainebleau spazieren zu gehen.

Für jeden dieser Orte hatten diese Spaziergänge eine eigene Form und ein besonderes Ceremoniel; welches von dem Könige selbst und dem ganzen Hofe mit der kleinlichsten Pünktlichkeit stets auf gleiche Weise beobachtet wurde.

Nach seiner Zurückkunft kleidete er sich wieder um und arbeitete dann mit den Ministern, meistens in Gegenwart und in dem Zimmer der Frau von Maintenon. Um zehn Uhr speisete diese in seiner Gegenwart, kleidete sich dann aus und legte sich zu Bette. Erst dann begab sich der König zu seiner Abendtafel; an welcher Alles, was zum königlichen Hause gehörte und mehrere der vornehmsten Damen und Herren Theil nahmen.

Nach dem Essen begab er sich in sein Kabinet, wo er noch eine Stunde in Gesellschaft seiner Kinder und vertrauter Personen zubrachte. Das Zeichen für die Entfernung derselben war: wenn der König seinen Hunden, die hier wieder seine vorzüglichste Unterhaltung ausmachten, zu fressen gab. Hieran erkannte die Gesellschaft, daß sich der König zur Ruhe begeben wolle.

Das Ceremoniel, unter welchem er sich ins Bette verfügte, war dem ähnlich, unter welchem er dasselbe verließ. Erst wenn er sich nieder gelegt hatte, durfte sich die zahlreiche Versammlung, welche das Recht hatte, bey dem petit coucher zugegen zu seyn, entfernen.

In dieser Lebens-Ordnung machten die Tage, wo er Medicin einnahm, und die kleinen Reisen nach den Lustschlössern nur geringe Veränderungen. Dieselbe Regelmäßigkeit und Ordnung beobachtete er in den Religionsceremonien, und verlangte ein Gleiches von seinem ganzen Hofe. Nur einmal in seinem Leben hatte er die Messe zu hören versäumt. Eben so selten waren die Ausnahmen von der Beobachtung der Fasten und der Kommunion, an den bestimmten Tagen. In dieser lang gewöhnten Lebensordnung durfte ihn nichts ausser ihm stöhren. So machte er seine Besuche bey der Frau von Maintenon unausgesetzt, zu derselben Stunde und unter denselben Umständen. Sie durfte es nicht wagen, eine Ausnahme zu machen. Auch selbst wenn sie krank war, arbeitete er in ihrem Zimmer

und verlangte ihre Gegenwart. Auf Reisen mußten ihn die Personen begleiten, welche er bestimmte; auch wenn es die äusserste Unbequemlichkeit für sie hatte, und selbst Gesundheit und Leben in Gefahr setzte. Die falsche Geburth, welche eine solche Reise der Herzogin von Burgund zuzog, und die Art, wie sich der König über diesen Unfall äusserte, ist bekannt.

Wir haben uns hier etwas näher in die Beschreibung der Lebens-Art dieses Monarchen eingelassen, als es sonst der Zweck dieses Aufsatzes erlaubt. Allein wir glauben bey diesem Monarchen die Rechtfertigung dieses Verfahrens schon bey dem Leser voraussetzen zu dürfen. Ludewig hat lange Zeit, wo nicht für den grössesten, doch für den merkwürdigsten Monarchen seiner Zeit gegolten; und es kam hier auf die Entscheidung an: ob er ein großer, merkwürdiger Mensch war?

Gemeinhin wird er der Schöpfer des Unglücks, was über Frankreich gekommen ist; ein Menschenverächter, ein unersättlich ehrgeiziger Despot, ja, ein grausamer, blutgieriger Tyrann

genannt. Allein nur um eins von diesen zu seyn, fehlte es ihm an Talent und Kraft. Es ist wahr, der Despotismus wurde unter ihm vollendet, das Land entvölkert, Menschen genug auf die Schlachtbank geführt, die Finanzen, welche unter ihm erst geschaffen waren, auch wieder zerstöhrt; und in sofern ist allerdings unter ihm der Grund zu dem spätern Unglücke Frankreichs gelegt. Allein wie mag man dieß einem Monarchen allein anrechnen, den das Schicksal unmündig auf den Thron gesetzt hatte; dem man von Kindheit an nur egoistische Triebe eingeflößt, gelehrt hatte, sich selbst stets als Zweck, sein Volk nur als Mittel zu betrachten; der von den Rechten einer Nation auch nicht einmal eine unbestimmte Ahnung hatte, und das Wohl des Staats höchstens als eine Redensart kannte, um damit den Willen, die Absichten, das Vergnügen des Monarchen zu bezeichnen, der seine Staaten nicht weiter kannte, als aus dem was man für gut fand, ihn darüber zu sagen; der keine Art von Kenntnissen besaß, und dem man dennoch glaubend gemacht hatte, daß er sie alle erschöpfe; für den nur andere handelten, in-

dem sie ihn unablässig in der Ueberzeugung bestätigten: alles, was geschehe, werde unmittelbar durch ihn und von ihm bestimmt, angeordnet und zur Ausführung gebracht.

Wie irrig würde man sich einbilden: die Regierung durch Kommissionen, die ganze militärische Verwaltung sey die Erfindung Ludewigs; das Produkt seiner Spekulation über Alleinherrschaft und unabhängige Monarchen-Gewalt. Wie irrig würde man aus seinen langen und blutigen Kriegen, aus den harten selbst schaudervollen Verfolgungen und Vertreibungen der Hugenotten folgern, daß er ein grausamer, blutgieriger, intoleranter Tyrann gewesen sey. Wenn jenes das Werk seiner Minister — unternehmender, herrschsüchtiger, kraftvoller Köpfe! — war; so sind dieß nur Zeugnisse für seine Schwäche und Abhängigkeit von den Intriguen und der selbstsüchtigen Wirksamkeit anderer.

Bedarf dieß Bestätigung durch Beyspiele, so erinnern wir den Leser an die bekannte Anekdote von dem Fenster zu Trianon. Der König hatte einen Fehler in dem Verhältnisse eines Fen-

sters in diesem Lustschlosse bemerkt; Louvois widersprach ihm, und erklärte es für vollkommen regelmäßig. Es entstand ein Streit, welcher zu verschiednenmalen wiederhohlt wurde; bis der König endlich das Fenster ausmessen ließ und so die Bestätigung für seinen Tadel erhielt. Er machte itzt dem hartnäckigen Minister ziemlich derbe Vorwürfe und dieser eilte, auf das empfindlichste gereizt und gekränkt, nach Hause. Er glaubte sich seinem Sturze nahe, wenn er die Aufmerksamkeit des Königs nicht auf einen Gegenstand lenken könnte, der ihn durch Neuheit und die Größe des Interesses ganz beschäftigte. „Er muß Krieg haben", rief er, „denn dadurch werde ich ihm aufs Neue nothwendig; und wahrlich! er soll ihn haben"! Einige Monathe nachher entstand der Krieg in Flandern.

„Wir können neun und zwanzig Mal", sagte einst ein anderer Minister, „bey dem Könige durchsetzen, was wir wollen. Nur das dreißigste Mal besteht er eisern auf seinem Sinn, und das Uebel ist, daß wir nicht wissen, welches dieses dreißigste Mal seyn wird". Dieß war die

Selbstherrschaft Ludewigs; und war dieß etwas anders, als die Herrscher-Art aller eingeschränkten Köpfe?

Nichts beweißt mehr die Eingeschränktheit seines Verstandes und die Schwäche seines Charakters, als die Art, wie er sich bey den Streitigkeiten zwischen den Jansenisten und Jesuiten, selbst bey der Verfolgung der Hugenotten benahm. Nichts machte ihn zum Verfolger, als die Verfolgungen seines Beichtvaters und die Furcht vor der Hölle. Dennoch würde er nicht eingewilligt haben, hätte er die Art der Bekehrung, wie sie es nannten, und ihre Folgen gekannt. Man weiß, daß sich Ludewig fest überzeugt hielt: die Ketzer wären alle bekehrt, und würden nun selig, wie er selbst.

Ludewig war nie ein böser, nie ein harter tyrannischer Mensch gewesen; allein er hatte auch nie Gefühle des Wohlwollens und der Theilnahme für seine Unterthanen hegen können, weil er nie diese Gefühle kennen gelernt hatte. Merkwürdig scheint es daher, daß er in seinen spätern Jahren, in den Jahren der Widerwärtigkeiten

etwas mehr Schätzung der Menschen, etwas mehrere Theilnahme an dem Schikſale ſeiner Unterthanen äuſſerte. Während des unglücklichen Laufs des ſpaniſchen Succeſſionskriegs wollte man mehr als einmal dergleichen Aeuſſerungen von ihm gehört haben. Allein die Pflichten für ſeine Familie, für ſeine Ehre, gingen in ſeiner Vorſtellung weit über die Pflichten für ſeine Unterthanen; oder vielmehr, er hatte nur Pflichten für ſeine Famielie, für ſeine Ehre; und ſo blieb für ſeine Unterthanen nichts weiter, als ein flüchtiges Mitleiden, was gegen die Foderungen jener Pflichten und ſtärkern Gefühle freylich wirkungslos bleiben muſte.

Dieß konnte um ſo weniger anders ſeyn, da ihn ein Prieſter tyranniſirte, der auſſer ſeinem jeſuitiſchen Prieſter-Geiſte auch noch alle Eigenſchaften eines böſen und verderblichen Menſchen in ſich vereinigte. Als die Stelle eines Beichtvaters, durch den Tod des Paters de la Chaiſe erledigt war, forderte die Frau von Maintenon das Urtheil des Biſchofs von Charres und des la Chetardie, Pfarres von

St. Sulpiz, welche ihr Vertrauen hatten, über die Wiederbesetzung derselben. Der König verlange, sagte sie ihnen, einen Mann von niederer Herkunft, aber gesetztem und ausgebildetem Geiste; der weder mit der Sorge für seine Familie beschäftigt, noch ein Sclave menschlicher Behutsamkeit sey.

Zugleich übergab sie ihnen einen Aufsatz von drey Namen, welchen der verstorbene Beichtvater, auf die Forderung des Königs, kurz vor seinem Ende, gemacht hatte.

Unter diesen stand oben an der Name eines Mannes, welcher damals als Provinzial des Jesuiter-Ordens zu Paris lebte, und sich merkwürdiger durch seinen intriganten Charakter, als durch ein schlechtes Buch zum Besten der Chinesischen Christen gemacht hatte. Er war der heftigste Feind der Jansenisten, ihr Aufspürer und Angeber bey dem Pater de la Chaise gewesen. Stets mit Intriguen beschäftigt, zeigte er doch noch fast mehr Geschicklichkeit sie zu verbergen, als sie zu führen. Man kannte ihn kaum, ohnerachtet er schon seit zwanzig Jahren das ganze Königreich beunruhigte.

Es

Es war selbst die Folge einer Intrigue von ihm, daß sein Name oben an stand. Der Sterbende hatte ihm den untersten Platz auf der Liste zugedacht. Allein er mußte sich die Hand führen lassen; und so wechselte der Schreiber die Stellen. Le Tellier erreichte dadurch seine Absicht. Der König wählte ihn, weil sein Name ihm zuerst in die Augen fiel; die Frau von Maintenon stimmte bey, weil man ihr den Kandidaten als einen gelehrten, frommen und artigen Mann geschildert hatte; der Bischof von Charter wurde für seine Wahl durch die fromme Hoffnung bestimmt: der Kardinal von Noailles, (der längst, als Beschützer der Jansenisten, ein Gegenstand des unversöhnlichen Hasses der Jesuiten und ihre Freunde gewesen war) werde nun bald völlig gestürzt seyn; und der Pfarrer von St. Sulpitz gab dieser Wahl seinen Beifall, — weil alle drey ihm ihre Stimmem gegeben hatten.

Von nun an umgab den König nichts als Anklagen, Untersuchungen, Zumuthungen zu

Gewaltstreichen und Strafen. Le Tellier hatte sich einen Rath aus Brüdern, ihm ähnlich und seiner würdig, gewählt. Alle unruhigen, intoleranten, listigen und verfolgungssüchtigen Köpfe unter den Jesuiten standen mit ihnen in der genauesten Verbindung. Durch sie verbreitete sich eine rastlose intrigenvolle Thätigkeit durch das ganze Reich; durch sie gelangten aus allen Theilen des Reichs unaufhörlich Klagen über Ketzereyen, Zumuthungen, Drohungen und Vorschläge zu Verfolgungen, zu den Ohren des Königs. Dennoch vermogte dieses Bestürmen die bessere Natur des Monarchen nicht zu allen Zeiten und nicht ganz zu unterdrücken; wohl aber erhielt sie sein Gemüth in einer steten Beunruhigung, und trieb ihn zuweilen aufs Aeusserste. Die Verfolgungssucht dieses verderblichen Menschen machte den König eben so unglücklich, als sie für den Staat zerstörend wurde. Indessen vermogte er selbst durch die ganze Kraft seiner geistlichen Macht und List nicht alles über den König. Ein Beweis ist, daß es ihm nicht gelang, den Kardinal von Noailles zu verder-

ben; und dennoch war nie bey ihm etwas mehr Vorsatz gewesen, nie etwas von ihm mit mehr Eifer betrieben worden.

Zwar war es dem Pater le Tellier gelungen, die ganze Rechtgläubigkeit des Königs gegen den Kardinal aufzubringen. Als sich der Kardinal der Annehmung der päbstlichen Bulle, womit die Jesuiten die Quellischen Ketzereien und mit diesen den ganzen Jansenismus zu unterdrücken hofften, widersetzte, und darüber eine völlige Spaltung zwischen ihm und dem Hofe entstand, sagte der König zu den Kardinälen d'Etrees und Polignac, welche die Vermittler machten: „Ohne eben ein Gottesgelehrter zu seyn, sehe ich doch wohl daß der Kardinal von Noailles ein Ketzer ist. Allein ich werde mich aller meiner Gewalt bedienen, um ihn aufs Aeusserste zu treiben.“ Um den Kardinal zu schrecken, ließ er überdieß allerley Gerüchte ausbreiten: wie er dem päpstlichen Nuntius freye Hand lassen werde; wie der Kardinal nach Rom beschieden und seinem Schicksale, einem ewigen

Gefängnisse, überlassen werden solle ꝛc. So ernstlich und drohend dieß schien; so bezeigte doch der König seine lebhafte Freude, als ihm der Kardinal von Polignac versicherte: die Lehre des Erzbischofs von Paris wäre völlig lauter; das müßten selbst die Bischöfe gestehn, welche für die Annehmung der Bulle gestimmt hätten. „Welch ein Vergnügen machen Sie mir!“ rief er. „Es ist mir nun weit leichter ums Herz!“ Freylich wurde er in der Folge wieder umgestimmt. Nie konnte er indessen zu einem entscheidenden Machtstreiche gegen den Erzbischof bewogen werden.

Nichts desto weniger war le Tellier, in dem Zeitpunkte, welchen wir hier auffassen, eine von denen Personen, welche am meisten über das Urtheil und den Willen des Königs vermogten. Einen gleichen, wo nicht größern Einfluß behauptete jedoch beynah dreißig Jahre lang Frau von Maintenon; welche freylich besser als jener, aber doch ebenfalls auf keine Weise fähig war, den König zu großen Handlungen zu bestimmen, oder ihn zum Vater sei-

ner Unterthanen zu machen. Sie war klug und nicht böse. Allein sie hatte nur Sinn für ihre kleinlichen Plane; dachte nur darauf, diese durchzuführen, sich geltend zu machen und ihre Wichtigkeit zu sichern. Ueberdieß war sie ebenfalls ein Werkzeug in der Hand heuchlerischer und frömmelnder Priester. Ihre Stiftung zu St. Cire lag ihr unendlich mehr am Herzen, als das Wohl des ganzen Reichs und die Ruhe von ganz Europa. Sie dehnte ihre Wirksamkeit nicht viel weiter aus, als über die Hofverhältnisse und die Besetzung der Minister- und Feldherren-Stellen; wodurch freylich mittelbar ihr Einfluß sich sehr wesentlich ins Allgemeine verbreitete. Sie suchte etwas darin, zu thun, als ob sie sich in nichts mische. Auch war es freylich in ihrem Verhältnisse gegen den König, schwer, diese Rolle unausgesetzt fortzuspielen. Sie pflegte selten, oder nie, sich für oder wider jemand zu erklären, oder unmittelbar wirksam zu bezeigen. Desto mehr aber redete und handelte sie durch andere. Als der Herzog von Orleans vom Spanischen Hofe angeklagt wurde: er trach-

te Philip dem Fünften die Krone dieses Reichs zu entreissen und sich zuzueignen, und die Herzogin von Burgund, eine erklärte Feindin Orleans, auch Frau von Maintenon bewegen wollte, sich öffentlich gegen ihn zu erklären, antwortete sie: die Ehrfurcht die ich einem Neffen des Königs schuldig bin, verschließt mir den Mund. Und eben so antwortete sie der Gemahlin des Herzogs, welche ihren Einfluß für ihn foderte: die Ehrfurcht, welche ich dem König von Spanien schüldig bin, verpflichtet mich zum Stillschweigen. Nichts desto w niger wurde sie, freylich durch den Mund eines andern, zu seinem Vortheil wirksam; — denn sie haßte die Prinzessin von Ursini.

Bey dieser scheinbaren Theilnahmlosigkeit, würde doch nicht leicht jemand in dem was von der unmittelbaren Bestimmung des Königs abhing, seine Absicht erreicht haben, wenn er sie nicht in sein Interesse gezogen hätte. Die Minister machten ihr den Hof und vermogten alles, wenn sie mit ihr im Einverständ-

nisse waren. Doch auch sie bedurfte der Minister; denn ihre meiste Wirksamkeit ging durch diese. Der König fragte sie fast beständig um ihren Rath, that aber, als ob er wenig darauf achte; wiewohl er ihn, besonders wenn er mit der Meinung der Minister übereinstimmte, fast beständig befolgte. Und Frau von Maintenon wußte dafür zu sorgen, daß beyde zusammentrafen.

Um das Verhältniß und die Wirksamkeit dieser außerordentlichen Frau, in dem Zeitpunkte, welchen wir hier auffassen, kennen zu lernen, wird es am zweckmäßigsten seyn, ihre eigene Beschreibung ihrer Lebensart und Wirksamkeit einzuschalten.

„Von dem Augenblick an", so äußerte sie sich gegen eine Freundin, „in welchem des Morgens meine Thür geöffnet wird, habe ich keine Minute mehr für mich. Erst kommen die Leibärzte, dann unzählige andere Personen, die sich nach meinem Befinden erkundigen. Nach diesen findet sich Herr von Cha-

millard, oder irgend ein anderer Minister ein. Der Erzbischof von Paris, ein Marschall von Frankreich, der zur Armee reisen will, ein Verwandter, unzählige andere Menschen, folgen auf einander: immer scheint einer von höherm Range den andern abzulösen. Endlich kömmt der König. Dann muß freylich alles weichen. Er bleibt, bis er zur Messe geht. Bemerken Sie, daß ich bis dahin noch im Negligée bin: denn wo sollte ich Zeit zum Ankleiden finden, da ich kaum einen Augenblick zum Gebete hatte."

„Nach der Messe kömmt der König wieder zu mir; sodann die Herzogin von Burgund mit ihrem Gefolge. Sie bleiben da, während ich zu Mittage esse. Also habe ich auch diese Zeit nie Ruhe. Ich muß besorgen, daß die Herzogin von Burgund etwas Unschickliches sage, oder thut. Ich muß sie anstiften, dem einen, oder dem andern etwas Verbindliches zu sagen. Ich beobachte ihr Betragen gegen ihren Mann; im Falle er zugegen ist. Ueberhaupt, da ich es auf mich genommen

habe, ihre Bildung zu vollenden; so glaube ich auch für ihr ganzes Betragen verantwortlich zu seyn."

„Bey allem Gedränge, was mich bey Tische umgiebt, kann ich nicht einmal zu trinken fodern. Ich sage dann: ich genieße sehr viel Ehre; aber bey alledem wünschte ich doch wohl einmal einen Bedienten zu haben. Alles läuft nun durch einander; jeder eilt, mich zuerst zu bedienen, und wer zu spät kömmt, nimmt es mir übel, daß ich seine Dienste nicht annehmen kann. Ich finde also in ihrer Höflichkeit eine neue Plage."

„Endlich geht alles zur Tafel. Jetzt würde ich frey seyn. Allein gerade diese Zeit pflegt der Dauphin zu seinen Besuchen zu wählen. Er ist sehr schwer zu unterhalten; denn er redet selbst wenig, hat beständig lange Weile und sucht nur sich selbst zu entfliehen *).

*) Was diese Unterhaltung noch mehr erschweren mogte, war die gegenseitige Abneigung beyder. Bekanntlich begegnete der Dauphin (Sohn Ludewig XIV.) die Frau von Maintenon anfangs

Nach der Tafel kömmt der König mit der ganzen Familie, allen Prinzen und Prinzessinnen in mein Zimmer zurück. Nach einer halben Stunde geht er allein weg; alles Uebrige bleibt, und ich muß mich wieder der aller lästigsten Unterhaltung hergeben. Ich muß heiter und unbefangen scheinen, ob mir gleich, besonders über den Kriegsangelegenheiten, gemeiniglich der Kopf voller Verdruß und Sorgen ist. Täglich laufen böse Zeitungen ein; täglich höre ich von verlohrenen Schlachten, von verunglückten Belagerungen, von dem Tode solcher Menschen, die meine Freunde sind, oder meinen Freunden angehören; oder die doch sonst als treue Diener des Königs meine Theilnehmung verdienen. Dennoch müssen meine Augen heiter seyn, wenn auch unablässig Thränen in dieselben dringen.“

„Geht endlich die Gesellschaft aus einander, so hat allezeit diese oder jene Dame

wohl mit Verachtung, und in der Folge immer noch mit vieler Nachlässigkeit. Daß er sie besucht habe, findet sich sonst nicht, als hier.

d. V.

mir noch etwas besonders zu sagen. Sie eröffnen mir ihre persönlichen Bekümmernisse und verlangen von mir, daß ich eben so vielen Antheil daran nehmen soll, als an dem allgemeinen Unglücke des Staats. Alle verlangen meine Dienste bey dem Könige; die welche meine Feindinnen sind, wie meine Freundinnen. Alle setzen mich in die Nothwendigkeit, den König, den die Last der Staatsgeschäfte und Widerwärtigkeiten fast erdrückt, mit ihren kleinen persönlichen Angelegenheiten zu belästigen. So wird die Alte das Augenmerk und die Zuflucht des ganzen Hofs. Alles soll und muß durch mich gehn" — —

. . . . . .

„Wenn der König von der Jagd kömmt, findet er sich gleich wieder bey mir ein. Man schließt die Thür und Niemand wird ferner zugelassen. Dann muß ich seinen heimlichen Kummer mit ihm theilen, der gewiß nicht gering und leicht ist. — Um diese Zeit finden sich die Minister ein, die nicht selten wieder eine Summe neuer trauriger Nachrichten mitbringen. Der König hört sie sehr aufmerk-

sam an, und setzt sich zur Arbeit. Verlangt er meine Gegenwart dabey nicht (ein höchst seltener Fall!) so ziehe ich mich in den andern Theil des Zimmers zurück und schreibe, oder bete. Ich esse zu Abend, meistens während der König noch arbeitet."

„Auf diese Weise bin ich, von sechs Uhr des Morgens an, in beständiger Anspannung, und endlich sehr müde. Der König bemerkt es und sagt dann wohl: „Sie können nicht „mehr, Madam, nicht wahr? Gehn Sie zu „Bette."

„Meine Kammerfrauen kommen nun. Aber ich merke, daß sie dem Könige im Wege sind; weil er noch allerley mit mir allein zu bereden hat. Auch ist wohl noch ein Minister zugegen, und der König besorgt, daß die Kammerfrauen etwas auffangen, was sie nicht hören sollen. Ich kleide mich so geschwind als möglich aus, und eile dabey oft so sehr, daß mir übel wird. Endlich bin ich im Bette, und meine Weiber haben sich entfernt.

Nun setzt sich der König noch neben mein Bette, bis er zur Tafel geht."

„Eine Viertelstunde vor dem Essen kömmt der Dauphin, der Herzog und die Herzogin von Burgund und mehrere von der königlichen Familie noch zu mir herein. Um zehn Uhr, oder ein Viertel auf Eilf geht alles weg. Nun endlich bin ich allein, und kann mich der Erquickung überlassen, deren ich so sehr bedarf. Allein, freylich hindert mich die Ermüdung selbst oft, mich des Schlafes zu erfreuen."

Frau von Maintenon sprach oft und gern über ihr Verhältniß, über ihre unruhvolle Lebensart, über die Ehre, deren sie genoß und über die Wirksamkeit, welche sie übte. Meistens freylich, — wie es der frömmelnden Eitelkeit eigen ist! — als über eine Last, die ihr von Gott zur Prüfung aufgelegt worden; und die sie nur geduldig ertrüge, weil sie es für ihre erste Pflicht halte, sich gelassen dem Willen des Höchsten zu unterwerfen.

„Ich muß mich oft wundern," sagte sie einst, bey einer solchen Gelegenheit, „wenn ich sehe, wie so Vieles, was ich in der besten Absicht, Gutes zu befördern, unternommen habe, übel ausgefallen ist. Wie oft habe ich mich vergebens bemüht, solche Personen dem Könige näher zu bringen, welche als redliche Leute bekannt waren, die die Tugend liebten, und die Schmeicheley verabscheueten. In dieser Absicht bewirkte ich die Erhebung des Herrn von Noailles zum Erzbischof von Paris und die des Abbé Fenelon zum Erzbischof von Cambray; und wie wenig ist mir mit beyden meine Absicht gelungen? Ich war, besonders über diese fehlgeschlagene Erwartung, so bekümmert, daß der König es bemerkte und mir spottend vorwarf: wir würden uns wohl über diese Sache zu Tode grämen müssen!" — —

„Die Fürsten wollen niemals," fuhr sie in dem Verfolge dieser Unterredung fort, „an traurige Dinge erinnert seyn. Sie sind an Schmeichler gewöhnt, deren stetes Bestreben dahin geht, alles aus ihrem Anblick zu ent-

fernen, was nur die geringste unangenehme Vorstellung erregen kann. Ich hingegen sehe mich in meinem Gewissen verpflichtet, aus Freundschaft für den König und durch den Antheil, den ich an dem Wohle des Vaterlandes nehme, ihm zu jeder Zeit die Wahrheit frey heraus zu sagen. Ich muß ihm ohne Unterlaß zeigen, daß er hintergangen wird, daß man ihm böse Anschläge giebt. Ich bin in dem unglücklichen Falle, denjenigen zu betrüben, den ich liebe, und das Misfallen desjenigen rege zu machen, dem zu gefallen mein einziger Wunsch ist." — —

Mit diesem Selbstbekenntnisse stimmen nun freylich die Urtheile anderer nicht ganz überein. Vielmehr stellen ihm mehrere glaubwürdige Zeugen die Beschuldigung entgegen: daß sie besser als Jemand die Kunst verstanden und geübt habe, auf die Eitelkeit des Königs, durch Schmeicheley zu wirken. Auch mag man wohl mit Grunde bezweifeln, daß sie auf dem Wege der Wahrheit bey einem Fürsten zu der Allgewalt hätte gelangen kön-

nen, dem Schmeicheley wie tägliche Nahrung zum Bedürfnisse geworden war. Nie ist ein Monarch auffallender und gröber geschmeichelt worden, als er; nie hat es einer mehr verlangt und ertragen können, als er. Nicht blos Höflinge machten sich ein angelegentliches Geschäft daraus. Künstler, Gelehrte, Minister, Feldherren, alles schmeichelte ihm auf gleiche Weise. Beyspiele davon wird es nicht bedürfen. Alle Schriftsteller, alle Kunstwerke seiner Zeit, die ganze Geschichte seiner Regierung enthält deren auf jeder Seite.

Seine Neugier, alles zu wissen, veranlaßte das Spionen-System der Policey in Paris, und versammelte ausser dem noch ein Heer von Zuträgern um ihn her. Indessen beschränkte sich diese Neugier gröstentheils nur auf die Thorheiten, Galanterien u. s. w. des Hofs und der Hauptstadt. Allenfalls begriff sie auch zu Kriegszeiten die Begebenheiten bey den Armeen in sich. Der wahre Zustand des Landes lag ausserhalb den Grenzen derselben; und nie, zu keiner Zeit seiner Regierung

gierung hat er einen richtigen und genauen Begriff davon gehabt.

Seine Neugier glich indessen seiner Verschwiegenheit; eine seltene Vereinigung zweyer so verschieden-artiger Eigenschaften. Auch legte er auf die letztere keinen geringern Werth, und verlangte sie in gleichem Grade von denen, welchen er sein Vertrauen schenkte.

Nie ging indessen seine Vertraulichkeit bis zu einer Offenheit und Zutraulichkeit. Stets suchte er seine Gedanken und seine Entschlüsse in den Schleier eines geheimnisvollen Wesens zu hüllen. Er fühlte sich darin, daß Niemand wissen könne, was er zu thun entschlossen sey, eh er für gut fände, es durch die That selbst zu erklären. Besonders suchte er hiedurch seine Königswürde gegen die Ansprüche der Großen und Gewaltigen seines Reichs in Sicherheit zu setzen. So ließ er den Marschall von Villars, den er und die ganze Nation als den Retter Frankreichs betrachteten, nach dem Utrechter Frieden, lang in Ungewiß-

heit, ob er ihm oder dem Herzog von Harcour das Kommando über die Armee gegen Oesterreich bestimmt habe, ohnerachtet er längst darüber entschlossen war. Er behandelte ihn sogar mit auffallender Kälte, und ließ ihm ausdrücklich sagen: sein Nebenbuhler werde das Kommando erhalten, was er ihn endlich doch ertheilte. Das meiste Vertrauen äußerte er gegen seine Kammerleute und Bediente, wodurch diese eine Wichtigkeit und einen Einfluß erhielten, welche freylich in despotischen Staaten nicht zu den Seltenheiten gehören.

Der König verlangte und brachte es in Rechnung, daß seine geringsten persönlichen Bedienten mit Ehrerbietung behandelt wurden, wenn sie in einem Dienstgeschäfte begriffen waren. Er verlangte dieß von den vornehmsten Personen des Hofs und pflegte gelegentlich einzelne Fälle, wo man seine Bedienten außerordentliche Ehre erwiesen hatte, als Beyspiele zur Nachahmung zu erzählen. Dieß hatte denn auch die Wirkung, nicht nur, daß sie stets, selbst von den angesehen-

sten Personen, mit vieler Auszeichnung behandelt wurden, und man sich um ihre Gunst bewarb; sondern ihnen auch in einzelnen Fällen besondere Ehrenbezeigungen angedeihen ließ. Hatte der König einen der geringern Officianten mit einer Bestellung an diesen oder jenen Großen abgesandt, so unterließ er nie, ihn bey seiner Rückkunft zu fragen, wie er aufgenommen sey? Er fand es sehr schicklich, und pflegte es immer noch mit Wohlgefallen zu erzählen, als einst ein Herzog von Montbazon einen gemeinen Bedienten, der ihm einen Brief von dem König überbrachte, an seiner Tafel Platz nehmen lassen, und ihn beym Weggehn, bis in den Hof seines Pallastes begleitet hatte.

Wohllust, Eitelkeit, Herrschsucht und Frömmeley hatten seine edlen Gefühle nach und nach so abgestumpft, daß auch die stärksten Erschütterungen nur geringe Eindrücke darauf zu bewirken vermogten. Der unglückliche Lauf des von ihm veranlaßten Spanischen Erbfolge-Kriegs, das mannigfaltige und

mit jedem Jahre steigende Elend, welches sich durch denselben in dem ganzen Königreiche verbreitete, erregte wohl Verdruß, aber keine eigentliche Theilnahme bey ihm. Das Gefühl des Unvermögens, und die Furcht vor seinem eigenen gänzlichen Untergange, überwältigten seinen Stolz so weit, daß er sich entschloß wiederholte Friedensanträge zu machen. Indessen war es dennoch der nicht zu beugende Hochmuth, der lieber alles auf das Spiel setzen, die Summen des menschlichen Elendes bis zum höchst-möglichen Grade vermehren wollte, als einen schimpflichen Frieden eingehn. Nur dem verwöhnten Despoten-Dünkel kann das, was er Ehre nennt, über die Gesetze und Foderungen der Menschlichkeit und Sittlichkeit erhaben dünken.

Auch die schnell hintereinander folgenden Todesfälle in seiner Familie, wodurch sich der mehr als siebzigjährige Greis fast aller seiner successionsfähigen Kinder und Enkel beraubt sah, wodurch er eine Herzogin von Burgund, die ihm so nothwendig geworden war, ver-

lohr — scheinen keine kräftigen Eindrücke auf ihn gemacht zu haben. Seinen Sohn den Dophin, hatte er nie geliebt. Auch wird er wohl nicht ohne Grund beschuldigt, daß er denselben absichtlich von jeder Beschäftigung abgehalten und dadurch, und durch den Druck, unter welchem er ihn erhielt, die gänzliche Erschlaffung aller Geisteskräfte bey ihm bewirkt habe, so daß er die Achtung seiner Zeitgenossen und die Aufmerksamkeit der Nachwelt verlohr.

Unter den Uebrigen erregte die Herzogin von Burgund zwar einigermaßen seine Theilnahme. Sie hatte sich ihm unablässig gewidmet und seine Erheiterung und Unterhaltung zu ihrer fortgehenden und emsigsten Beschäftigung gemacht. Dennoch scheint der Kummer, welchen er über ihren Tod empfand, gar bald durch die Besorgnisse für sein eigenes Leben unterdrückt zu seyn; wozu ihm der Argwohn einer Vergiftung der Verstorbenen, und eines Plans, die ganze königliche Familie

auf diese Weise zu opfern, allerdings berechtigen konnte.

Mit der Annäherung seines Todes sollen sich auch Reue und Gewissensbisse eingefunden; sich manche Vorstellung seiner geängsteten Seele dargeboten haben, welche vorher nicht emporkommen konnte. Er äusserte sich klagend: als Privatmann habe er sich keinen Vorwurf zu machen, wohl aber als Fürst. „Wer wird die Schulden des Reichs bezahlen!“ rief er aus. „Gerechter Gott ich hoffe alles von deiner Barmherzigkeit! Ich leide; aber ich leide nicht genug; und das ist's, was mich bekümmert!“ Auch ermahnte er seinen jungen Nachfolger: die Auflagen zu vermindern; überhaupt das zur Ausführung zu bringen, was er so unglücklich gewesen sey, nicht ausführen zu können. Allein was für einen Werth kann man auf Aeusserungen dieser Art, von der Todesfurcht erpreßt, legen? Und was für einen Beweiß können sie für eine reine Theilnahme an dem Schicksale seiner Unterthanen gewähren? Die Geschichte liefert mehre-

re Beyspiele ähnlicher Aeusserungen; welche die Todesfurcht den ärgsten Menschenbedrükkern in der entscheidenden Stunde abgedrungen hat. Und können sie den Menschenbeobachter auch nur auf einen Augenblick täuschen?

Dieß sind die Hauptzüge zu der Charakter-Schilderung eines Monarchen, den man durchaus zu einem großen Manne, es sey im Guten oder Bösen, hat machen wollen. Wie viele seines Gleichen hat es nicht auf den Thronen gegeben, welche weder Zeitgenossen noch Nachwelt über die Mittelmäßigkeit erhoben haben. Freylich umgaben sie andere Umstände und andre Personen; und diese waren es, welche sie hinderten, zu werden, was Ludewig war. Entzöge man Ludewig sein Glück und die Begünstigung der Umstände, wie die Wirksamkeit großer kräftiger Menschen für ihn — und sie wurden ihm in den letzten Jahren seines Lebens großentheils entzogen; — was bliebe ihm als sein Regenten-Stolz und die hohe Einbildung von sich selbst? Nur im Kampfe mit dem Schicksale unterschei-

det und bewährt sich der Mann von Kraft- und Geistesgröße. Und hielt Ludewig in diesem die Probe? — Man vergleiche ihn nur zunächst in dieser Rücksicht mit dem Monarchen, welcher eine Zeitlang sein gefährlichster Nebenbuhler war, doch, da ihn das Glück sparsamer begünstigte, den Titel des Großen nie erringen konnte. Wilhelm der Dritte, König von England, sah sich schon von seiner Geburt durch das Schicksal verfolgt. Einen großen Theil seiner Jugend-Jahre hindurch fühlte er den Druck einer mächtigen Gegenparthey, welche ihm die despotischen Anmassungen seines Vaters zuwegegebracht und hinterlassen hatte. Indessen sammelte sich auch bald wieder um ihn eine beträchtliche und betriebsame Parthey. Durch die Aufregung des Volks gelangte sie nach und nach zu einer furchtbaren, seinen Gegnern völlig die Wage haltenden Stärke. Wilhelm sah sich nun eine Zeitlang als den Gegenstand eines hartnäckigen Kampfs zweyer Partheyen. Aeussere Umstände gaben endlich, derjenigen, welche für ihn kämpfte, das Uebergewicht. Verbrechen

vollendeten seinen Sieg und erwarben ihm die Aemter und Würden seines Vaters; welche ihm die feyerlichsten, wiederholt bestätigten Beschlüsse für immer abgesprochen hatten.

Er genoß die Vortheile derselben, und sein Betragen zog ihm, wohl nicht ganz mit Unrecht, den Verdacht eines thätigen Antheils zu.

Partheyen-Sieg läßt nie zweckmäßige und behutsame Bestimmungen zu. Schon die Erblichkeit der Stadthalter-Würde, welche er für sich und seine Familie erhielt, war einer dieser unbedachtsamen Schritte und mußte auf die ohnehin zur unbeschränkten Herrschaft geneigte Denkungsart des Prinzen eine entscheidende Wirkung hervorbringen. Allein auch seine Macht und sein Einfluß war so ausgedehnt, daß er mit etwas Intrigue, Kühnheit und Gewaltthätigkeit seinen Willen fast allgemein als Vorschrift geltend machen konnte.

Dennoch genügte ihm dieß Verhältniß und die Größe, welche es ihm verlieh, nicht.

Er beherrschte einen Staat, den Könige ehrten. Dennoch war er Königen nicht gleich. Sein Ehrgeitz spornte ihn; und die Verhältnisse und Umstände zeigten ihm einen Weg, zu einem Throne zu gelangen. Freylich konnte auch dieß nur durch Intriguen und Faktionen bewirkt werden; freylich mußte auch hier ein Gegner, der im Besitz war, gestürzt und verdrängt werden und dieser — war der Vater seiner Gemahlin. Allein welche Verhältnisse sind dem Ehrgeitze heilig, wenn er einmal erst so weit gegangen ist!

Von Jugend auf daran gewöhnt, nur sich, seine Vergrösserung und seine Sicherheit zum Zwecke zu haben, bey der Wahl der Mittel zu diesen Zwecken allein auf die Brauchbarkeit und Wirksamkeit derselben zu sehn, hatte er auch in den wichtigsten Unternehmungen seines Lebens keine andere Rücksichten beobachtet. Wer mögte es unternehmen, seine Gelangung zur Erbstadthalter-Würde, zu der überwiegenden Gewalt in den Niederlanden, seine Gelangung zur englischen Krone, sein Betragen

gegen diese Nation, aus einem andern Gesichtspunkte zu rechtfertigen!

Er war nun König von England und fühlte sich als solcher weniger frey, weniger mächtig, wie er sich als Stadthalter von Holland gefühlt hatte. Die Nation hatte ihn auf den Thron gesetzt; die Nation ihn darauf gesetzt, weil sie sich durch verhaßte Eigenmächtigkeiten bedrückt gefühlt. Sie hatte endlich die nöthige Behutsamkeit gelernt, und solche Maasregeln getroffen, welche sie gegen die Anmassungen herrschsüchtiger Willkühr für immer sichern sollten.

Aber eben diese Maasregeln waren so viele Fesseln für den ehrgeizigen Geist Wilhelms. Er fühlte sich hier wieder zwischen der gegenseitigen Strebkraft zweyer Partheyen eingezwängt. Daher arbeitete er auch hier, der einen oder der andern das Uebergewicht zu verschaffen; um durch diese auch seinen Einfluß zu vergrößern, und seine Monarchen-Macht der Unabhängigkeit näher zu bringen. Allein seine Kräfte waren diesem Unternehmen nicht

gewachsen. In der Wirksamkeit für seine Absichten hatte er die Majorität der ganzen Nation, unabhängig von jedem Parthey-Geiste gegen sich. Und selbst unter der Minorität, welche geneigt war, die Monarchen-Gewalt zu befördern und auszudehnen, war dennoch eine beträchtliche Parthey wider seine Gegenparthey; indem sie den Stuarten anhing, Wilhelm für einen Usurpator erkannte, und dahin trachtete, jenen wieder zu geben, was ihnen, ihrer Meinung nach auf eine unedle und widerrechtliche Weise entzogen war.

Allein selbst diejenigen, welche seine Parthey ausgemacht hatten, und durch deren Betriebsamkeit er zum Throne gelangt war, wandten sich bald von ihm ab, da sie ihn näher kennen lernten. Er genoß wenig persönliche Achtung bey der ganzen Nation, und fand daher auch wenig Geneigtheit, seine Herrscher-Absichten zu unterstützen. Vergebens suchte er also sich bald mit den Weighs bald mit den Torrys zu vereinigen. Dieser Wechsel schadete nur seinem Ansehen noch mehr. Die Schranken der neuen und erst

noch befestigten Konstitution schreckten seine Anmassungen überall zurück und machten jede Bemühung unwirksam und unnütz.

In diesen Verhältnissen war es sehr natürlich, wenn sich sein Interesse nach und nach von England ganz ab, und mehr nach Holland wandte; wo sein intrigenvoller betriebsamer Geist einen freyen Wirkungskreis fand. Seine Anhänglichkeit an diese Nation zeigte sich durch seine öftern Reisen dahin, durch seine Begünstigung ausgezeichneter Personen dieser Nation auch in England; durch seine ganze Lebensweise, und die wenige Rücksicht, welche er auf den National-Charakter, die Sitten und die Wünsche der Engländer nahm. Seitdem er endlich erkannt hatte, daß der öftere Wechsel der Partheyen, und der Minister ihn nur weiter von seinem Ziele ableiteten; seitdem er nur solche Männer in den Staatsbedienungen gewahr würde, von denen er ein stetes Entgegenarbeiten seiner Plane zu erwarten hatte, wandte er sich endlich mißmüthig ganz von einer Nation ab, die

seine Erwartung so sehr getäuscht hatte. Er entzog sich mehr und mehr den Regierungs-Geschäften; die ihm zuwider waren, weil es nur ein Theil der Regierungs-Geschäfte war und die übrigen, zum Theil die wichtigsten, seiner Willkühr entrückt, und mit sichtbarer Sorgfalt, auch wohl mit merkbarem Mistrauen vor derselben bewahrt wurden. Größestentheils in die Einsamkeit zurückgezogen, überließ er sich egoistischen Spekulationen, oder einer finstern, übeln Laune, die nur durch die Thätigkeit der Jagd, oder des Kriegs verscheucht werden konnte. Die englische Nation rechnete ihm als eine Trägheit, und Geschäfts-Scheue an, was nur ein Widerwille gegen beschrenkte und gesetzliche Wirksamkeit, nur eine Folge getäuschter Erwartung war.

Wie es nun so mit menschlichen Wünschen und Bestrebungen überall geht! Seine Eitelkeit spornte ihn, König zu seyn, um König zu werden; er ging Bedingungen ein, welche ihm die gereizte Phantasie damals mit Leichtigkeit überhüpfen ließ, und welche ihm nach-

her zu so lästigen Fesseln wurden, daß die bedingte Macht und die beschränkte Königs-Würde beynah jeden Werth für ihn verlohr. Kaum besaß er, was er wünschte, so fühlte er, wie wenig es hinreiche, um ihn zu befriedigen. Er achtete es für nichts, es wurde ihm zuwider, weil es nicht ganz das war, was andere Monarchen besaßen, und was sein ehrgeiziger Geist von Anfang an gewünscht, wonach er getrachtet hatte.

Seine Thätigkeit wie seine Herrscher-Ansprüche wandten sich nun immer ausschliessender nach den vereinigten Niederlanden. Hier sicherten ihn seine Verhältnisse, seine Partheyen und seine intriguenvolle Wirksamkeit einen Einfluß, welcher ihn in den Stand setzte, fest alles zu können, was er wollte. Der französische Witz nannte ihn daher einen König von Holland und Stadthalter von England. Auch fand Wilhelm hier nach eben dem Verhältnisse mehr Schätzung und Beifall, als er seine Wirksamkeit übte. Seine Anhänger in Holland erhoben selbst das in seinem äußern

Betragen, was nicht blos seine Widersacher in England, sondern die ganze Englische Nation mit dem lautesten Tadel rügte. Sein finsteres, einsilbiges Wesen nannte man hier kluge Vorsicht: seine launische Begünstigung, besonders der Niederländer, die ihn umgaben, und seine Erhebung und Bereicherung derselben durch englische Titel und Güter, wurde ihm hier als lobenswerther Patriotismus angerechnet; sein Stolz, seine eigensinnige Beharrlichkeit auf seinen Meinungen, seine Unversöhnlichkeit und unbiegsamer Steifsinn als lobenswerthe Festigkeit des Charakters und Eigenthümlichkeiten eines großen Geistes.

Die Wahrheit lag auch hier, zwischen diesen abweichenden Urtheilen, in der Mitte. Wilhelms Fähigkeiten erhoben sich nicht über das Mittelmäßige, und nur Krieg und Schlachten waren im Stande, sie in eine mehr als gewöhnliche Thätigkeit zu setzen. Er war ein tapferer Krieger, aber ein unglücklicher — wohl noch in manchem Betrachte ungeschickter — Feldherr. Man sagt von ihm, er

habe

habe nie eine Schlacht geliefert, ohne sie zu verlieren, nie eine Belagerung unternommen, ohne sie unverrichteter Sache wieder aufzuheben. Ohne Zweifel fehlte es ihm an derjenigen Uebersicht des Ganzen und ruhiger Entschlossenheit, welche allein den großen Feldherrn bildet.

Am meisten gefiel er sich selbst in der Thätigkeit, welche die äußern politischen Verhältnisse erfodern. Auch vereinigen sich darin die Urtheile, daß er in dieser mehr Einsichten und eine zweckmäßigere Thätigkeit bewiesen habe, als in der Verwaltung der innern Staatsangelegenheiten. Doch sind auch hier keine große und vollendete Wirkungen seine Lobredner geblieben; und es ist schwer zu bestimmen, wie wenigen, oder wie vielen Antheil diejenigen Personen an seinen Negotiationen gehabt haben, welche als bloße Werkzeuge dazu gewöhnlich angesehn werden. Schwerlich kann man dem Mann eine ganz vorurtheilsfreye Beurtheilung, ruhige Erforschung, und feste, planmäßige Verfahrungsart zutrauen, der bey so

manchen Gelegenheiten bewiesen hat, daß Laune und Vorurtheile seine Urtheile bestimmten, und Leidenschaften seine Einsichten nicht zu Worte kommen ließen. War er auf diese Weise für oder wider eine Person oder eine Idee eingenommen, so nahm er auf keine Vorstellungen Rücksicht.

Man nennt ihn den Erfinder des politischen Systems der Erhaltung des Gleichgewichts. Allein diese Benennung seines Verfahrens ist prächtig, aber leer und nicht vielmehr, als ein gewöhnliches Schellengeklingel der Schmeicheley. Er fürchtete Ludewigs Uebermacht persönlich; — denn Ludewig hatte sich für den Beschützer der Stuarte erklärt und erwiesen. Es war die natürlichste Idee, die Vergrößerung seines gefährlichsten Feindes zu verhindern; er suchte nur seine eigene Erhaltung und Sicherheit.

Wilhelm hatte sich bey seiner Ueberkunft nach England als einen Beschützer der englischen Kirche angekündigt, und erklärt, das

Wohl des Staats bestehe darin, daß die herrschende Kirche in demselben aufrecht erhalten werde. Man hatte sich von seinem Eifer alles versprochen; und — der tolerante Niederländer that nichts. Der Clerus der englischen Kirche wurde sehr unwillig darüber, und fand manche Gelegenheit ihm Inconsequenz und Wortbrüchigkeit vorzuwerfen. Gleichwohl bleibt seine tolerante Denkungsart ohne Zweifel der beste Stein zu seinem Ehrendenkmahle; wiewohl auch dieser sehr mit Unrecht die Inschrift: er war ein großer Mann und vortreflicher Regent! tragen würde. Dennoch hätten ihm diese erhebenden Prädikate noch ehr gebührt, als dem Manne, der beynah ein halbes Jahrhundert unter dieser Bezeichnung die Kronen mehrerer Reiche und unter diesen die Kaiser-Krone getragen hatte. Wenn auch Leopold der Große in allen Geschichts-Kompendien prangt, so kann dieß nur für einen Beweis mehr angesehen werden, wie geschäftig Schmeicheley und Eigennutz sind, selbst den Griffel der Geschichte zu misbrauchen und wie gedankenlos nachge-

mahlt oder nachgelallt wird, was vorgeschrieben steht, oder als leere Redeform von Munde zu Munde geht. Er verdient mit allem Rechte diesen Namen, sagt ein Geschichtschreiber sehr ernsthaft, weil er eine so große Zahl großer Thaten gethan hat. Mag nun der Leser nach ihnen suchen; er findet eine schlechte, selbst von dem Pabst dem heiligen Leopold zum Vorwurf gemachte Justiz-Verwaltung, zerrüttete Finanzen und zahllose durch die sorglose Administration derselben veranlaßte, Volksbeschwerden, Priester-Herrschaft, Intoleranz, Inquisition; er findet eine saumselige, eingeschränkte Politik; Unentschlossenheit in der Wahl zweckmäßiger Maasregeln und Kraftlosigkeit in ihrer Ausführung; er findet Streben nach Vergrößerung und unbeschränkter Herrschaft, und Gegenstreben, innerliche Kriege endlose Verhandlungen, und machiavellistische Grundsätze; — unter diesen mag er dann die Großthaten des Kaisers hervorsuchen.

Dieser Leopold, den schmeichlerische und intrigante Priester den Großen genannt haben,

war nicht einmal ein mittelmäßiger Mensch von Talent und Kraft; kann selbst mit keinem der oben geschilderten Regenten die Vergleichung aushalten. In seiner Jugend zum geistlichen Stande bestimmt, hatte er einen sorgfältigern gelehrten Unterricht genossen, als sonst den Fürsten zu Theil zu werden pflegt. Er kannte und redete mehrere Sprachen, hatte von verschiednen Wissenschaften, besonders der Mathematik, einige aufgenommene Begriffe; und galt für einen Freund der Künste, vornehmlich der Tonkunst.

Dieß verdankte er den Jesuiten, die ihn erzogen hatten; aber dafür war er auch ihr Sklave auf Lebenslang geworden. Diese verschmitzten und geschäftigen Priester hatten die Gelegenheit nicht versäumt, seinen schwachen Verstand ganz sich unterthänig zu machen. Durch sie war sein kurzsichtiger Geist mit der finstersten Bigotterie so umnebelt, daß auch eine gesundere und kräftigere Vernunft, als die seine, sich vergebens bemüht haben würde, hindurch zu blicken. Der Ruhm eines from-

men Monarchen, war daher derjenige, wonach er vor allen trachtete, und auf dessen Behauptung er, ohne Rücksicht auf Verhältnisse und Personen, die größeste Sorgfalt verwandte. Als ihn einst der Türkische Bothschafter, nach der Sitte seines Landes, einen „Herrn aller Herren" nannte, unterbrach er ihn mit der Erinnerung: „es sey kein Herr, als allein Gott." Der Türkische Gesandte, versichert uns ein gleichzeitiger Geschichtschreiber, sey über diese Aeusserung in das lebhafteste Erstaunen gerathen. Als er nun noch ein andermal wahrgenommen, daß der Kaiser einer vorübergetragenen Monstranz die tiefste Ehrerbietung bewiesen, habe er gegen die Umstehenden geäussert: „es sey kein Wunder, daß ein so frommer Kaiser auch glücklich sey."

Am meisten suchte Kaiser Leopold den Preis seiner Frömmigkeit darin, ein Verehrer der heiligen Jungfrau zu seyn. Er pflegte nicht selten zu Oettingen, Passau und Zell die Opfer seiner Andacht auf die Altäre derselben zu

bringen. In seinen Gebeten an sie bediente er sich gewöhnlich der Ausdrücke: „ich größter aller Sünder, ich geringste Kreatur, ich unwürdigste Kreatur Leopold.“

Auch unterschrieb er sich wohl auf seinen Wallfahrten zu der Marie von Zell: „Der heil. Jungfrau Marie geringster und unwürdigster Knecht Leopold.“ Einst schrieb er auf einer solchen Wallfahrt in sein Tagebuch: „ich will die allerheiligste Jungfrau Maria im Kriege zu meiner Generalissima und Friedenstraktaten zu meiner Plenipotentaria machen.“

Es ist unmöglich, den äussern Gottesdienst gewissenhafter zu beobachten, als dieser Kaiser sein ganzes Leben hindurch unausgesetzt gethan hat. Täglich hörte er drey Messen. Der Prozession folgte er zu Fuß und im steten Gebete, durch die ganze Stadt. — Nie war ihm ein Geschäft so wichtig, oder eine Angelegenheit so dringend gewesen, daß er eine seiner gottesdienstlichen Uebungen deshalb versäumt, oder nur verschoben hätte. Man

sah es, als einen besonderen Beweis von der Wirksamkeit seines Gebets und seiner Andachts-Uebungen an, daß er fast beständig die Ankündigungen erfochtener Siege in der Kirche erhielt. Auch wußte der Papst Innocenz XI. seine große Frömmigkeit so sehr zu schätzen, daß er mehrmals erklärte: er würde kein Bedenken tragen, den frommen Kaiser schon bey seinen Lebzeiten zu kanonisiren.

Unter einem solchen heiligen Kaiser mußte für den Clerus ein goldnes Zeitalter seyn. Auch ermangelte derselbe nicht, diesen Vortheil in seinem ganzen Umfange zu benutzen. Unter dem Vorwande der Gewissenssorge, mischten sich die Priester in alle Regierungsgeschäfte und bestimmten, selbst mit Ausschluß der Staats-Räthe und Minister, fast alle Vorstellungen und Entschlüsse des Kaisers. Seine schwache Urtheilskraft verlohr dadurch nach und nach die geringe Selbstständigkeit völlig, welche ihm die Natur zur Ausstattung gegeben hatte. Seine Selbstthätigkeit beschränkte sich immer mehr auf Kleinigkeiten, und ausser

wesentliche Dinge. Ein beträchtlicher Theil seiner Beschäftigungen, außer den Religions-Uebungen und Betrachtungen bestand darin, daß er die Aufsätze, welche man ihm über Staats-Angelegenheiten in lateinischer Sprache vorlegte, in Rücksicht auf die Sprache sorgfältig durchlas und eigenhändig korrigirte.

Weit entfernt, die großen verwickelten Verhältnisse und wichtigen Ereignisse unter seiner Regierung im Ganzen und Großen gehörig zu übersehen, haftete sein matter Blick an einzelnen größtentheils geringfügigen Gegenständen. Schwierig und langsam im Erkennen, Ueberlegen und Beschließen, ließ er sich meistens die Gelegenheit, große, entscheidende Unternehmungen auszuführen entgehen. Stets wurden durch zweckloses Zögern die Schwierigkeiten vergrößert und vervielfältigt; häufig das Wichtigste zu spät bemerkt, oder übersehen und vergessen.

Mit dem blindesten Köhlerglauben rechnete er auf die Wirkung des Gebets und die Vorsehung Gottes. Gott wird helfen! war

die Floskel, welche er bey allen wiedrigen Vorfällen im Munde führte. Auch pflegte er wohl zu sagen: „es kann noch schlimmer werden; aber Gott wird uns gewiß helfen!“ Und dabey beruhigte er sich, ließ die bedrängten Armeen ohne Unterstützung, seine Staaten ohne hinlänglichen Schutz, die Maasregeln ohne Kraft und Nachdruck.

Fortwährend der Täuschung hingegeben, sah er fast nie anders, als man ihn sehen ließ. Seine Leiter und Beherrscher gingen darin durchaus ohne alle Vorsichtigkeit zu Werke, denn sie hatten durchaus nichts dabey zu wagen. Bemerkte es der Kaiser auch einmal, oder wurde er durch Andere überzeugt, daß man ihn hinterging, so durften doch die, welche seine Gunst besaßen, oder ihn einmal von sich abhängig gemacht hatten, kaum eine Rüge, nie aber eine Ahndung oder gar die Entfernung von seiner Person und den Verlust seiner Gunst befürchten.

Solche schwache Fürsten erhalten nur zu leicht und zu gewöhnlich die Bezeichnungen:

gütig, wohlwollend, menschenfreundlich, von den Günstlingen, welche aus ihrer Schwäche Nutzen ziehn.

Leopolds verschwenderische Freygebigkeit bereicherte Priester und Günstlinge, und zog ein Heer Bettler an seinen Hof. Besonders die letztern wurden ordentlich mit Sorgfalt gehegt und mit mehr Aufmerksamkeit behandelt, als die wichtigsten Staats-Angelegenheiten. Man theilte sie in Audienz-Brüder und in gemeine Bettler. Erstere waren Leute von guter Herkunft; — wenigstens galten sie für solche. — Diese fanden sich zweimal in der Woche am am Hofe ein: wo ihnen der Kaiser sämtlich Audienz ertheilte. Er stand gewöhnlich an einem Tische, auf welchem Päckgen, mit hundert, funfzig, fünfundzwanzig, zwölf Dukaten lagen. Die Audienz-Brüder trugen dem Kaiser ihr Anliegen vor; und je nachdem er ihr Bedürfniß groß, oder dringend fand, theilte er den Bittenden ein größeres, oder kleineres dieser Papierpäckgen, oder Scharmüzel (wie man sie nannte) mit.

Es ist unglaublich, wie weit diese Leute ihre Zudringlichkeit und Unverschämtheit treiben konnten, ohne den Kaiser zu reitzen, oder zu ermüden. Einst hatte der Kaiser einen derselben ein Päckgen, was er seinem Bedürfnisse angemessen hielt, eingehändigt. Allein dieser, anstatt sich zu entfernen, erklärte: es sey seinem Bedürfnisse nicht angemessen, langte selbst ein zweytes vom Tische und entfernte sich, ohne daß der Kaiser auch nur eine Erinnerung darüber gemacht, oder eine Befremdung geäussert hätte.

Nichts war natürlicher, nichts unvermeidlicher und offenbarer, als der Misbrauch dieser Wohlthaten. Die Bettler vergeudeten das so leicht erhaltene Geld, kamen wieder, und empfingen von Neuem aus der milden Hand des frommen Monarchen. Wagte man es, ihm Vorstellungen darüber zu machen, so erklärte er: „auf der Wohlthätigkeit gegen die Armen beruhe die Wohlfarth und Erhaltung des Hauses Oesterreich; er werde so fortfahren, so lange nur ein Athem in ihm sey.“

Einst überreichte ihm Jemand ein Verzeichniß solcher Audienz-Brüder, welche als liederliche, nichtsnützige Menschen bekannt waren, und von welchen jedermann wußte, daß sie die erhaltenen Wohlthaten auf das schlechteste verwandten. Der Kaiser würdigte diese Anzeige kaum einer flüchtigen Aufmerksamkeit. „Wer dieß Verzeichniß verfaßt hat, hat vergessen, daß er selbst nicht fehlerlos ist," sagte er, und setzte hinzu: „ich werde schon selbst wissen, was ich zu thun habe."

Diese seltsame Wohlthätigkeit des Kaisers war die Ursach, daß eine zahllose Schaar der unverschämtesten Bettler die Straßen von Wien bedeckten. Er fuhr nie aus, ohne einen großen Sack mit Siebzehnern in seinen Wagen setzen zu lassen, aus welchem er mit eigener Hand mittheilte. Die Bettler umringten den Wagen in so dichten Haufen, daß nicht selten die Pferde fortzugehn verhindert wurden. Weder Trabant noch Höfling durften es wagen, sie zur Ordnung zu verweisen, oder auseinander zu treiben. Selbst als sie einst

die Wagen-Fenster einstießen, litte er es nicht, daß die Wache sie den gehörigen Respekt lehrte. Man solle die Leute nicht hindern, ihr Allmosen zu empfangen und das Fenster wieder machen lassen! sagte er, und fuhr ruhig im Austheilen fort.

So emsig und beharrlich er in dieser Wohlthätigkeit war; so wenig kümmerte es ihn, ob das Verdienst darbte, oder die nothwendigen und wichtigen Staatsbedürfnisse gehörig bestritten werden konnten. Die Besoldungen der Staatsbedienten waren sämmtlich unverhältnißmäßig gering. Seine Heere konnten nie vollzählig gemacht, selten gehörig bezahlt werden, und mußten oft, wenn sie am eifrigsten für die Sache des Kaisers fochten, an allen Bedürfnissen Mangel leiden. Ungern und nie ohne Weigern und Zögern unterschrieb er das Todesurtheil eines Verbrechers; allein Protestanten und andere Ketzer wurden verfolgt und hingerichtet; auf seinen Befehl und ohne seine Befehle. Wenn bigotte und verfolgungssüchtige Priester es wagen dürfen,

schuldlose Unterthanen zu mishandeln und zahlreich und grausam zu morden, ohne daß der Regent es weiß, oder wenn er es gut heißt; — wie mag man einem solchen Regenten seine Schwachmüthigkeit als Guthmüthigkeit anrechnen?

Leicht wird es nun zu beurtheilen, wie die Frömmigkeit beschaffen war, welche ihm die Priester, die ihn umringten und leiteten, als ein so großes und erhabenes Verdienst anrechneten. Allein hätte sie auch einigen Werth gehabt — wie sie ihn nicht hatte und haben konnte — so würde man darin doch den großen Mann nicht erkennen. Immerhin mögte man ihn den gelehrtesten Fürsten seiner Zeit nennen, mögte man ihn für tugendsam erklären, und seine stets gleiche Lebens-Ordnung preißen; nur darf man es nicht etwa unternehmen, eine große Idee, eine edle Handlung in seinem ganzen langen Regentenleben aufzuspüren! Wenn er die Künstler beschenkte und für die Wissenschaften einige Institute errichtete: was that der Gelehrter und

Kenner seyn wollende Fürst mehr, als wenn andere Parforce-Jagden halten und Soldaten exerciren. Er brachte diese Opfer seiner Neigung und seiner Eitelkeit. Er haßte die Franzosen und Niemand durfte es wagen, an seinem Hofe ihre Sprache zu reden. Nichts desto weniger aber verbreitete sich an demselben französischer Luxus und französische Sitten.

Was endlich die Besorgung der Staatswirthschaft anbetrifft, so kann man allerdings auf die Beschaffenheit derselben schon aus dem Vorhergehenden mit einiger Sicherheit schliessen. Die Einkünfte vermehrten sich, gleichwohl nahm, nach eben dem Verhältnisse, die Armuth der Staatskassen und die Kraftlosigkeit der Regierung zu. Wenn man hiernach urtheilen darf, so scheint die Ordnungsliebe, wenigstens die Ordnungsthätigkeit sich allein auf seine persönliche Lebensweise beschränkt zu haben. Hierin wurde freylich die Pünktlichkeit und Genauigkeit von ihm aufs höchste getrieben. Alle seine Handlungen hatten ihre genaueste Bestimmung, nach Stunden und Minu-

Minuten. Täglich stand er um dieselbe Stunde auf, täglich hörte er, genau um dieselbe Zeit, die Messe, oder verrichtete er sein Gebet. Nie hatte er zur andern als der bestimmten Zeit Audienz gegeben, oder war er in dem Geheimenrathe erschienen, nie hatte er sich länger darin verweilt. Die wichtigsten und dringendsten Ereignisse vermogten es nicht, ihn aus dieser gewohnten Lebensordnung zu bringen Nie war er zu einer andern Stunde spazieren gefahren, oder hatte er diese Leibesbewegung unterlassen, oder gegen eine andere Vergnügung vertauscht. Stets hatte er zu derselben Stunde gegessen, war er in derselben Minute ins Bette gestiegen.

Dieß sind die Monarchen großer Reiche, welche so oft groß oder außerordentlich genannt werden!

Es ist uns noch übrig, an ihrer Seite das Bild des Spanischen Monarchen Karls des Dritten aufzustellen. Dieser Regent, dessen Staaten und Besitzungen die der obenbenannten größestentheils weit übertraf,

also aus diesem Gesichtspunkte, wie einer von jenen ein großer Monarch genannt zu werden verdiente, schmachtete bey dem Anfange dieses Jahrhunderts freilich nur kaum noch ein kraftloses Leben hin; welches ihm die Sorge über die zu bestimmende Nachfolge, und die Kabalen, welche deshalb bereits um ihm her und mit ihm gespielt wurden, noch mehr zu einer fast unerträglichen Last machten.

Karl der Zweite, dieser unabhängige Beherrscher vier großer Länder in Europa und unermeßlicher Erdstriche in andern Welttheilen, war von seiner Geburt an, ein an Seel und Leib kraftloser und durchaus unfähiger Mensch gewesen. Um ihn nach seiner Geburt das Leben zu fristen, hatte man ihn ohne Kleider, ohne Windeln in eine mit der feinsten Baumwolle ausgefütterten Wiege legen und Monathe lang darin brüthen müssen. Seine Schwäche erlaubte ihm kaum, vor dem zehnten Jahre, einen Fuß auf die Erde zu setzen. Seine Erziehung blieb daher fast beständig dem weiblichen Geschlechte überlas-

sen und bestand beynah in nichts anderm, als in einer Verzärtlung und gleichsam Verpflegung seiner Schwäche und Kraftlosigkeit. Nie wagte man es, ihn zu der geringsten ernstlichen Anstrengung zu veranlassen. Die tiefste Unwissenheit blieb ihm daher, wie die unheilbarste Unthätigkeit, durch sein ganzes Leben. Wie wenig er fähig war, seine weitläuftigen Staaten zu regieren, beweist seine gänzliche Unbekanntschaft mit ihrer Beschaffenheit, ihren Verhältnissen und Bedürfnissen. Wenn er kaum die Namen der Staaten zu nennen wußte, welche außerhalb Spanien seiner Herrschaft unterworfen waren: wie darf man erwarten, daß er von der Beschaffenheit und den Verhältnissen anderer Länder die nöthige Kenntniß gehabt habe! Als er hörte, daß Bergen und Hennegau von den Franzosen belagert sey, beklagte er den König von England; denn er glaubte, diese Festungen lägen in den Staaten desselben. Diese Unwissenheit und Unfähigkeit zu der Erfüllung seiner wichtigen Bestimmung, war zum Theil das Werk seiner Mutter, einer Schwester des

Kaisers Leopold. Unter dem Vorwande seiner schwächlichen Gesundheit hatte ihn diese von jedem Unterricht, jeder Applikation auf Geschäfte abgehalten; — denn sie war Regentin während der Unmündigkeit des Monarchen, und wünschte diese Unmündigkeit, wo möglich durch sein ganzes Leben zu verlängern, um wenigstens, so lange sie lebte, Regentin zu bleiben.

Sein natürlicher Bruder, Don Juan von Oestreich, vereitelte zwar diesen Plan der Regentin. Allein, da er dieselben Absichten für sich hegte, welche jener zur Triebfeder gedient hatten; so verfolgte er auch dieselben Grundsätze, in Beziehung auf den jungen Monarchen. Auch er hielt ihn fortwährend in der gänzlichen Entfernung von allen Geschäften und jeder Gelegenheit, seine Kräfte zu üben, und seinen Verstand auszubilden.

Die Minister, welche Don Juan folgten, hüteten sich wohl, einen entgegengesetzten Weg

einzuschlagen. Niemand in seinem Reiche kannte daher den traurigen Zustand desselben weniger, als der König. Er wußte wahrscheinlich nicht einmal, daß seine Bedienten zuweilen nichts zu essen hatten, und sogar einmal ihre Röcke verkaufen mußten, um nicht zu verhungern.

Mit dieser Schwäche verband der unglückliche Monarch alle die Fehler, welche der Kraft- und Thatlosigkeit eigenthümlich zu seyn pflegen. Er war schwermüthig, jachzornig, rasch, ängstlich, mißtrauisch, stets voller Besorgnisse, nie auch nur einen Augenblick eigentlich seines Lebens froh.

Mit der zunehmenden Schwäche nahm auch sein Eigensinn und sein Herrscher-Dünkel zu. Er fürchtete stets sein Ansehn in Gefahr, und war daher stets ängstlich bestrebt, es zu erhalten. Von jedem, den er um sich sah, erwartete er Uebels; selbst die bewährteste Treue vermogte kein Vertrauen bey ihm zu befestigen.

Niemand wußte diese Eigenschaften so gut zu benutzen und zu behandeln, als die Geistlichen, besonders die Jesuiten, welche ihn umgaben. Je mehr er empfand, daß dieß Leben keine Freude für ihn habe; desto wirksamer wurden für ihn die Vorstellungen von künftiger Seligkeit; — noch mehr aber von künftiger Verdammniß. Das Gewissen war der Popanz, womit man ihn von allem abschreckte, wohin man ihn nicht zu lassen für gut fand; und wodurch man ihn zu allem bringen konnte, was man beabsichtigte.

Als der Hof über die Succession in zwey Partheyen getheilt war, hatte die eine zur Unterstützung ihrer Absichten ein Garde-Regiment nach Madrit gerufen. Die andere fand darin ein Hinderniß; daher ließ das Haupt derselben, der Kardinal Portokarero, dem Könige durch seinen Beichtvater beybringen: es sey dieß Regiment nach Madrit gezogen, um die Freunde des Vaterlandes und des Königs vom Hofe und seiner Person abzuhalten. Diese Anzeige und die bedrohen-

den Winke, welche er hinzufügte, wirkten auf den König so heftig, daß er mit einer kindischen Aengstlichkeit schrie: „er werde sterben, er werde ewig verdammt werden, wenn nicht auf der Stelle das Regiment aus Madrit geschafft würde. Eben so kindisch war seine Freude, als man ihn versicherte: sein Befehl sey vollzogen.

Verdruß, Sorgen und Angst verzehrten seine ohnehin kärglichen und verdorbenen Lebenssäfte nach und nach gänzlich. Krankheiten folgten auf Krankheiten und machten ihn zum hülflosen Greise; in einem Alter, wo er, nach dem Gange der Natur, sich erst in der Kraft des Mannes hätte fühlen sollen.

Mehr als alles gereichte ihm in den letzten Jahren seines Lebens die Bestimmung der Erbfolge zur Plage. Schon die Idee, daß er seine Reiche und Kronen verlassen müsse, machte ihm widrige Empfindungen. Er haßte alle die, welche Ansprüche darauf machten. Die Verhandlungen darüber, mogten nicht

wenig zur Verschlimmerung seiner Gesundheitsumstände und zur Beschleunigung seines Todes beytragen. Er konnte zuletzt kaum mehr, selbst nicht von seiner Gemahlin, die er doch liebte, die ihm wenigstens nothwendig geworden war, davon reden hören. Lenkte sie das Gespräch auf diesen Gegenstand, so stopfte er sich die Ohren zu, und rief mit kindischer Heftigkeit: „sie wünsche ihm den Tod, und werde ihn auch gewiß bald unter die Erde bringen.“ Gehorchte sie ihm dann und enthielt sich jeder Aeusserung über diesen Gegenstand, so überströmte er sie eben so mit Vorwürfen. „Auch sie verlasse ihn,“ rief er, „auch sie sey es müde, ihm die Last tragen zu helfen.“ Dennoch erpreßte man durch die Qualen der Angst und die Schrecknisse einer ewigen Verdammniß, in den letzten Tagen seines Lebens ein Testament von ihm. Es enthielt dasselbe gerade das Gegentheil von dem, was er selbst wünschte und wollte. Die Furcht vor der ewigen Verdammniß ließ ihn jenes unglückliche Dokument unterzeichnen, wodurch er noch nach seinem Tode die Veran-

lassung zu einem Blutvergießen wurde, dessen schwächste Vorstellung ihn schon im Voraus alle Qualen der Hölle würde haben empfinden lassen.

Dieß war die Wirkung der geistlichen Allgewalt des Kardinals Portokarero. Die französische Parthey, an deren Spitze itzt dieser Prälat stand, wünschte, den Enkel Ludewigs des Vierzehnten, den Herzog von Angou, durch ein Testament die Nachfolge bestätigt zu sehn. Die Neigung des Königs und der Einfluß der Königin bestimmte ihn, dem Hause Oesterreich die Nachfolge zu sichern. Die Theilungs-Entwürfe und sein kraft- und muthloser Charakter erzeugten und befestigten indessen bey ihm jenen Widerwillen gegen diese ganze unglückliche Angelegenheit, der ihn in den letzten Tagen seines Lebens mehr als einmal der Verzweiflung nahe brachte. Dennoch wußte der Kardinal Portokarero die letzten Stunden, seine Furcht vor der ewigen Verdammniß und die Verleihung der letzten Sakramente so gut zu benutzen, daß der Kö-

nig ein zu diesem Ende in Bereitschaft gehaltenes Testament unterschrieb; durch welches das Haus Bourbon dem Hause Oesterreich in der Erbfolge vorangesetzt wurde.

Der König, war freilich um nichts ruhiger, als er die gefoderte Unterschrift, um seine Seele zu retten, geleistet hatte. Die ganze Sache mußte ein Geheimniß bleiben; sie mußte vor allen Dingen der Königin verborgen gehalten werden. Sie fürchtete die französische Parthey; noch mehr als jene scheuete sich vor ihr der König selbst. Der Kardinal ließ sie daher nie bey dem Könige allein, und entfernte sie aus dem Zimmer desselben, oder verweigerte ihr den Eintritt, unter allerley Vorwänden. Der König wurde durch diese Sorgfalt nicht beruhigt. Er dachte mit der größesten Angst daran, daß die Königin etwas von dem Testamente erfahren mögte. Es beschäftigte ihn diese Vorstellung im Schlafe und in seinen Phantasien, und nicht selten hörte man ihn leise seufzen, oder

laut ausrufen: wenn nur die Königin nichts davon erfährt!

Diese Besorgniß verließ ihn nur mit seinem Leben. Nie hat es einen unglücklichern, nie einen unfähigern Monarchen gegeben. Seine Unfähigkeit, wie sein Unglück wirkten für seine Staaten weit über sein Leben hinaus. Es wirkte nicht nur für seine Staaten. Die kultivirtesten Länder Europens erduldeten zwölf, dreyzehn, vierzehn Jahre alle Drangsale eines mörderischen Krieges, und in ihnen die Folgen der Kraft und Charakterlosigkeit jenes unglücklichen Monarchen.

Blick auf die Verhältnisse der merkwürdigsten Europäischen Staaten; mit Ausschluß der Nordischen.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts war Frankreich, wiewohl damals schon beträchtlich geschwächt, dennoch der mächtigste und furchtbarste Staat von Europa. Seine Regierung ein fast vollendeter Despotismus, mußte dem Monarchen desselben eine — zwar unsichere, gleichwohl für diesen Zeitraum kühne und kräftige — Gewalt gewesen; welche kein Monarch in den übrigen despotischen Staaten von sich rühmen konnte.

Gleichwohl hatte die scheinbar so zweckmäßig organisirte Maschiene der Staatsverwaltung Frankreichs den Grund ihrer nahen Zerstöhrung in sich, weil sie nach falschen und

verderblichen Principien entworfen und ausgebildet war. Nicht, daß sie unfähig gewesen wäre, ihren Zweck zu erreichen; sondern der Zweck, auf welchen sie allein sehr nachdrücklich hinwirkte, mußte die unvermeidliche Ursach ihrer Zerstöhrung werden. So lange sie bestand, war sie vorzüglich thätig und wirksam. Es war kein Staat, in welchem der Monarch durch alle Theile und nach allen Theilen des Staats und der Regierung hin, so schnell, so zweckmäßig und so kräftig wirken konnte, als der Monarch Frankreichs es vermogte. Allein da diese Wirksamkeit nur auf den Vortheil seiner Herrscherperson berechnet war, und dieser Vortheil nur durch den Nachtheil, ja durch die allmählige gänzliche Zerrüttung des Wohlstandes und Wohlbefindens der Unterthanen fortdauernd bewirkt werden konnte: so mußte darauf, als eine unvermeidliche Folge die Zertrümmerung jener verderblichen Maschiene sich ergeben. Das immer stärker werdende Gefühl des Drucks und Leidens, mußte unvermeidlich früh oder spät den Widerstand der Staatsbürger gegen eine für sie

verderbliche und mit dem Zwecke des Staats streitende Macht reizen; sie mußten, wenn diesem Widerstande, von Seiten der Monarchen-Gewalt, ebenfalls ein Widerstand entgegengesetzt wurde, eine gewaltsame Explosion hervorbringen, in welcher die künstliche und mit aller Mühe und List kaum mehr in Thätigkeit erhaltene Maschiene der Despoten-Gewalt von der großen und schweren Masse der aufgereizten Nation nothwendig und unvermeidlich zertrümmert werden mußte. Und so kann man allerdings behaupten, daß dieselben Einrichtungen und Maasregeln, welche Ludewig den Vierzehnten im Anfange dieses Jahrhunderts in seinen Staaten allmächtig machten, die Ursach geworden sind, daß Ludewig der Sechzehnte gegen das Ende eben dieses Jahrhunderts, seiner Macht gänzlich beraubt und noch dazu ein Opfer einer gänzlichen Desorganisation des Staats geworden ist.

Wenn dieser ausgebildete Despotismus dem Monarchen Frankreichs damals Macht gab, seine Unterthanen zu der Beförderung

seiner Zwecke zu bestimmen; so setzte ihn ein zahlreiches, vortreflich organisirtes, stehendes Kriegsheer in den Stand, dieselbe zu jeder Zeit auch im Auslande im Ansehn zu erhalten. Nach dem Ryswycker Frieden behielt Ludewig ein Heer von mehr als dreymalhunderttausend Mann auf den Beinen; das durch lange und größestentheils glückliche Kriege geübt und kühn geworden, nach den Grundsätzen einer neuen und vollendeten Kriegswissenschaft organisirt und angeführt wurde, und welches in dieser Rücksicht eben so Muster für ganz Europa geworden war, als es ihm zum Schrekken gereichte.

Was diese Furchtbarkeit und dieß Uebergewicht noch vermehrte und entschiedener machte, war die Vervollkommnung der Artillerie und die höhere Kenntniß und Uebung in der Befestigungs- und Belagerungskunst. Auch hierin mußten die übrigen Nationen, größtentheils gegen sehr theures Lehrgeld, erst von den Franzosen lernen, ehe sie den Angriffen desselben einen gleichen Widerstand entgegensetzen.

oder es wagen durften, durch einen Angriff einem Ueberfall zu begegnen.

Nicht minder war Frankreich damals den übrigen Staaten Europens, fast in allen Theilen der Kultur voraus; also im Besitz der bey weitem größeste Summe wirksamer Menschenkräfte. Wenn es auch nicht die größeste Menschenzahl berechnete, so war es doch fast einem jeden andern Staate an wirksamer Bevölkerung weit überlegen. Die Thätigkeit der Industrie war hier am weitesten kultivirt und hatte sich bereits das ganze übrige Europa zinsbar gemacht. Schon schrieb es allgemein die Gesetze der Mode vor; schon hatte es fast ganz Europa eine allgemeine Sprache gegeben; schon glaubte man, nur hier die Bildung des Geschmacks und der Sitten erhalten zu können und trug und sandte deshalb aus allen Theilen Europens ungeheure Geldsummen nach Paris und einigen andern großen Städten dieses Reichs; wodurch die übrigen Länder nicht wenig zur Erhöhung der innern Kraft dieses Staats beytragen mußten.

Nicht

Nicht minder war Frankreich den übrigen Staaten in den Wissenschaften vorangeeilt. Zwar seufzeten auch sie hier unter einem gedoppelten, dem kirchlichen und politischen Despotismus. Auch schreckte sie dieser von der Bearbeitung mancher Gegenstände zurück, welche unter die wichtigsten und erhabensten gerechnet zu werden verdienen. Allein nichts desto weniger wurde in diesem despotischen Zwinger mehr geleistet, als selbst in den damaligen sogenannten freyen Staaten. Und wenn Ludewigs Herrschsucht sich selbst über das Gebiet der Wissenschaften ausdehnte, so wurde doch seine Eitelkeit — freylich wohl nicht ohne manche Erniedrigung der Wissenschaften und ihrer Bearbeiter — wieder Veranlassung, daß er die Wissenschaften und ihre Freunde achtete, schützte und — in so fern sie nicht die ihnen vorgeschriebene Gränzen überschritten — beförderte und belohnte.

Kein Staat von Europa konnte daher, in irgend einer Rücksicht, sich mit Frankreich messen. Zwar war es durch die oft wiederhol-

ten Kriege und durch eine weniger einsichtsvolle und regelmäßige Finanzverwaltung schon beträchtlich geschwächt; gleichwohl durften die mächtigsten unter den übrigen Staaten es nur verbunden wagen, sich ihm entgegen zu stellen.

England, an Umfang und Menschenzahl so sehr viel geringer, als Frankreich, stand ihm damals auch noch fast eben so sehr an Kultur, Industrie und Reichthum nach. Handel, Manufakturen und jede Art des Erwerbfleisses waren theils erst im Entstehen, theils noch in einer unvollendeten Jugend. Die Seemacht kann sich nur nach dem Verhältnisse bilden und vervollkommen, als der Handel ausgebreitet und die wissenschaftlichen Kenntnisse tief und allgemein sind. In beyden standen die Engländer den Franzosen weit nach. Seit Kromwells Zeiten war zwar viel — aber bey weitem noch nicht genug gethan. Noch immer hatte England an den vereinigten Staaten der Niederlande Nebenbuhler. Es hatten diese den wichtigen Vor-

theil vor ihnen voraus, daß sie fast überall lange im Besitze dessen waren, was die Engländer erst erlangen oder einrichten mußten.

Die Beschaffenheit der Staatsverfassung und Verwaltung war ein nicht minder erheblicher Grund, warum England sich an Macht mit Frankreich damals noch auf keine Weise messen konnte. Während Frankreich seine innere Verfassung befestigt und seinen Umfang vergrößert, — Frankreichs Monarch seinen Despotismus vollendet hatte, war er in England zweymal umgestürzt worden. Dieß hatte unter dieser Nation ganz andere Ideen vom Zweck und Bestimmung des Staats, von den Rechten der Monarchen und den Gränzen ihrer Macht in Umlauf gesetzt, als in den übrigen Europäischen Staaten, besonders in Frankreich gangbar waren. Unter dieser Nation, wie fast überall, war man gewöhnt, den König für den Staat, dessen Absichten für den Zweck des Staats zu nehmen. Man wußte nichts weiter von einer Gränze der Monarchen-Gewalt, als woran die kraftlo-

sen und vergeblichen Anmaßungen der Parlementer erinnerten. Es lebe der König! war der Ausruf des Franzosen, auch dann, wenn ihn sein König Hungers sterben ließ, oder seinen letzten blutigen Denier von ihm erpreßte, um die Plane seines Ehrgeizes und seiner Vergrößerungssucht durchzusetzen.

„Geht die Schlacht verlohren," sagte Ludewig der Vierzehnte, im Jahr zwölfe zu dem Marschall Villars, als dieser Bedenklichkeiten äusserte, in einer Schlacht die Armee und mit dieser das Schicksaal Frankreichs aufs Spiel zu setzen: „geht die Schlacht verlohren, so melden Sie es mir, aber mir allein. Ich selbst will mich dann zu Pferde setzen und mit Ihrem Briefe in der Hand, die Straßen von Paris durchreiten. Ich kenne die Franzosen. Ich bringe Ihnen gewiß viermal hunderttausend Menschen; und mit diesen will ich mich dann unter den Trümmern der Monarchie begraben lassen!"

Eine schaudervolle und den Geist des Königs wie der Nation gleich kräftig darstel-

lende Aeusserung, wenn sie auch für nichts als eine Tirade zu nehmen seyn sollte! Konnte ein damaliger König von England auch nur von fern eine ähnliche Idee wagen? Hier war die Nation, nicht der König, der Zweck der Regierung. Die Nation hatte erst vor kurzem ihre Rechte behauptet, und die Rechte des Monarchen in bestimmtere Gränzen eingeschlossen. Eine Konstitution bildete neue, damals noch feste Schranken zwischen beyden. Der aufgeklärteste und thätigste Theil der Nation wachte über die Erhaltung derselben mit derjenigen mißtrauischen Sorgfalt, welche als eine natürliche, ja nothwendige Folge der gewaltsamen Katastrophen erscheinen, welche die Nation so kurz hintereinander erlebt hatte.

Eine Nation, die den Zweck ihrer Regierung kennt, und sie auf denselben einzuschränken weiß, wird nie ein furchtbarer Nachbar für andere Staaten werden. England war es damals um so weniger, weil ein fortwährender Kampf feindseliger Partheyen es im Innern schwächte und zu einem mächtigen

Hindernisse fester dauernder Angriffs- oder Vertheidigungs-Maasregeln werden mußte. Die Republik hatte auch, wie die absolute Königsmacht, ihre Anhänger, welche sich mit den Waffen der Meinungen hartnäckig gegenseitig bekämpften. Beyde fanden in der größern Anzahl der Konstitutionsfreunde und Vertheidiger ihre Gegner; die eingeschränkte Monarchen-Gewalt aber in eben diesen ihre unermüdeten und kraftvollen Beschützer.

Jede Maasregel, jeder Vorschlag, den der König wagte, wurde von ihnen erst mit mistrauischen Augen geprüft und auf dem Probiersteine der Konstitution zur Untersuchung gezogen. Zur Unterstützung seiner Plane konnte er nicht einmal auf die Freunde der unbedingten Monarchie rechnen; denn gerade in diesen sah er seine heftigsten und wirksamsten persönlichen Gegner. Fast alle diese waren Freunde der vertriebenen Stuarte und sahen Wilhelm den Dritten als einen Usurpator an, den man bey der ersten möglichen Gelegenheit seiner unrechtmäßigen Besitzungen

berauben mußt, um dieselben dem rechten Eigenthümer wieder zuzustellen.

Der Monarch hatte keine stehende Heere unter seinem Befehle, keine Kassen, kein Recht, Auflagen einzutreiben, unter seiner Disposition. Sollte etwas unternommen werden, so mußte erst in einem Parlemente die Sache überlegt; es mußte eine bestimmte Anzahl Truppen bewilligt und geworben, es mußten Subsidien aufgebracht, und von Zeit zu Zeit neu verwilligt werden. Nimmt man nun dazu die geringe persönliche Achtung, in welcher Wilhelm bey der gesammten englischen Nation stand: so liegt am Tage, wie wenig ein Monarch, wie Ludewig der Vierzehnte, von ihm, als einzigen Gegner zu fürchten haben konnte.

Die Staaten der vereinigten Niederlande konnten sich in der That damals noch weit wichtiger machen; wiewohl die Erfahrung bereits gelehrt hatte, daß auch sie, Ludewig gegen über, nur muthvoll und be-

harrlich, keineswegs ihm gewachsen erscheinen konnten. Die Staaten hatten einen ehrgeizigen betriebsamen Erbstadthalter, welcher durch sein Verhältniß, und durch seine Verbindungen alles vermochte, was ihm beliebte. Sie hatten eine zwar abnehmende, aber doch immer noch große innere Kraft, geachtete Heere und geübte Flotten; ihr Interesse hing mit dem Interesse so vieler anderer Staaten zusammen; auch genossen sie noch immer eines Ansehns in den Staats-Verhältnissen, welches ihnen an politischen Einflusse zu ersetzen schien, was sie an physischer Kraft verlohren hatten.

Aber freylich konnte, alles dieß mit auf die Wage gelegt, dennoch auf keine Weise zu einem Gleichgewichte gegen die überwiegende Masse und Kräften Summe Frankreichs werden. Vielmehr blieb es immer gegen diesen Riesen nur höchstens in dem Verhältnisse eines gewöhnlichen Menschen, hatte stets von ihm zu fürchten, und konnte nur allenfalls die Idee fassen, im Zustande der Nothwehr sich durch die höchste Anstrengung aller seiner

Kräfte so lange zu vertheidigen, bis es von andern Beystand und Unterstützung erhalten würde.

Als weit furchtbarere Feinde erscheinen auf dem ersten Anblick, Oestreich und das deutsche Reich. Auch war, besonders das erste, seit länger als einem Jahrhunderte, von Frankreich für einen furchtbaren Nebenbuhler erkannt und ganz eigentlich auf die Schwächung desselben hingearbeitet worden. Seit Richelieu diesen Plan entworfen und auszuführen begonnen hatte, war von Frankreichs Monarchen beständig nach demselben fortgearbeitet worden. Fast allen Kriegen Ludewigs des Vierzehnten will man diesen Grundplan unterlegen, und die Erreichung dieses Ziels zum Hauptgegenstande aller seiner politischen Bestrebungen machen.

Länger als ein Jahrhundert hatte ganz Europa Ursach gehabt, die unersättliche Vergrößerungssucht des Hauses Oestreich zu scheuen. Wenn man den Monarchen überhaupt diese

Beschuldigung macht, so schien dieselbe die Monarchen der Oestreichschen Staaten in der That vor andern zu treffen. So wenig Strebkraft Leopold auch an sich wahrnehmen ließ, so war er doch seinem thätigen und unternehmenden Verfahren in diesem Stücke auf keine Weise unähnlich. Hätte die Kraft des Staats seinen Anmaßungen entsprochen: Oestreich würde noch itzt, selbst Frankreich haben gefährlich werden können. Flächeninhalt und Menschenzahl der Oestreichschen Staaten konnte zwar Frankreichs Beschaffenheit in dieser Rücksicht beynah völlig gleichgeachtet werden; allein weder jene noch diese machen eigentlich die Kraft des Staats aus. Wo der Staats-Verwaltung Einheit und Zweckmäßigkeit gebricht; wo die Menschen-Masse nicht durch höhere Kultur ihrer Kräfte zu einer eminenten Wirksamkeit fähig gemacht ist, da wird auch der weitläuftigste und selbst bevölkertste Staat in Verhältniß gegen andere, welche diese Vortheile voraus haben, nur wenig vermögen.

In diesem Verhältnisse befand sich Oestreich gegen Frankreich. Jener Staat schien

mehr einer Staaten-Verbindung, als einer Monarchie zu gleichen. Einer der kräftigsten und mächtigsten dieser unter einem Herrscher vereinigten Staaten war in einem hartnäckigen Kampfe der Aristokratie mit dem Monarchen begriffen. Aller gewaltsamen Maasregeln ohnerachtet, dauerte die Empörung und der innere Krieg fast unter der ganzen Regierung Kaiser Leopolds fort. In keinem der Uebrigen, selbst nicht in den deutschen Erbstaaten des Hauses Oestreich erfreute sich der Monarch desjenigen Grades der Souverainität und der willkührlichen Herrschaft, welchen Ludewig der Vierzehnte beynah durch sein ganzes Reich genoß. Dazu kam das Verhältniß der einzelnen Staaten unter einander, welches ein vollkommnes Gegenstück zu dem Verhältnisse lieferte, das die einzelnen Provinzen Frankreichs unter einander bildeten, und welches der Einheit in der Staatsverfassung und einer Energie in der Verwaltung zum unübersteiglichen Hinderniße gereichte.

Dennoch hätte auch hier eine einsichtsvolle, thätige und betriebsame Politik viel aus-

richten können. Allein die Oestreichsche Verwaltung unter jener Regierung konnte auch nicht auf eins dieser Prädikate einen gerechten Anspruch machen. Die Person des Monarchen ist dem Leser bekannt; auch wird er nicht übersehn: wie viel in einer Monarchie, besonders in einer so wenig vortheilhaft organisirten Monarchie, auf die Persönlichkeit des Monarchen ankomme. Einsichtsvolle und thätige Minister konnte es nur seltene und wenige geben, und diese Wenigen konnten nur sehr wenig ausrichten. Wo jesuitische Mönche die schwächliche Thätigkeit des Monarchen allein nach ihren Willen und Absichten bestimmen, und eine unförmliche, unhaltbare Verfassung der geraden und kräftigen Wirksamkeit überall Hindernisse in den Weg legen, wie vermag da auch die vollendetste Klugheit und die höchste Anstrengung etwas Entscheidendes auszurichten!

Daher bewegte sich in der Oestreichschen Staatsverwaltung alles, was nicht unmittelbar oder mittelbar die Absichten des Clerus

überhaupt und das Interesse der Gesellschaft Jesu insbesondere betraf, stets auf gleiche Weise träge und schwerfällig; wurde auch wohl, durch die persönliche Langsamkeit und Unentschlossenheit des Monarchen nicht selten aufgehalten; anstatt, daß es durch ihn hätte befördert und beschleunigt werden sollen. Ueberdieß waren durch öftere und schwere Kriege, während einer mehr als vierzigjährigen Regierung dieser Art, die Kräfte des Staats sehr geschwächt; auch keine Aussicht zu einem schnellen Ersatze derselben vorhanden. Glückliche Naturanlagen sind zwar schätzbare Vortheile; allein sie werden es eigentlich nur durch einsichtsvolle und industriöse Benutzung. Kein Theil der östreichschen Staaten konnte sich aber, in irgend einem Betrachte, einer der Provinzen Frankreichs an die Seite setzen. — Auch war keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie jenen durch einen schnellen und rastlosen Wetteifer bald nachkommen würden. Auf manchen und bey weitem den größesten und kräftigsten Theilen der Länder, welche diese Staaten-Verbindung bilden, ruhte noch in

mehrerem oder minderem Grade eine Barbarey, die sich über Künste des Erwerbs so wohl, als über die Künste des Vergnügens und die Wissenschaften verbreitete. Bey der gänzlichen Zerrüttung der Finanzen war also von dieser Seite her eben so wenig, als von Seiten einer einsichtsvollen und betriebsamen Staatskunst, eine Widerherstellung und Vervolkommung zu erwarten.

Bey einem solchen Monarchen und einer solchen Verwaltung kann es nicht befremden, wenn Oestreich den Unterhalt eines kleinen Heers von zehntausend Mann (welches Spanien verlangte, um Oestreich die Erbfolge dieses Reichs zu sichern) Spanien zumuthete; — weil er ihm zu schwer falle: und wenn es kaum achtzigtausend Mann aufzubringen vermogte; indem Frankreich dreymal hunderttausend Mann beständig auf den Beinen erhalten hatte.

Einem Kundigen wird es nun kaum einfallen, sich auf die Verbindung Oestreichs mit

dem deutschen Reiche zu beziehen; oder die Kraft dieses großen Staaten-Systems, Frankreich als einen furchtbaren Gegner entgegen stellen zu wollen. Das deutsche Reich war schon im Anfange dieses Jahrhunderts bey aller seiner großen Summe innerer Kräfte, doch als Ganzes betrachtet eben so kraftlos, wie es sich am Ende desselben bewiesen hat. Was würden einem Körper die Kräfte der einzelnen Glieder helfen, wenn sie nicht eine gemeinsame Federkraft in Verbindung, zweckmäßig in Thätigkeit setzte. Die Glieder des deutschen Reichs waren wieder zu Körpern geworden, die ihre eigene Lebens- und Federkraft, ihre eigenen Zwecke, ihre eigene, von den Uebrigen völlig unabhängige Wirksamkeit hatten. Der Gemeingeist war bereits so sehr verschwunden, daß jeder Theil sich auf Kosten des Ganzen zu verstärken und zu vervollkommen suchte. Ein von dem Staats-Interesse völlig abweichendes verknüpfte zwar noch einige; aber nur, um sich durch diese Verbindung gegen andere in einem desto wehrhaftern Zustand zu setzen. Aus dem Staats-

körper des deutschen Reichs war ein corpus catholicorum und ein corpus evangelicorum geworden, welche sich stets mit argwöhnischen, anmaßlichen und feindseligen Blicken gegenseitig beobachteten. Wie mogte sich auch nur der schwächeste Gemeingeist erhalten, wo diese Spaltung einmal statt fand. Indessen auch diese Korporationen wurden nur noch durch lockere leicht zu lösende Bande zusammengehalten. Das Streben aller einzelnen, besonders der größern und mächtigern Reichs-Glieder, sich zu vergrößern und eine möglichst unabhängige Gewalt zu sichern, mußte sie nach und nach gegen eine Verbindung gleichgültiger machen, ja mußte ihnen jede Verbindung zur Beschwerde werden lassen, welche ihre Wirksamkeit als Theile eines Körpers, durch ein gemeinschaftliches Oberhaupt bestimmen, ihre Souverainität nach eben dem Verhältnisse beschränken konnte.

Selbst das Interesse dieses Oberhaupts war großentheils von Deutschland ab, auf eigene außerhalb der Gränzen dieses Reichs liegende

gende Staaten gerichtet. Schon damals veranlaßte dieß für das Reich manche wichtige Beschwerden, und lästige und gefahrvolle Kriege. Die Lage und Verhältnisse der Länder und des Hauses Oestreich sind dem deutschen Reiche theuer zu stehen gekommen. Sie haben dasselbe in Händel verwickelt, welche ihm um so weniger angingen, da sie nicht durch den Kaiser, als Oberhaupt des Reichs, oder Mitstand desselben, sondern durch seine Verhältnisse und Privatabsichten, als König von Ungern, oder Rival Frankreichs veranlaßt waren.

Im Norden von Deutschland erhob sich um diese Zeit einer der angesehensten Mitstände zu einem Könige. Zwar gab er sich das Ansehn, diese Würde allein an ein Ländchen zu heften, das ihm ausserhalb Deutschland zugehörte. Allein dieß Königreich so wie die Königs-Würde mußte durch den deutschen Reichsfürsten aufrecht erhalten, unterstützt und geschützt werden. Diese Staaten wurden eben dadurch näher und inniger mit die-

sem neuen Königreiche verbunden, als sie es jemals mit dem deutschen Reichskörper gewesen waren. Indem sie sich mit jenem auf diese Weise zu einem Ganzen vereinigten, mußten sie sich nach eben dem Verhältnisse von diesem lösen. Hätte dem Regenten derselben an dem Grade der Macht und Hoheit genügt, welchen ihm dieß Verhältniß gewährte; — wie würde er darauf verfallen seyn, sich ein anderes zu bilden, von welchem er beydes in einem höhern Grade erwarten konnte? Es dürfte wenigstens zweifelhaft erscheinen: ob der König von Preussen noch mit eben dem Interesse und derselben Ergebenheit an der deutschen Reichsverbindung hangen konnte, als es der Markgraf von Brandenburg und Kurfürst konnte, und es diesem gebührte. — —

Indessen war und blieb das Königreich Preussen mit den deutschen Reichsländern immer noch in einer genauen Verbindung. Ihr Herrscher konnte wenigstens für beyde ein ziemlich gleiches Verhältniß unterhalten. Beträchtlich verschieden und um Vieles nachtheiliger

für die Einheit und Festigkeit der deutschen Reichsverbindung war es, wenn ein Kurfürst von Sachsen König von Pohlen wurde. Dieses Reich stand mit den Erbländern seines Monarchen in einem weit entfernteren Zusammenhange. Nach der Verfassung dieses Reichs und nach den Verhältnissen, in welches der König zufolge derselben nothwendig gerathen mußte, konnten ihn seine Erbstaaten nur interessiren, in so fern er in denselben die Mittel fand, seine Absichten in Pohlen durchzusetzen. Die Verhältnisse dieses Reichs verwickelten Sachsen in Kriege, welche mit dem Interesse des deutschen Reichs auf keine Weise zu vereinigen waren *). In jedem Betrachte konnten einem Könige von Pohlen seine Ver-

*) Wir haben uns daher wundern müssen, bey einem, sonst einsichtsvollen und Vaterlandsliebenden Schriftsteller die Aeußerung zu finden: es sey rathsam und zu billigen gewesen, wenn der itzige Kurfürst Friedrich August, die ihm neuerlich angetragne Krone Pohlens angenommen habe. Sachsen würde eher dabey gewonnen, als verlohren haben. —

hältnisse, als deutscher Reichsfürst, nur zu lästigen Fesseln werden. Sein Interesse mußte sich also auch von dem des deutschen Reichs mehr und mehr absondern; eine Geneigtheit, die Kraft des deutschen Reichskörpers, durch die Kraft seiner Staaten zu vermehren, immer weniger bey ihm sich wahrnehmen lassen.

Derselbe Fall trat in Rücksicht auf Hannover ein; so bald sein Entwurf und seine Aussicht zur Englischen Thronfolge zu gelangen, realisirt wurden. Schon das Hinarbeiten danach bewieß, daß der Regent dieser Länder sein persönliches Interesse mehr als das Interesse des deutschen Reichs, ja selbst seiner Erbländer, vor Augen hatte. Wo das Streben nach Unabhängigkeit erst rege geworden ist, da kann ein Verhältniß, wie das constitutionelle der deutschen Reichsfürsten nicht lange behaglich seyn. Das Haus Hannover bewarb sich um die Kurwürde; — doch auch wohl nicht aus Interesse für das Wohl des deutschen Reichs? Würde es in diesem Falle bey dem vielen und kräftigen Wi-

derspruche, welchen dieses Reich erfuhr, bey dem Streite, welcher daraus entstand, darauf beharret, würde es solche Mittel, zur Erreichung seiner Absicht verwandt haben? Was diese Thatsache beweißt, ist noch durch so manche andere außer Zweifel gesetzt. Oestreich benutzte die Kaiser-Vorrechte und die Bestrebungen der deutschen Reichsfürsten nach Standes-Erhöhungen und ähnlichen Befriedigungen ihres Ehrgeitzes und ihrer Eitelkeit, um sich unter ihnen persönliche Hausfreunde zu erwerben. — Hinwieder benutzten die deutschen Reichsfürsten nicht minder das Bedürfniß Oestreichs, um sich persönliche oder Familien Vortheile zu verschaffen; welche auf die Ausdehnung ihrer Regenten Macht, oder die Vergrößerung ihrer Länder abzweckten.

Von diesen Zwecken allein geleitet, schlossen sich die Reichsfürsten, selbst die Größern entweder an Oestreich, oder nach Befinden ihres Vortheils, an andere Reichsstände, auch andere auswärtige Mächte. Der Kurfürst

von Bayern war Stadthalter der spanischen Niederlande, residierte hier, setzte also die eigenthümliche Herrschaft seiner Staaten der erborgten Herrschaft über fremde Staaten nach. Von Eigennutz und Haß geleitet, verließ er in der Folge das Interesse des Oestreichschen Hauses und schloß sich an Frankreich; ohnerachtet seine Staaten dadurch der schrecklichsten Verheerung preis gegeben wurden. Andere Theile des deutschen Reichs waren, als Provinzen fremder Reiche, von jenem fast gänzlich abgerissen. Wenigstens konnten sie unmöglich als Theile eines wohlverbundenen Ganzen angesehn werden. Sein Beytrag zu der allgemeinen Kraft und Wirksamkeit des ganzen Reichskörpers mußte immer größestentheils von der Geneigtheit seines Regenten, denselben zu leisten, abhängen; und diese Geneigtheit mußte sich wieder nach dem Interesse des Staats modificiren, von welchem jener Reichsstand als eine abhängige Provinz angesehen wurde.

Jemehr daher jeder einzelne deutsche Reichsstand darauf bedacht war, sich selbst

in einen achtbaren und wehrhaften Zustand zu setzen, desto mehr mußte sich die Wehrhaftigkeit des deutschen Reichs im Ganzen vermindern, die Furchtbarkeit desselben verlieren. Manche andere kleinliche Rücksichten vereinigten sich mit jenem Bestreben, und mit der Furcht, von Oestreich zu persönlichen Zwekken gemißbraucht zu werden, und ließen, auch bey den dringendsten Auffoderungen, eine Langsamkeit der Maasregeln zur Observanz werden, welche in der Darstellung nicht leicht übertrieben werden kann.

„Ich weiß noch", sagt ein gelehrter Zeitgenosse Leopolds des Ersten, „daß man die Bethglocken geläutet, wie der Türke vor Wien gestanden, und die Tartaren bey Linz. Da man nun auf dem Reichstage deliberieren sollte, wie dem Erbfeinde zu begegnen sey: so fingen zwey gewisse Herzoge an, zu zanken, wer von beyden solle votiren. Eine solche Disputation kann alle nöthige und gute Negotia hindern; daher M. Bayle, dans les diverses pensées sur la Cométe sagt: Gott habe Deutschland

bisher erhalten, wie den Kasten Noä. — — Wäre nicht im dreißigjährigen Kriege Gustaphus Adolphus gleichsam vom Himmel gefallen: so wären wir hingewesen. So geht es in Deutschland zu. Aber man kann es keinem a part zuschreiben. Die Potentiores hindern die Impotentiores und diese hinwiederum jene. — — Gleichwie der Körper seine Krankheit zeigt, wenn der Puls langsam schlägt: also ist auch die Republique irreguliert, wo man die Bewegung nicht merken kann, ohne nur par hazard. — — Wer daran schuld sey, kann in tanta rerum confusione nicht gesagt werden, der Kaiser schiebt es auf die Stände; und die Stände auf den Kaiser. Die Kurfürsten schieben es auf die Fürsten; beyde aber auf die Städte. Wer einen guten culanten Stylum hätte, der könnte von dem Zustande Deutschlandes eine artige Dissertation schreiben, und dürfte dadurch das deutsche Reich nicht schimpfen. Denn es ist nichts Heimliches, sondern offenbar, und wissen es alle Extranei, daß unser Germania fracta, und wohl zu bewundern, daß es nicht schon lange in Stücken zerfallen." —

Bey einer andern Gelegenheit fährt derselbe Beobachter über diesen Gegenstand sich in seiner naiven Manier zu äußern fort:

„Dicis: Wir haben eine Armee. Resp. Ja Deutschland ist ein formidabel Reich und kann man auch wohl brave Leute aufbringen. 50 bis 60000 Mann stehen auf dem Papier. Das Geld wird auch gezahlt, aber es wird nicht recht employret. Der Kaiser und der König von Preussen können wohl schöne Truppen halten. Aber mit der Reichsarmee war in den vorigen Kriegen allein nichts auszurichten. Ratio patet. Denn gesetzt, daß die Stände alle ihr Reichskontingente schicken aux lieux marqués, welches doch nie geschieht, sondern allezeit die Hälfte wegbleibt; so ists dennoch nichts. Denn zu einer Armee gehören auch gute Commandeurs, Munition, Proviant, Bagage, Pulver, Kugeln ꝛc. en abondance. Aber wenn hier ein Corps von etwa 6000 Mann ankömmt: so hat es etwa 6 Feldschlänglein bey sich und ein jeder Musquetier eine Tasche Patronen, und ein Paar Flintensteine.

Iam finge: es hat geregnet und die Patronen sind naß geworden, wie hat die Armee schiessen können? — Dicis: es ist in praxi nicht passiret. Ich reiste einmal hinaus ins Fränkische, da der Prinz Louis nicht weit von Augsburg war. Der schickte eine Stafette und ließ sagen: seine Armee sey ohne Pulver; die Patronen wären naß; die Herren von Nürnberg sollten Pulver hergeben; und wenn sie in gewisser Zeit nicht bezahlt würden, so wollte er sie selbst bezahlen. Die Nürrenberger wollten ungern daran. Denn sie hatten dem Prinzen schon eine ganze Artillerie gelehnt, in der Kehler-Schanze, die der König in Frankreich weggenommen und hatten nichts dafür wieder bekommen. Wäre der König von Frankreich zu solcher Zeit rechtschaffen eingefallen, so hätte alles müssen couchez machen. Ist Pulver da, so ist kein Bley, kein Flintenstein und für die Leute nichts zu essen da." — —

„Dicis: Das war eine schöne Intention mit der Operations-Kasse! Resp. Ja die Kasse war wohl da, wenn nur wäre genug

Geld darin gewesen. Die kleinen Stände haben alles gegeben; die großen nicht; sondern haben nur processirt: ob sie was geben sollten, oder nicht. Also hatte die Operations-Kasse ein Ende" u. s. w. — — —

„Das sind lauter Schwachheiten, daß man sagt: es sey Verrätherey gewesen. Das haben die Leute gesagt, die den Zustand in Deutschland nicht verstanden haben. Marlborough stand erstlich neben dem Prinzen Louis und sagte: er sollte alles wohl anschaffen. Louis aber antwortete. Meinet ihr, daß ich in diesem Lande absolut kommandiren könne? Hier ist der Kurfürst von Trier Herr, bald kömmt das Phälzische Gebiethe; hier ist das Maynzische, dort das Hessische. Kann ichs da zwingen, wie ich will? Ich muß erst schreiben und bitten. Ihre Kurfürstl. Durchlaucht mögen befehlen ꝛc. Dann ist da ein Graf, der superioritatem territorialem hat; da eine Reichsstadt, die mit der Magestate analoga pranget. Ja, sagte Marlborough, so können wir nicht subsistiren. Denn seine Leute

wurden krank. Der Engländer isset gern gut Brodt und fett Fleisch. Darum blieben auf dem Marsch nach Hochstedt viel zurücke. Auch ist bey uns keine Ordnung, und suchen die Officiers auf dem Marsche Geld zu schneiden, darüber das Land ruinirt wird. — Da ist also weiter nichts zu thun, als daß man singe und bete: Pax optima rerum *)."

Wenn also das deutsche Reich nicht einmal in einem erträglichen Vertheidigungszustande war, wie wenig mogte es dann einem Feinde, als Ludewig der Vierzehnte, furchtbar werden; oder sein Beyfall, oder sein Mißfallen auf die Entschlüsse und Maasregeln desselben Einfluß erhalten können! Seine Ent-

*) Man vergleiche hiemit die Schilderung, welche ein Augenzeuge und verständiger Urtheiler, von dem Zustande der Reichsarmee in diesem letzteren Reichskriege gegen die Franzosen, macht; in der lesenswerthen Schrift: Schilderung der jetzigen Reichsarmee, nach ihrer wahren Gestalt. Nebst Winken über Deutschlands künftiges Schicksaal. Köln, 1796.

würfe mußten daher immer kühner, seine Anmaßungen unbegränzter werden; zumal da er von seinem Nachbar, auf der entgegengesetzten Seite, eben so wenig einen nachdrücklichen Widerstand zu erwarten hatte. Spaniens Kraft- und Wirkungslosigkeit erschien gerade in dem entgegengesetzten Verhältnisse zu dem Umfang der Länder, welche hier unter der Herrschaft eines Monarchen schlecht genug vereinigt waren. Seit Philipps des Zweyten Regierung war gleichsam planmäßig daran gearbeitet worden, die Kräfte dieses großen Staats nach und nach gänzlich zu erschöpfen. Was war dasselbe im Anfange des vorigen; — und was im Anfange dieses Jahrhunderts! Was unter Carl dem Ersten; und was unter Karl dem Zweyten!

Von einem kraftlosen Monarchen seiner Erschöpfung und Hülflosigkeit hingegeben, wurde es bey seinem Hinscheiden zu einem Zankapfel, über dessen Schicksaal nur der aller blutigste Krieg entscheiden konnte.

Ludewig der Vierzehnte konnte diese Gelegenheit nicht vorüberlassen, die Besitzungen seines Königs-Hauses zu erweitern. Oestreich hingegensah es für einen Raub an, wenn ein anderer, als ein Glied der Oestreichschen Familie, den Thron der Spanischen Monarchie in Besitz nehmen sollte.

Die Nation selbst, über deren Schicksaal man das Loos warf, erhielt sich, grösestentheils wenigstens, eine geraume Zeitlang leidend. Unter den Großen waren Partheyen, die gegen einander kabalirten, und nur ihre persönlichen Absichten, oder Vortheile für ihren selbstsüchtigen Aristokratismus vor Augen hatten.

Die übrigen Staaten glaubten sich zum Theil aufopfern zu müssen, um die allzugroße Vergrößerung einiger zu verhindern. Man dachte sich itzt zuerst das System von dem nöthigen Gleichgewichte der Mächte deutlich; ohneracht die Regenten fast beständig, so weit die Weltgeschichte zeigt, mechanisch darnach gehandelt hatten.

Ein groſser und schöner Theil der Spanischen Monarchie war in Italien; also von der Verbindung abgerissen, welche ihm die Nation angewiesen hatte. Allein wann hat die Unersättlichkeit der Herrschsucht die Gesetze und Hinweisungen der Natur bemerkt und geachtet! Wäre man diesen in Italien gefolgt und hätte man ihnen folgen können; was für ein blühender kräftiger und furchtbarer Staat müßte sich hier erhalten haben. So aber hatten sich nach und nach in diesem, von der Natur so verschwenderisch begünstigten, Lande, welches ehemals die Herrschaft über den gröſsesten Theil der ganzen bekannten Erde ausübte, zahlreiche kleine Staaten gebildet, davon immer einer noch ohnmächtiger als der andere war. Auch die späterhin noch so furchtbaren Republiken wußten sich höchstens durch ihr Geld noch einige Einflüsse zu verschaffen. Und die geistliche Gewalt des Bischofs zu Rom reichte ebenfalls kaum mehr hin, seine eigenen Staaten zu schützen; geschweige denn, daß sie ihre Flügel mit Nachdruck auch über Andere hätte verbreiten können.

Die einzige wirksame Schützerin Italiens war noch die Natur. Allein wie wenig reichte diese hin, um diesen kleinen monarchischen und aristokratischen Despoten gegen jede Macht und für jede Zeiten eine Erhaltung und Unabhängigkeit zu sichern. Vielmehr hätte man schon damals voraussagen können, was gegen das Ende dieses Jahrhunderts erfolgt ist; — wenn es zu jener Zeit möglich gewesen wäre, die allgemeine Ideen-Revolution zu ahnen, welche das letzte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts zu dem wichtigsten und merkwürdigsten gemacht hat, was die Geschichte bisher kannte. An ein festes und kräftiges Bündniß der Italienischen Staaten unter einander, um sich gegen die Angriffe auswärtiger Mächte mit Nachdruck zu vertheidigen, war gar nicht zu gedenken. Die Mächtigern suchten sich daher in dem übrigen Europa Verbindungen zu machen und zu erhalten. Doch auch hier ließen ihnen die Verhältnisse und Lage ihrer Länder nur zwischen Frankreich und Oestreich die Wahl; ein Umstand, welcher gar leicht zu einer neuen Gefahr und

Beschwer-

Beschwerde für sie werden konnte, oder vielmehr nothwendig werden mußte.

Seit beynah zwey Jahrhunderten hatten diese beyde um die Herrschaft Italiens gestritten, und sich bald der Eine, bald der Andere dem Ziele seiner Bestimmung mehr oder weniger genähert. Indessen war immer wieder der Eine auch dem Andern zu einem unübersteiglichen Hinderniße der Erreichung dieses Ziels geworden. Aus Eigennutz, und um dieselben gelegentlich selbst zu unterjochen, hatte der Eine stets die Unabhängigkeit der Italienischen Staaten, in so fern sie derselben noch genossen, gegen den Andern in Schutz genommen. Nur Neapel und Sicilien war seit länger als einem Jahrhunderte mit der Spanischen Monarchie vereinigt, und vonanderweitigen Ansprüchen unangefochten geblieben.

Am meisten litten unter diesen wiederholten Kämpfen die Regenten der Fürstenthümer Piemont und Savoyen. Die Lage dieser Länder, welche sie stets zum ersten und dauernsten

Kampfplatze in den Kriegen über die Unterjochung Italiens machten, hatte sie genöthigt, in der Verbindung mit dem einen oder dem andern Schuz zu suchen, um nicht die unvermeidliche Beute beyder zu werden. So war ihre selbstständige Existenz nach einem jeden Kriege als ein Geschenk des einen, oder des andern Theils anzusehen. Daraus entstand für sie eine Verbindlichkeit, ihrem Erhalter treu, hold und ergeben zu bleiben. Allein auch dann, wenn die Bande des Bluts die Bande der Erkenntlichkeit verdoppelten, konnte dennoch eine solche Verbindung nie länger dauren, als Eigennuz und das Bedürfniß der Selbsterhaltung es verstatteten. Der Regent, welcher im Anfange dieses Jahrhunderts Savoyen und Piemont beherrschte, war durch eine doppelte Heyrath mit Bourbon verbunden. Gleichwohl wurde er bald nach dem Anfange des Kriegs in Italien von dem starken Arme des Eigennutzes auf Oestreichsche Seite gezogen: wodurch freilich sein Staat nur einer längern und mannigfaltigern Verheerung ausgesezt wurde.

Blicke auf die Familien-Verhältnisse der Regenten.

Zwey Familien waren es hauptsächlich, welche um jene Zeit den schönsten Theil von Europa beherrschten, und wie man eine jede von ihnen nicht unwahrscheinlich beschuldigt, durch eine Universal-Monarchie sich allein unterwürfig zu machen trachteten. Das Haus Oestreich und das Haus Bourbon rivalisirten besonders seit dem vorigen Jahrhunderte her, an Macht und Despotismus. An Länder-Masse waren sie freylich immer noch sehr beträchtlich verschieden. Die Besitzungen des Hauses Bourbon beschränkten sich großentheils auf das, was man in die Gränzen Frankreichs einschloß. Was ausser denselben, in fremden Welttheilen von Frankreich abhängig gemacht war, konnte gegen die dem Hause Oestreich zugehörigen Länder und Etablissements kaum in Rechnung gebracht werden.

Das Haus Oestreich theilte unter sich, auſſer seinen deutschen Erblanden in Europa, Ungarn, Böhmen, Siebenbürgen, die Niederlande, Spanien, Neapel, Sicilien, Mayland u. s. w. der groſsen, reichen Länder in den fremden Welttheilen, welche die Europäischen an Umfang und Natur-Reichthum weit übertrafen, nur im Vorübergehn zu gedenken.

Diese leztern gehörten nebst Spanien, den Niederlanden, Mayland, Neapel und Sicilien der Spanisch-Oestreichschen Linie und muſsten, nach der alten staatsrechtlichen Observanz, durch das Aussterben dieser demjenigen zu Theil werden, der das nächste und sicherste Familien-Anrecht darauf erweisen und freilich auch den Beweis mit dem gehörigen Nachdruck vortragen konnte.

Die Spanisch-Oestreichsche Linie verkündete in der hülflosen Schwäche Karls des Zweyten ihr gänzliches Verlöschen, und gab der Oestreichisch-Oestreichischen die Aussicht,

die Gesamtmasse der Länder, welche Karl der Fünfte beherrscht hatte, wieder unter sich zu einem Ganzen zu vereinigen. Kaiser Leopold der Erste, das Haupt des Oestreichschen Hauses, sah darauf mit einer Ruhe und Sicherheit hin, welche kaum die Vorstellung einer Konkurrenz anderweitiger Kompetenten zu zulassen schien. Durch die Verheyrathung Ludewigs des Vierzehnten mit der Tochter Philipp des Vierten hatte sich zwar auch das Haus Bourbon eine Familien-Verbindung mit Spanien zu machen gesucht. Allein man achtete darauf Oestreichscher Seits wenig; theils weil alte Familien-Verträge und mehrmahlige Erneuerung der alten Hausverwandschaften durch Wechselheyrathen, sichere Schutzwehren gegen alle Ansprüche aus neuern Verbindungen zu seyn schienen; theils weil selbst bey der Verbindung Ludewigs eine ausdrückliche Verzichtleistung hatte geschehen müssen, um allen aus derselben etwa zu machenden Ansprüchen gleich anfangs entgegen zu kommen.

Auf Seiten Frankreichs dachte man freilich in Anwendung auf diesen Fall nicht ganz

so. Die Verzichtleistungen waren zwar geschehen. Allein die verschlagene Kabinets-Politik ließ sich dadurch nicht hindern, die scheinbar aufgegebenen Rechte zu seiner Zeit wieder geltend zu machen. Verzichtleistungen, zu denen der Verzichtleistende nicht berechtigt war, können seine Nachkommen noch weniger, als ihn binden. Eine solche Verzichtleistung könnte höchstens die Person, welche sie ausstellte, nicht aber die Nachkommen derselben verpflichten. Diesen Rechte zu vergeben, dazu konnten sie nicht berechtigt seyn; ihre dahin abzweckenden Verträge also auch keine bindende Kraft für dieselben haben. Nun sey aber der Vater, als natürlicher Vormund seiner Kinder verbunden, die Rechte derselben zu erhalten und zur Ausübung zu bringen. Eine Verzichtleistung seiner Gattin könne daher eben so wenig für ihn bindend, als für ihre Kinder verpflichtend seyn. Durch dieses und ähnliche Resonnements wußte sich Ludewig der Vierzehnte von den Fesseln zu lösen, welche ihn die Verzichtleistung seiner Gemahlin in Betreff der Spanischen Erbfolge hatte anlegen

sollen; in den Augen Oestreichs auch wirklich angelegt hatte. Seine Ansprüche, welche er gegen den Anfang dieses Jahrhunderts zu erkennen gab, und mit seiner ganzen Macht geltend zu machen geneigt schien, zog die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich. Dem Spanischen Staatsrechte zufolge traten die weiblichen Linien des Königs-Hauses in das Erbfolge-Recht ein, so bald die Männlichen verloschen waren. Dieß Erbrecht blieb ihnen und ihren Nachkommen auch dann, wenn sie in andere Familien übergegangen waren, also durch ihre Erbfolge Spanien zum Eigenthum einer, bereits in einem andern Staate herrschenden, Regenten-Familie werden mußte.

Auf dieses Grundgesetz bauete das Haus Bourbon seine Forderungen, als Karl der Zweyte sich seinem Ende nahte, und die weiblichen Zweige dieser Familie theils dem Oestreichschen, theils dem Bourbonischen Regenten-Stamm eingeimpft waren. Philipp der Vierte, Karls Vater, hatte, ausser

ihm, noch zwey Töchter hinterlassen. Die älteste, Marie Therese, war als ein Pfand des Pirenäischen Friedens (1659.) Ludewig dem Vierzehnten zur Gemahlin gegeben worden; jedoch nur, nachdem sie ihrem Rechte der Erbfolge auf das Feierlichste entsagt hatte. Die jüngere, Margarethe Therese, war dem Kaiser Leopold vermählt. Diese hatte keine ähnliche Verzichtleistung ausgestellt. Dagegen aber mußte ihre Tochter, Marie Antoinette Josephe, als sie mit dem Kurfürsten Maximilian-Emanuel von Bayern verheyrathet wurde, sich zu einer solchen Entsagung verpflichten. Man sieht hieraus, daß es Absicht von Spanien und Oestreich war, diese Länder, welche man noch als ein zusammengehörendes Ganze betrachtete, wieder mit einander zu vereinigen, und jede andere Familie, sowohl von dem Besitz des Ganzen, als einzelner Theile auszuschliessen.

Indessen konnte dieß freilich ohne die Zustimmung Ludewigs des Vierzehnten nicht

ausgeführt werden; und dazu war dieser Monarch keineswegs geneigt, so sicher man auch darauf gerechnet hatte. Ausser den bereits angeführten Gründen, warum er sich nicht durch jene Verzichtleistung gefesselt hielt, fand der Scharfsinn seiner Minister noch folgende. Man war der Meinung, daß sie nur die Vereinigung der beyden Kronen hindern, oder höchstens die weibliche Nachkommenschaft treffen könne. Die Männliche behielt also nach wie vor ihre Rechte. Es sey jener Verzichtleistung völlig gemäß gehandelt, wenn die Erben des Französischen Throns übergangen, also Spanien einem der Enkel Marien Theresiens, zunächst dem Herzog von Angou überlassen wurde.

Dagegen erhob sich hinwieder ein dritter Anspruch auf die Spanische Erbfolge von Seiten des Kurhauses Bayern. Die Entsagung, welche die Kurfürstin, bey ihrer Verheyrathung, ausgestellt hatte, könne nicht für gültig angenommen werden, wandte man von dieser Seite her ein, indem dieselbe nie von

dem Spanischen Reichstage anerkannt und sanktionirt worden sey. In Betreff der Entsagung der Gemahlin Ludewigs des Vierzehnten, habe dieß allerdings statt gefunden, folglich sey dieselbe unter die Zahl der Reichsgesetze aufgenommen und müsse in Kraft gesetzt und erhalten werden. Eben dadurch werde nun der Enkel der zweiten Tochter Philipps des Vierten, der Kurprinz von Bayern, zum nächsten und einzig rechtmäßigen Erben. Auch sey er, als solcher, selbst von Philipp dem Vierten anerkannt und ausdrücklich für den Fall, daß sein Sohn, Karl II. ohne Kinder sterben sollte, als der rechtmäßige Nachfolger nahmhaft gemacht worden.

Ausser diesen Ansprüchen konnten auch noch einige von Seiten des Herzogs Viktor Amadeus von Savoyen erwartet werden. Dieser leitete seine Abkunft von der Tochter Philipps des Zweyten, und stützte hierauf Anforderungen, welche wenigstens dazu beytragen konnten, diese Angelegenheit noch verwickelter zu machen.

Ein Testament Karls des Zweyten entschied endlich für den Kurprinzen von Bayern und schützte ihn dadurch gegen jeden anderweitigen Anspruch. Nicht so konnte er gegen die Eingriffe des Schicksaals gesichert werden. Der Tod des Kurprinzen zerriß die Dokumente, welche ihm die Erbschaft eines unermeßlichen Reichs zusichern sollten. Der Streit um dieselbe erhob sich daher von Neuem zwischen den Familien Bourbon und Oestreich, und eröffnete der Intrigue einen weiten und mannigfaltigen Tummelplatz.

Diese Angelegenheit wurde, je länger sie betrieben wurde, desto wichtiger auch für die übrigen Staaten des größesten und kultivirtesten Theils von Europa. Besonders nahmen die Seemächte einen nahen und thätigen Antheil an denselben. Englands Monarch war Erbstadthalter der vereinigten Niederlande. Er war durch die Vertreibung seines Schwiegervaters zum Throne gelangt und dieser lebte, als Prätendent der ihm geraubten Krone, in Frankreich, unter dem Schutze Ludewigs des

Vierzehnten. Wilhelm hatte also alle Ursach, auf ihn ein beobachtendes Auge zu richten; und wo möglich die Vergrößerung einer Macht zu verhindern, welche, so wie sie izt war, ihm schon gefährlich genug werden konnte.

Auf der andern Seite traten ebenfalls politische Gründe ein, warum er die Vergrößerung des Hauses Oestreich nicht mit Gleichgültigkeit ansehen konnte. Die Idee von der Erhaltung des Gleichgewichtes Europens, die gleichwohl aus keinen edlen und gerechten politischen Grundsätzen herrührte, verleitete ihn die Waage in die Hand zu nehmen, und Ansprüche nach Gutdünken abzuwägen, welche nur nach unwandelbaren Grundsätzen des Rechts bewährt oder verworfen werden konnten. König Wilhelm unterfing sich, ein Reich unter zwey Kompetenten theilen zu wollen, deßen Inhaber noch am Leben und im Besitz des Rechtes war, seinen Nachfolger zu bestimmen. Selbst die von mehrern Seiten erfolgten Protestationen, so wie die vorgeblichen Versuche und verworfenen Vorschläge schreckten ihn

nicht. Er fühlte sich mit der Waage in der Hand zu wichtig und zu groß; wiewohl nicht einmal er selbst, sondern sein Minister, der Herzog von Portland, die Vertheilung machte; hier abnahm, und dort zulegte, um das Gleichgewicht möglichst genau heraus zubringen.

Die übrigen nachbarlichen Fürsten und Staaten von geringerer Größe und Kraft, knüpfte Familien oder politisches Interesse bald an den einen, bald an den andern streitenden Theil, bald gesellete es dieselbe den Vermitlern zu. Durch die Bande der Verwandschaft hing Savoyen zunächst an dem Hause Bourbon, Bayern an Oestreich. Allein bald wurden beyde gegenseitig durch die Gewalt des Interesses von ihren Verbündeten ab und zu ihren Gegnern hinüber gezogen. Bayern wurde Frankreichs Freund. Savoyen schloß sich dagegen an Oestreich. Portugal schwankte anfangs zwischen beyden; wurde indessen zunächst durch die Furcht vor dem gänzlichen Verlust einer selbstständigen Existenz auf die Seite

Bourbons' gezogen. In Deutschland war Pfalz, Preussen und Hannover für Oestreich. Helvetien, Venedig und einige andere kleine Staaten, die weder durch Familien-Bande, noch durch Herrscher Interesse gefesselt waren, suchten und wußten eine Neutralität zu behaupten.

Karls des zweyten Tod war die Losung zum Entzünden der Kriegsflamme, welche dreyzehn Jahre lang die schönsten Länder Europens unablässig verheeren sollte. Die Vermitler traten nun, als Bundesgenossen auf die Seite Oestreichs. Ludewig der Vierzehnte mußte für sich und seinen Enkel, den er auf den Spanischen Thron gesetzt hatte, einen gewaltigen Kampf mit dem gegen ihn aufgestandenen Bunde beginnen; dessen Kräfte sich durch den Kampf selbst nur zu vermehren schienen.

Dieser blutige und hartnäckige Kampf gewinnt durch die Aehnlichkeiten, welche sich zwischen demselben und dem französischen Frey-

heits-Kriege, am Ende dieses Jahrhunderts, wahrnehmen lassen, ein noch erhöhteres Interesse; weshalb wir uns für eine koncentrirte Darstellung desselben in diesem Werke und zu dieser Zeit den Beyfall unserer Leser versprechen zu können glauben.

II.

Der Spanische Successionskrieg; ein Gegenstück zu dem französischen Freyheitskriege.

I.

Einleitung.

Uebersicht der merkwürdigen und interessanten Verhandlungen, durch welche dieser Krieg herbengeführt wurde; ein merkwürdiger Beytrag zur Geschichte der Kabinets-Politik.

Die Veranlassungen und Verhältnisse, welche diesen Krieg herbeyführten, lagen theils in den eben vorher dargelegten Familien Verhältnissen der Häuser Bourbon und Oestreich: theils in der Natur und Verfahrungsart der Poli-

Politik jener Zeit. Noch waren die Vorſtellungen die herrſchenden, daß die Staaten Eigenthum der Herrſcher-Familien wären; als ſolche, wie jedes andere Sach-Eigenthum und Erbtheil in Anſpruch genommen, der Beſitz deſſelben erlangt, und erfoderlichen falls auch erkämpft werden könne. Deßhalb verbanden ſich die Herrſcher-Familien durch Heyrathen, deßhalb machten ſie Familien Verträge, um das Eigenthumsrecht zu übertragen, Reiche und Staaten, im Ganzen oder zerſtückelt, von einer ausgeſtorbenen Familie auf eine, oder mehrere andere zu bringen. Auf den Willen und die Geſinnungen der Nationen, über deren Schickſaal man auf dieſe Weiſe eigenmächtig entſchied, nahm man nur in ſo fern Rückſicht, als man davon Beförderung, oder Verhinderung ſeiner Abſichten, und der Ausübung ſeiner präſumtiven Gerechtſame erwarten oder befürchten mußte. Ihr Glück oder Unglück konnte nie Motiv für oder wider werden; da es nie Gegenſtand der Betrachtung oder Beherzigung wurde. Ob Nationen zu Grunde gingen, dadurch, daß man

zur Befriedigung eines Privat-Intereſſes die Herrſchaft über ſie erkämpfte; ob andere in Armuth und Elend geriethen, dadurch, daß ſie auf den Wink ihres Despoten für ihn ſeinen Sohn oder Verwandten die Herrſchaft über einen andern Staat erkämpfen mußten — wann verweilte die Politik dabey mit ihrer Erwägung! Sie war allein darauf bedacht unter den Mächtigern der zu unterjochenden Nation ſich einen Anhang zu erwerben. Sie war hierzu, mehr oder weniger, emſig und betriebſam, je nachdem ſie ſich, mehr oder weniger, die Gewalt zutrauete, mit oder ohne Unterſtützung derſelben, ihre Abſichten zu erreichen.

Keine Begebenheit der neuern Geſchichte ſtellt die Wahrheit dieſer Bemerkung in ein helleres Licht, als diejenige, welche der Gegenſtand dieſer Darſtellung iſt. Kaiſer Leopold und König Ludewig ſuchten beyde durch die Staaten, welche die Spaniſche Monarchie bildeten, ihre Herrſchaft zu erweitern, den Glanz ihres Hauſes zu erhöhn, oder ei-

nen ihrer Söhne oder Verwandten zu verſorgen. Beyde beriefen ſich auf Rechte, die, wenn ſie auch gegründet waren, die Staaten und Völker dennoch durchaus nicht anders als Grundſtücke, Capitale oder bewegliche Sachen behandelten. Eine intriguenvolle Politik erſchöpfte alle ihre Künſte und Betriebſamkeit, um dem trägern und ſorgloſen Theile ſein Recht und ſeine Vortheile zu entwenden. Und da man endlich ſah, wie vergebens dieſe Bemühungen waren, griff man zum Waffen und entzündete einen Krieg, der die Staaten, um deren Beſitz man ſtritt, verheerte, und die, welche für ihre Herrſcher um dieſen Beſitz ſtreiten mußten, erſchöpfte und aufs äußerſte brachte.

Wie die Sachen lagen, hätte Kaiſer Leopold vielleicht dieſen langen Kampf und dieſes mannigfaltige Unglück verhüten und doch ſeine Abſichten erreichen können; wenn er mehr Klugheit und Betriebſamkeit angewendet hätte. Allein dieſe ſo wichtigen und weſentlichen Regenten-Eigenſchaften waren nun einmal

mit dem Charakter Leopolds und ſeiner Politik nicht zu vereinigen. Zwar hatte er, um dieſe Angelegenheit zu betreiben, einen Miniſter nach Madrit geſandt, deſſen Wahl nach einer langen Berathung unter drey Kandidaten beſtimmt war. Man wußte, es war nicht nur die Königin von Spanien, ſondern auch unter den Großen des Reichs eine mächtige Parthey, für Oeſtreich entſchieden. Dieſe durfte der Graf von Harrach (dieß war der Nahme des neuen Oeſtreichſchen Geſandten) nur erhalten und benutzen und der Erfolg ſchien weiter keinen Zweifel unterworfen zu ſeyn.

Mit dieſer Zuverſicht — ſo daß er nur hinnehmen dürfe, was vor ihm läge — ſcheint es, ſah der Kaiſer und ſeine Miniſter die Sache an. Danach wurde die Inſtruktion des Geſandten abgefaßt. Darauf gründete ſich in der Folge die Trägheit und Thatloſigkeit des Oeſtreichſchen Hofs und der gänzliche Mangel an Aufmerkſamkeit auf die Maſchinerien des franzöſiſchen Kabinets und augenblicklicher Benutzung günſtiger Diſpoſitionen und Umſtände.

Ohne eben vorzüglich ſcharfſinnig und ein ſorgfältiger und feiner Beobachter zu ſeyn, mußte der Graf von Harrach bald nach ſeiner Ankunft, an den Hof zu Madrit, deutlich genug wahrnehmen, daß die Lage dieſer Angelegenheit ganz anders ſey, alſo auch ganz andere Maasregeln angewandt werden müßten, als man dieſelbe zu Wien, im Kabinette des Kaiſers, vorgezeichnet hatte. Jemehr er den Hof in der Nähe ſah, deſto deutlicher mußte er die gänzliche Kraft- und Charakterloſigkeit des Königs, den Einfluß ſeiner Gemahlin und ihrer Günſtlingin, der Frau von Berlepſch, die verſchiedenen Verhältniſſe, welche ſich um den Thron her bildeten, die Verwirrung, welche in der ganzen Verwaltung herrſchte, und den traurigen und faſt hülfloſen Zuſtand des ganzen Reichs erkennen. Jahre lang dauerte ſchon ein erſchöpfender Krieg mit Frankreich fort. Die jedesmaligen Rüſtungen zu einem erforderlichen neuen Feldzuge ſetzten den Hof in die größeſte Verlegenheit und feſſelten auch bey der Ankunft des Geſandten die Aufmerkſamkeit ausſchließlich an dieſen Gegen-

ſtände. Es war daher nicht daran zu denken, daß dieſe Erbſchafts-Angelegenheit ſo ſchnell, wie man vielleicht erwartet hatte, durch eine entſcheidende Dispoſition abgemacht werden dürfte. Die Aeußerungen, welche er gegen die Königin und den König über den eigentlichen Zweck ſeiner Geſandſchaft wagte, brachten ihm nun von beyden das Verbot zu wege, ſich gegen irgend Jemand weiter über dieſen Gegenſtand auszulaſſen.

Indeſſen veränderten ſich wider Erwarten die Umſtände ſchnell. Frankreich, das die Abſichten Oeſtreichs errieth, fand für gut, dem Kriege ein Ende zu machen. Es negocierte den Ryswyker Frieden; in welchem es den ſehnlichen Wünſchen Spaniens, ſo wie den übrigen Kriegführenden Mächten, an der Hand einer ihm, bisher völlig fremden, Billigkeit begegnete.

Indem man ſich hiemit beſchäftigte, fand der Graf von Harrach von einer Seite her, wo er ſie am wenigſten erwartete, eine Un-

terſtützung; durch deren kluge und betriebſame Benutzung, die Vortheile auf Seiten Oeſtreichs bald entſchieden ſeyn würden. Der Kardinal Portocarero, ein eben ſo eiteler Mann, als unruhiger und betriebſamer Geiſt, war bisher ein erklärter Gegner der Königin und ihrer Parthey geweſen. Von Nationaldünkel aufgeblaſen, haßte er ſie und ihre Günſtlinge, als Ausländer, und bildete gegen ſie eine Parthey; weil er ihren Einfluß für eine Herabwürdigung der Spaniſchen Grandezza und ein Hinderniß ſeiner eigenen Herrſchſucht hielt. Indeſſen lag ihm doch auch das Schickſaal, was ſein Vaterland, nach dem ſich täglich mehr nähernden Tode des Königs, erwarten mußte, ſehr am Herzen. Er glaubte, eine engere Verbindung mit Oeſtreich, und eine nachdrücklichere Unterſtützung, noch während den Friedensunterhandlungen, würden Spanien ſein verſchwundenes Anſehen wiedergeben; ihm ſowohl beſſere Friedensbedingungen verſchaffen, als auch diejenigen Zerrüttungen verhüten, welche ihm, nach dem Tode des Königs, als einem verwaiſten Staate, bevor-

zuſtehen ſchienen. Deshalb foderte er die Königin auf, mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen. Durch ſie unterſtützt, erhielt er von dem Könige den Auftrag, mit dem Kaiſerlichen Geſandten in Unterhandlung zu treten.

Der Kardinal fing dieſelbe mit dem beſten Willen und Vorſchlägen an, deren Billigkeit und Zweckmäßigkeit nicht verkannt werden konnte. Er machte ihm die ſicherſten Verheiſſungen: der Erzherzog Karl ſolle noch vor der Beendigung der zu Ryswyk geflognen Friedensunterhandlungen von dem Könige zum Erben der geſammten Monarchie erklärt werden; nur mache die gegenwärtige Lage Spaniens es nothwendig, daß der Erzherzog ſogleich und zwar an der Spitze einer Oeſtreichſchen Armee von zehn oder zwölf tauſend Mann, nach Spanien überkomme.

Der Kardinal hatte mit Grunde erwartet, der Geſandte würde dieſen Antrag mit beyden Händen ergreifen; indem dem Kaiſer alles da-

ran liegen müſſe, durch Bewilligung dieſer Foderung die Erfüllung des gemachten Verſprechens zu ſichern. Mit deſto größerer Verwunderung ward er gewahr, daß der Geſandte über jenen Antrag verlegen zu werden ſchien, ihm ſogar Schwierigkeiten über Schwierigkeiten entgegen ſtellte. Der Graf von Harrach nahm zulezt zwar den Antrag an, rückte aber mit der Gegenfoderung hervor, daß Spanien die Truppen, welche der Kaiſer ſenden würde, unterhalten müße; indem dieſer ſich dazu, unter den gegenwärtigen Umſtänden, gänzlich außer Stand ſähe.

Dieſe Erklärung machte einen ſo widrigen Eindruck auf den Kardinal, daß er die Foderung mit Befremden und Unwillen zurückwies. Harrach entſchuldigte ſich mit der Zerrüttung der Finanzen und der gänzlichen Erſchöpfung Oeſtreichs. Er glaube daher, ſezte er hinzu, wenigſtens auf den Beytrag der Hälfte, zu der Unterhaltung der verlangten Armee, beſtehen zu müſſen.

Dem Kardinal ſeinerſeits lag zu viel an der Ausführung dieſes Plans, als daß er, nachdem die erſte leidenſchaftliche Regung vorüber war, ihn nicht auch mit eignen Aufopferungen hätte zu erhalten ſuchen ſollen. Er fand, daß dieſe Maasregel doch auch zu Spaniens Sicherheit gereiche, und daß daher alſo auch von dieſem zur Ausführung derſelben etwas geſchehen könne. Man näherte ſich einander wieder. Man vereinigte ſich dahin: daß die Beyträge Spaniens zu der Unterhaltung der Truppen ein Geheimniß bleiben ſollten, um einen üblen Eindruck auf die Nation zu verhüten.

Der Kardinal wandte nun ſeinen ganzen Einfluß auf den König an, um ihn zu der verſprochenen Erklärung zu beſtimmen. Allein eh ihm dies gelang, oder indem er glaubte, daß es ihm gelungen ſey, hemmte die Zwietracht plötzlich ſeine Wirkſamkeit und ſtörte zugleich, durch eine Hofkabale, den Fortgang einer für das Schickſal mehrerer Nationen und Staaten wichtigen und entſcheidenden Angelegenheit.

Der Admiral von Kaſtilien, ein Günſtling der Königin und vertrauter des Königs, war längſt dem ehrgeizigen Kardinal ein Gegenſtand des Neides und der Eiferſucht geweſen. Indeſſen hatten ſie bisher noch immer ein ſcheinbares gutes Verſtändniß im Aeußern beobachtet. Allein itzt trafen mehrere Umſtände zuſammen, wodurch auch dieß gänzlich geſtört wurde. Man reizte ſich gegenſeitig; bis der Kardinal, im höchſten Grade aufgebracht, einen öffentlichen Angriff auf ſeinen Gegner und die ganze Parthey, wozu er gehörte, wagte.

Hochmuth und leidenſchaftliche Hitze laſſen der Ueberlegung und Behutſamkeit nun einmal keinen Raum. Der Kardinal lenkte ſeinen Angriff ſo wenig geſchickt, daß er mehr gegen die Königin als den Admiral und ſeine Parthey gerichtet war. Bey einer öffentlichen Audienz klagte er die Günſtlinge der Königin, namentlich die Gräfin Berlepſch, den Beichtvater und den Admiral von Kaſtilien, als die Urheber des mannigfaltigen Elendes, welches Spanien drückte, an. Er redete mit aller

der Kühnheit und Anmaßung, welche ihm ſein geiſtlicher Dünckel und der Haß gegen einen beneideten Gegner einflößte, und wagte es nahmentlich, auf die Entfernung aller derer zu dringen, welche im Beſitz der beſondern Gunſt der Königin waren.

Konnte der Kardinal wirklich glauben, daß dieſe Anklage die Königin zu ihrer Entfernung beſtimmen würde? Oder wollte er den öffentlichen Unwillen gegen ſie erregen, indem er ſich das Anſehen eines unerſchrockenen Patrioten und Märtirers für das allgemeine Wohl zu geben ſuchte? Allein wann hat Leidenſchaft die Folgen ihrer Ausbrüche berechnet; oder der geiſtliche Dünkel an dem Gelingen ſeiner kühnſten Unternehmungen gezweifelt? — Daher hatte der Kardinal wohl ohne Zweifel eine andere Wirkung erwartet, als die, welche er erfahren mußte. Die Königin wandte ihm den Rücken, und der gedehmüthigte und erbitterte Kardinal verließ den Hof, mit dem verſtärkten Vorſatze, dieſe Beſchimpfung durch den Sturz ihrer Günſtlinge, beſonders des Admirals, zu rächen.

Während auf dieſe Weiſe, ſelbſtſüchtige kleinliche Leidenſchaften die wichtigſten und wirkſamſten Männer am Hofe beſchäftigten, war der Friede zu Ryswyk geſchloßen, und die Gelegenheit verſäumt, in demſelben dem Erzherzog die Erbfolge in der geſamten Spaniſchen Monarchie zuſichern zu laſſen. Die Oeſtreichſche Parthei ward dadurch wieder an die Gefahr des Reichs und an die Nothwendigkeit einer Unterſtützung von Auſſen erinnert. Der Admiral, der itzt dieſe Angelegenheit führte, drang aufs Neue auf die Ueberkunft des Erzherzogs und der Oeſtreichſchen Armee. Der Graf von Harrach wiederhohlte die Zuſage derſelben. Es wurden bereits Anſtalten zur Vertheilung und Verpflegung der Armee in Spanien getroffen; in Italien Accorde zur Ueberſchiffung des Erzherzogs und ſeiner Truppen geſchloſſen. Man erwartete nur noch die Definitiv-Beſtimmung des Kaiſers. Sie kam endlich und enthielt — eine Verweigerung der Ueberkunft des Erzherzogs und der Armee. Die Gründe waren von der Art, daß ſie kaum eine Erwähnung verdienen.

Die Oeſtreichſche Parthey am Spaniſchen Hofe gerieth darüber in Erſtaunen und Unwillen. Nicht minder der Oeſtreichſche Geſandte ſelbſt. Wie wohl nicht der feinſte und betriebſamſte Staatsmann, ſah er doch leicht den nachtheiligen Eindruck, welchen ein ſolches Verfahren zurück laßen mußte. Die Spaniſchen, dem Oeſtreichſchen Intereſſe ergebenen, Großen äußerten ſich ſehr empfindlich über die Trägheit und Unentſchloßenheit des Kaiſers und fingen an, zu überlegen: ob das Haus Oeſtreich es auch verdiene, daß man ſich ferner für ſeinen Vortheil intereſſire. Der Admiral von Caſtilien erklärte dem Geſandten mit dürren Worten: daß er dem Könige nicht ferner rathen könne, ſich für die Erbfolge Oeſtreichs zu beſtimmen.

Der Graf von Harrach ſandte die dringendſten Vorſtellungen an das Miniſterium zu Wien; allein ſie machten wenig Eindruck und änderten nichts in der Entſchlieſſung des Kaiſers.

Die beſchränkte Einſicht Leopolds und ſein abergläubiſches Vertrauen auf die Vorſehung Gottes, ließ ihm nicht zweifeln, daß ihm und ſeiner Familie auch ohne ſein Zuthun werden müßte, was ihm, ſeiner Meinung nach, von Rechtswegen angehöre. Er fuhr alſo fort, die Meſſe zu hören, zu beten und bettelnde Müſſiggänger zu füttern, und überließ die Sorge für dieſe wichtige und verwickelte Angelegenheit größeſtentheils dem, der die Vögel unter dem Himmel nährt, die nicht ſäen und nicht ärndten, und die Lilien wachſen läßt auf dem Felde.

Anſtatt die Foderungen Spaniens auf das ſchleunigſte zu erfüllen, machte er gegenſeitige Foderungen, deren Gewährung auch nur bey einigem Nachdenken vernünftiger Weiſe nicht erwartet werden konnte. Die offenbare Unbilligkeit, welche ſie enthielten, mußte die ohnehin ſchon ſchwankenden Gemüther der Theilnehmer der Oeſtreichſchen Parthey noch mehr abgeneigt machen. Selbſt die Königin zeigte Kälte und Empfindlichkeit, der Ge-

ſandte ſah nur finſtere Geſichter und erhielt nur Achſelzucken zur Antwort auf ſeine wiederholten Erinnerungen und Anträge.

Voll Mismuth foderte Harrach ſeine Zurückberufung; indem er ſeinen Aufenthalt für wirkungslos und unnütz erklärte. Man verweigerte ihm ſeine Bitte; ſchien aber doch endlich durch ſeine wiederholten nachdrücklichen Vorſtellungen etwas aus dem politiſchen Schlummer erweckt zu ſeyn. Harrach erhielt nun den Auftrag: dem Spaniſchen Miniſterium anzuzeigen, daß der Kaiſer ſich entſchloſſen habe, die verlangten Truppen, in Begleitung des Erzherzogs, abzuſenden. Zugleich aber wurde ihm zu erkennen gegeben, daß des Kaiſers eigentliche Geſinnung dahin gehe, anſtatt ſeine Truppen nach Spanien zu ſchikken, Mayland mit denſelben zu beſetzen. Er habe es daher ſo einzuleiten, daß der Spaniſche Hof darin willige.

Der Geſandte warf, dieſer geheimen Inſtruktion zufolge, dem Admiral dieſe Idee, als

ſeinen

ſeinen Privat-Vorſchlag hin. Er bemühte ſich, denſelben mit den beſten Gründen aufzuſtutzen, hatte aber nur den Verdruß, zu ſehn, daß er dadurch ſeine und ſeines Hofs-Sache unwiederbringlich verdorben hatte. Der Admiral ſah der Abſicht des Kaiſers auf den Grund. Er erkenne nun, äuſſerte er ſehr empfindlich, daß der Kaiſer nie die Abſicht gehabt habe, Truppen nach Spanien zu ſenden; ſondern nur darauf denke, ſich in Italien feſtzuſetzen. Das Schickſaal des unglücklichen Spaniens kümmere ihn wenig. Dieſer abermalige Misgriff einer flachen trüglichen Politik verdarb die Sache vollends. Der Geſandte empfand bey jeder Gelegenheit die zunehmende Kälte, mit welcher er überall empfangen und behandelt wurde. Sein Unmuth ſtieg darüber aufs Höchſte und er drang aufs Neue darauf, ſeine Stelle durch einen andern zu erſetzen.

Die Sache Oeſtreichs war alſo durch eigene Ungeſchicklichkeit ſchon ſo gut als verdorben, da der Franzöſiſche Geſandte in Ma-

drit erſchien, um dieſelbe vollends zu vernichten. Er fand nicht nur durch ſeine Landesleute, die in Spanien während der Friedens-Unterhandlungen kantonirt hatten, ſich vorgearbeitet; ſondern ſelbſt die falſchen Maasregeln Oeſtreichs waren ſo viele Bemühungen, um ihm ſein Geſchäft und die Erreichung ſeines Zwekes zu erleichtern.

Es war der Marquis von Harcourt, der gleich nach geſchloſſenem Frieden, als Franzöſiſcher Geſandter in Madrit erſchien. Er kam, auf das genaueſte von den Verhältniſſen und der Lage der Dinge am Spaniſchen Hofe unterrichtet, daſelbſt an. Seine Inſtruktion und ſeine Abſicht ging dahin, die Eitelkeit durch Feinheit und Schmeicheley, und den Eigennutz durch Freigebigkeit zu gewinnen. Zu dieſem Ende war er mit dem einen wie mit dem andern Erfoderniſſe auf gleiche Weiſe reichlich ausgeſtattet. Ludewig der Vierzehnte, größeſtentheils glüklich in der Wahl ſeiner Staatsdiener und Geſchäftsführer, hätte dießmal nicht glüklicher wählen können. In kurzen

hatte dieſer alle Stände, ſo wie beyde Geſchlechter für ſich gewonnen; hatte ſich durch alle Kabalen und Intriguen hindurch gefunden; an alle Partheyen anzuſchmiegen, und ſelbſt in die Geheimniſſe des Kabinets ſich einzuſchleichen gewußt. Man bewunderte ſeine Pracht und Freigebigkeit. Man fand ſeine Unterhaltung zum Entzücken angenehm und intereſſant, ſeine Einſichten tief, ſeinen Witz unerſchöpflich, ſein Betragen, beſonders gegen das andere Geſchlecht, ſo fein und galant, wie eines gebornen Spaniers. Männer und Weiber, Hof und Stadt, Geiſtliche und Layen hatten über ihn nur eine Stimme.

Seine Gemahlin ſchien ſein Ebenbild zu ſeyn, und alle ſeine Hausofficiere gut genug gerathene Kopien eines, freilich unerreichbaren, Originals.

Wenn die höhern Stände ihn bewunderten und ſchätzten, betete ihn das Volk an. Niemand war ſo wohlthätig, Niemand ſo herablaſſend, Niemand ſo prächtig und bezahlte

alle ſeine Bedürfniſſe ſo reichlich, als er. Niemand ſchien ſo fromm, verehrte die Geiſtlichen ſo, und wurde von dieſen ſo geprieſen, als er. Seine Achtung war ſo allgemein und ſo befeſtigt, daß ſelbſt die Chronik ſkandalöſe nichts Wahres von ihm und ſeinem ganzen Gefolge zu ſagen wußte und nichts Erdichtetes von ihnen auszuſtreuen wagte. Man begriff nicht, wie Franzoſen ſo vortrefliche Menſchen ſeyn könnten, und fing an, durch dieſe vortrefliche Menſchen eine beſſere Meinung von den Franzoſen überhaupt zu bekommen.

Es hatte nicht mehr als einiger Monathe bedurft, um dieſen Eindruck ſo vollendet und allgemein zu machen. Am ſpäteſten war es ihm am Hofe gelungen. Der König ſcheuete ihn, und deshalb hatte er — unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, die ihm ſtets in ſolchen Fällen zu Gebothe ſtand — ſeine Antritts-Audienz verſchoben; alſo auch die Hofleute jede Gemeinſchaft mit ihm gemieden. Da aber der Oeſtreichſche Geſandte auf eine Audienz drang, konnte ſie dem Franzöſiſchen

ohne Beleidigung auch nicht länger verweigert werden. Der König ſprach ihn in ſeinem Kabinette. Das Zimmer war mit zwey Wachslichtern ſo ſparſam erleuchtet, daß Harcourt nicht einmal das Geſicht des Königs deutlich genug erkennen konnte, um ſeinen Geſundheitszuſtand danach zu beurtheilen.

Den Oeſtreichſchen Miniſter ſetzte die Ankunft und das Betragen des Marquis von Harcourt in eine neue Verlegenheit. Zwar war es ihm gelungen, die Königin wieder für das Oeſtreichſche Intereſſe zu gewinnen: allein dieſer Vortheil war nur gering, weil er nur geringen Nutzen daraus zu ziehen vermogte. Denn auch hier ſah er ſich in kurzen von ſeinem Gegner und zwar mit dem glücklichſten Erfolge angegriffen.

Die Gemahlin des Franzöſiſchen Geſandten, mit denſelben Talenten, die Menſchen zu gewinnen, ausgeſtattet, als er, machte ſich bald der Königin, durch die Reize ihres Umganges, unentbehrlich. Die Gunſt, welche

ſie der Gemahlin ſchenkte, wußte dieſe ſchnell bis auf den Gemahl auszudehnen.

Im Anfange ſah der Marquis von Harcourt gelaſſen zu, daß der Oeſtreichſche Geſandte ſeine letzten Bemühungen anwandte, nur eine faſt gänzlich verdorbene Sache, wo möglich, wieder herzuſtellen. Von ihm geſchah der Erbſchaftsangelegenheit auch nicht die entfernteſte Erwähnung. Indem der Oeſtreichſche Geſandte die Königin und die Miniſter mit fortwährendem Andringen beläſtigte, ſchien er mit einer ſcheinbaren Sorgloſigkeit nur ihrem und ſeinem Vergnügen zu leben. Als Geſandter redete er nur von den freundſchaftlichen Geſinnungen ſeines Königs, und dem Wunſche, durch thätige Beweiſe derſelben ſich dem Spaniſchen Hof zu verbinden. Die Belagerung der afrikaniſchen Städte Oran und Ceuta gab dieſe Gelegenheit. Harcourt drang darauf, zum Entſatz derſelben über ſeines Königs Schiffe und Truppen zu diſponiren. Das Anerbieten wurde zwar nur in Ueberlegung genommen, wirkte aber dennoch ſehr

entſchieden auf die Geſinnungen, zum Vortheil Frankreichs. Nun endlich fing der Marquis von Harcourt auch an, von den Rechten und Anſprüchen ſeines Königs auf die Spaniſche Erbfolge, ein Wort fallen zu laſſen. Nach und nach ließ er ſich ausführlich in rechtliche und politiſche Beweiſe dieſes Rechts ein und machte zuletzt eine förmliche officielle Anforderung. auf die Anerkennung und Sicherung deſſelben.

Indem er öffentlich nun vom Rechte redete, ſetzte er in Geheim die Kunſt der Intrigue fortwährend in Thätigkeit. Immer noch war die Oeſtreichſche Parthey nicht unbeträchtlich und nicht ganz auſſer Wirkſamkeit geſetzt. Das ſicherſte und leichteſte Spiel hatte er, wenn ſich die Partheyen ſelbſt unter einander bekämpften. Die Königin neigte ſich noch immer auf die Seite Oeſtreichs; auch ihre Günſtlinge waren noch nichts weniger als für Frankreich entſchieden. Der Kardinal hingegen, von Privathaß und Rachſucht getrieben, arbeitete ihnen ſtets entgegen, und neigte ſich

für Frankreich, weil er die Königin anfeindete und ihre Lieblinge zu ſtürzen ſuchte. Eine Ausſöhnung zwiſchen ihn und der Königin war das gefährlichſte Ereigniß für die Abſichten des Franzöſiſchen Hofs. Dieſe zu verhüten verwandte daher Harcourt ſeine geheime Wirkſamkeit unaufhörlich.

Auf der andern Seite ſah Harrach ebenfalls ein, daß er nichts ausrichten würde, ſo lange die Zwietracht ihm entgegen arbeite. Für ihn, der ſeinen Einfluß faſt ganz verlohren hatte, war dieß indeſſen ein mehr als ſchwieriges Unternehmen. Beleidigter Prieſter-Dünkel und gekränkter weiblicher Stolz ſind überdieß ſehr ſchwer zu verſöhnen; hier waren ſie es um ſo mehr, da ſie ſtets fortwährend gegen einander gereizt wurden. Der Kardinal zeigte der Königin einen kalten, verachtenden Trotz, und die Königin unterließ nicht, ihm bey jeder Gelegenheit fühlen zu laſſen, wer ſie und wer er ſey. Indem der Marquis durch die Unterhaltung dieſes Mißverſtändniſſes der Wirkſamkeit ſeines Geg-

ners ein unüberwindliches Hinderniß entgegen ſtellte, wußte er zugleich auf eine geſchickte Weiſe bey einem jeden beſonders zu ſeinem Zwecke thätig zu ſeyn. Hatte er auf dieſe Weiſe beyde Werkzeuge erſt zu ſeinem Zwecke gerichtet, dann hielt er es für ein Leichtes, ſie ſich einander zu nähern und deſto feſter zu vereinigen.

Auf dieſe Weiſe konnte er im voraus beſtimmen, daß jeder andere Verſuch, eine ſolche Vereinigung zu bewirken, mislingen werde. Mit lächelnder Ruhe bemerkte er daher, daß ſich der Päpſtliche Legat, als Freund Oeſtreichs, dieſem Wageſtück unterzog.

Der Legat mogte ein gar gelehrter, auch wohl kluger Mann ſeyn; allein zu dieſem Geſchäft war er ſehr wenig geſchickt. Wenigſtens verrieth er eine völlige Unbekanntſchaft mit dem weiblichen Herzen. — Er wandte ſich nämlich zuerſt an die Königin und ſuchte ſie durch Vorſtellungen dahin zu bewegen, daß ſie den erſten Schritt zur Ausſöhnung mit dem

Kardinale thun mögte. Eine empfindliche und zurückweiſende Antwort belehrte ihn, wie unnütz und vergeblich er ſeine Beredſamkeit verſchwende. Er fand nicht für gut, ſich bey dem Kardinal eine ähnliche Abfertigung zu hohlen. Don Urraka benutzte dieſe Gelegenheit als entſchiedener Feind der Königin, dieſe durch allerley Gerüchte zu kränken und den Kardinal noch mehr gegen ſie zu erbittern. Auch Harcourt zog ſeinen Vortheil aus dieſem ungeſchickten und verunglückten Verſuche. Die Sache Oeſtreichs war durch denſelben noch mißlicher geſtellt; die Verlegenheit des Geſandten um ein Beträchtliches vermehrt.

Am beförderlichſten im Verborgenen für die Zwecke des Marquis von Harcourt war ihm der Sekretair des Kardinals Portocarero, Don Urraka. Es war den Marquis von Harcourt nicht entgangen, daß der Oeſtreichſche Geſandte den Einfluß dieſes Mannes zu wenig erkannt und benutzt hatte.

Don Urraka war nicht der Mann, der Verſehn dieſer Art überſah, oder leicht verzieh. Die gekränkte Eitelkeit deſſelben gab daher dem Marquis eine günſtige Gelegenheit, ihn mit ſich für immer zu verbinden. Er bezeigte ihm eben ſo viel Aufmerkſamkeit, als ihm der Graf von Harrach Vernachläßigung bewieſen hatte. Er fügte dieſer Aufmerkſamkeit glänzende Verſprechungen hinzu, und ſo gelang es ihm, die Eitelkeit, wie den Eigennutz dieſes Mannes, zu feſſeln.

Mit ſeinem Lieblinge war der Kardinal für das Franzöſiſche Intereſſe ſchon ſo gut als halb gewonnen. Eben ſo wußte ſich Harcourt den päpſtlichen Nuntius zu verbinden. Auch die Frau von Berlepſch konnte der Liebenswürdigkeit ſeiner Gemahlin, ſo wie ſeiner eigenen Annehmlichkeit nicht länger widerſtehen, und die Königin wurde durch die Idee einer Vermählung zwiſchen dem Dauphin und ihr, nach dem Tode ihres Gemahls, wenigſtens in Verſuchung geführt.

Der Graf von Harrach mußte täglich mehr bemerken, wie viel ſein Gegner jetzt über ihn gewonnen hatte. Die Königin zeigte ihm eine auffallende Kälte bey der wiederholten Verſicherung, daß der Kaiſer nunmehr feſt entſchloſſen ſey, den Erzherzog und das verſprochene Truppenkorps nach Spanien zu überſenden, und die Miniſter lehnten dieß Anerbieten izt geradezu ab. Ihre Entſchuldigungen waren das Echo der Inſinuationen Harcours und ſeiner Anhänger. Man würde dadurch, hieß es, Frankreich nur reizen und doch nicht im Stande ſeyn, mit der verſprochenen Oeſtreichſchen Hülfe der furchtbaren Macht deſſelben zu widerſtehen. Man bezog ſich dabey auf die fortgehenden Rüſtungen Frankreichs zur See, und die zahlreiche Armee, welche an den Gränzen Spaniens nur auf einen Wink zu warten ſcheine, in das Innere des wehrloſen Reichs einzudringen. Auch hatte Harcourt nicht ermangelt, wiewohl mit aller Artigkeit und Feinheit, auf dieſe Beſtimmung derſelben hinzuweiſen, im Fall eine unangenehme Nothwendigkeit ſeinen Kö-

nig zwingen ſollte, ſeine Rechte auf dieſe Weiſe geltend zu machen.

Alles würde ſich daher bald zum Vortheil Frankreichs entſchieden haben, wenn nicht die zweizüngige — ſogenannte feine Politik deſſelben, ſich ſelbſt ihr eigenes Spiel verdorben hätte. In der Zeit, welche der Geſandte dazu anwandte, die anmaßlichen Rechte König Ludewigs auf die ganze Erbfolge in Spanien geltend zu machen, wurde ein Theilungs Vertrag negotiirt und zu Stande gebracht. Auch Franzöſiſcher Seits fürchtete man einen Krieg und begränzte daher ſeine Abſichten nur darauf, durch einen Theil der Spaniſchen Monarchie, theils die Gränzen der Franzöſiſchen zu erweitern, theils die Vergrößerung Oeſtreichs zu beſchränken. Eben dieß Intereſſe nahmen die Seemächte, ſowohl in Rückſicht auf Frankreich, als auf Oeſtreich, an dieſer Angelegenheit. Dieß machte ſie geneigt, dem Theilungs-Vorſchlage, welchen der Franzöſiſche Miniſter dem Günſtling Wilhelms des Dritten, dem Grafen von Portland, vorlegte, ihren Beifall

zu ſchenken. Portland entwarf nun ein Theilungs-Projekt, welches der Franzöſiſche Hof annahm. Er theilte in demſelben Spanien, die Niederlande, und alle indiſchen Beſitzungen dem Kurprinz von Baiern zu. Dem Dauphin wieß er Neapel und Sicilien, ingleichen das Marquiſat Finale und Guipoſcoa an, und Oeſtreich ſollte ſich mit Mayland begnügen.

Als dieſer Vertrag bekannt wurde, erregte er eben ſo viel Unwillen als Verwunderung. Der Kaiſer, dem die Italiäniſchen Provinzen vorzüglich am Herzen lagen, proteſtirte dagegen auf das feierlichſte. Am Spaniſchen Hofe erhob man die lauteſten Beſchwerden über das Verfahren eines Monarchen, der die lebhafteſte Theilnahme an dem Wohle des Königs und der geſammten Monarchie — wie man nun erkannte — freilich nur geheuchelt hatte. König Karl empfand die ihm zugefügte Kränkung ſo tief, als es ſeine ſchwächliche Empfindungsfähigkeit erlaubte. Der Stolz der Großen am Hofe war nie ſtärker gereizt und ergriffen. Europa erſtaunte über die unerhör-

te Erſcheinung einer Politik, welche die Grundſätze des Fauſtrechts adoptirte. Ohne den noch lebenden Monarchen, ohne eine zahlreiche Nation zu befragen, ohne ſelbſt nur die Zuſtimmung derer zu haben, welche ſich zu Anſprüchen auf das Ganze berechtigt hielten, theilen die Miniſter fremder Staaten eine der größeſten Monarchien Europens nach ihren Gutbefinden; aus dem einzigen Grunde, weil ſie eine ſolche Theilung dem Vortheile ihres Regenten angemeſſen fanden. Den einzigen Unterſchied zwiſchen dieſem Verfahren und dem zu den Zeiten des Fauſtrechts, fand man darin, daß man hier erſt zur Feder und hinterher zum Schwerdte griff, da dort gleich mit dem Schwerdte in der Hand der Prozeß angefangen wurde

Ohnſtreitig hätte ein gewandter und verſchlagener Miniſter den erſten Eindruck, welchen dieſe Nachricht auf den König und die Großen des Hofs machte, ſehr zum Vortheil Oeſtreichs benutzen können. Allein der Graf von Harrach, ermüdet und unmuthig, machte auch nicht einmal einen Verſuch, die Fran-

zösische Parthey aus ihrem Vortheile zu setzen. Er überließ gerade um diese Zeit die Führung der Geschäfte seinem Sohne, einem jungen, nicht talentvollen und noch weniger erfahrnen Mann, und reiste nach Wien zurück.

Harcourt sah den übeln Eindruck, den der Theilungs-Vertrag machte, als er denselben, auf Befehl seines Hofs, officiell mittheilen mußte. Allein ein verschlagener Kopf, wie er, der bey der Wahl der Mittel nur auf das sieht, was wirkt und zum Ziele führt, wird nicht leicht um einen Ausweg verlegen seyn. Auf allen Nothfall lassen ihm Lügen und Verstellung stets eine Hinterthür offen. Der Marquis von Harcourt gab zu erkennen, daß sein Herr, selbst höchst unzufrieden mit der vorgeschlagenen Theilung, nur durch Umstände und Verhältnisse zur Annahme desselben gezwungen worden sey. Es würde nicht geschehen seyn, wenn der König von Spanien die Rechte des Dauphin auf die Erbfolge der gesammten Monarchie anerkannt hätte. Auch würde er noch itzt diesen Vertrag sogleich vernichten,

nichten, dafern ſich der König zu dieſer Erklärung entſchließen könne.

Allein dieſe gleißenden Vorſtellungen vermogten den übeln Eindruck, welchen der Antheil Frankreichs an dem Theilungs-Vertrage hervorgebracht hatte, nicht ſogleich wieder auszulöſchen. Bey dem Könige und einem großen Theile der Miniſter und der Nation war das Vertrauen, was Harcourt ſich und ſeinem Hofe mit ſo vieler Mühe und Aufopferung errungen hatte, wo nicht gänzlich dahin, doch wenigſtens ſehr geſchwächt. Oeſtreich gewann freylich dadurch nichts, weil ſein Geſchäftsträger die Gelegenheit nicht zu nutzen verſtand. Es bildete ſich vielmehr eine mächtige Parthey, von denen, welche nicht mehr Oeſtreichiſch, aber von nun an auch nicht mehr Franzöſiſch geſinnt waren. Dieſe vereinigte, unter Portokarero, das gemeinſchaftliche Intereſſe, die Theilung des Reichs zu verhindern. Die Familien-Verhältniſſe boten einen Ausweg dar, und Harcourt ſo wenig als Harrach vermogten es zu verhindern,

daß man ihn einſchlug. Portokarero vergaß für eine Zeitlang ſeines Privatintereſſes und ſeines Unmuths. Er kam aus ſeiner Zurückgezogenheit hervor, und wandte allen ſeinen Einfluß auf den König an, um ſeine Zuſtimmung zu dem Teſtamente von ihm zu erhalten, in welchem der Kurprinz von Bayern zum Erben der geſammten, ungetheilten Spaniſchen Monarchie eingeſetzt wurde.

Das Teſtament ſollte ein Geheimniß bleiben. Allein Portokareros Eitelkeit trieb ihn, dem Geſandten zu hinterbringen, was er bewirkt hatte: — um dem Könige von Frankreich zu zeigen, wie wenig man ohne ihn vermöge? — Ludewigs Stolz empfand dieß Teſtament ſehr übel. Im erſten Unwillen wollte er ſeinen Geſandten zurückrufen, um die Spanier ſeinen Zorn fühlen zu laſſen. Bey ruhigerer Ueberlegung hielt er es indeſſen für rathſamer, ihn dort zu laſſen. Für jeden Fall bedurfte man eines Beobachters. Auch hielt man durch das Teſtament den Theilungstraktat noch nicht für vernichtet. Oeſtreich hatte eben ſo

wenig Urſach mit demſelben unzufrieden zu ſeyn, als Frankreich. Von ihm konnte daher wenigſtens Widerſpruch und nun vielleicht auch mehr Geneigtheit, ſich auf einen Theilungstraktat einzulaſſen, erwartet werden.

Dieß erfolgte nun zwar nicht; aber dagegen eine eben ſo unerwartete, als für Frankreichs Abſichten günſtige Wendung der Dinge. Der Kurprinz war in Begriff, zu Folge dieſes Teſtaments, nach Madrit abzureiſen, als der Tod ihn zu Brüſſel im ſiebenten Jahre ſeines Alters hinwegraffte.

Franzöſiſche Schriftſteller ermangelten nicht, dieſen ſchnellen Todesfall auf die Rechnung Oeſtreichs zu ſchreiben. Einer wagte es ſogar, hinzuzuſetzen: der Hof zu Wien habe ſtets Machievelliſche Grundſätze gehegt und der Verdacht ſey nichts neues und unerhörtes, daß er kein Bedenken trage, im Nothfalle auch durch Giftmiſcherey die Urſachen ſeiner Kommittenten wieder gut zu machen.

Harcourt wandte nun aufs neue alle ſeine Gewandtheit an, um die Rechte ſeines Herrn auf die ganze Erbſchaft geltend zu machen. Es gelang ihm auch, den Kardinal Portokarero wieder zu gewinnen. Seine gleich ſtarke Abneigung gegen Oeſtreich und die Theilungs-Projekte verſchafften den neuen Vorſchlägen leicht Eingang. Zwar durfte von einer Vereinigung mit Frankreich nicht mehr die Rede ſeyn. Dieſe Vorſtellung hatte eben das, und noch mehr wider ſich, als die Theilung. Das Recht und die Anſprüche des Dauphins mußten alſo auf einen ſeiner Söhne übertragen werden; und zwar auf einen, der nicht die nächſte Anwartſchaft auf die Krone Frankreichs hatte. Dieſem ſollte ſie durch ein Teſtament des Königs, das Portokarero zu verſchaffen verſprach, zugeſichert werden.

Um dieß durchzuſetzen, mußte der Oeſtreichſchen Parthey, durch die Entfernung ihrer Häupter von dem Könige, der letzte entſcheidende Stoß gegeben werden. Die Rache, welche Portokarero der Königin und dem Ad-

miral geſchworen hatte, war keineswegs von ihm vergeſſen oder aufgegeben worden. Während ſeiner Entfernung vom Hofe hatte er ſtets zur Befriedigung derſelben hingewirkt. Jetzt vereinigte ſich dieſelbe mit ſeinem Intereſſe für die franzöſiſche Thronfolge. Der Marquis und Don Urraka legten die Mine an und der Kardinal ſprengte ſie in die Luft. Der Admiral und ſeine wichtigſten Partheygänger wurden vom Hofe entfernt, und der Kardinal feierte den vollkommenſten Triumpf. Nunmehr erklärte er ſich deutlicher zum Vortheil Frankreichs, und fing ſelbſt an, bey dem Könige ſeinen Einfluß dahin zu verwenden. Es war Harcourt gelungen, das Intereſſe Frankreichs bey dem Kardinal zur Sache ſeines Ehrgeitzes zu machen. Mit dem größeſten Eifer arbeitete dieſer an dem Könige, ihn zu einem entſcheidenden Schritte für die Abſichten Frankreichs zu bewegen; als ſein Eifer plötzlich wieder — durch die Bekanntwerdung des zweyten Theilungsprojekts niedergeſchlagen wurde.

Abermals war dieſer Theilungs-Vertrag auf den Vorſchlag und Betrieb Frankreichs entworfen. Der Graf von Talard betrieb die Sache bey dem Könige von England; der Graf von Briord bey den Generalſtaaten. Bey dem erſten fand ſie eine geneigte Aufnahme, von den letztern aber wurde ſie dießmal mit mehr Kälte und Behutſamkeit aufgenommen. Der Raths-Penſionär Heinſius, ein einſichtsvoller und in die Beſchlüſſe der Generalſtaaten entſcheidend wirkſamer Staatsmann, ſchöpfte Verdacht gegen die zweydeutige Franzöſiſche Politik. Er war nicht unbekannt genug mit dem, was am Spaniſchen Hofe vorging, um nicht durch den Widerſpruch jener Negotiation, mit dieſen Unterhandlungen aufmerkſam gemacht zu werden. Die Spaniſchen Geſandten in London und in dem Haag proteſtirten gegen alle Theilungs-Projekte. Allein König Wilhelms Eitelkeit hing einmal an dieſer Idee; der neue Entwurf fand daher auch aufs Neue ſeine eifrige Unterſtützung. Heinſius erhielt alſo nur, daß der Kaiſer mit in den projektirten Vertrag aufgenommen werden ſolle.

Es wurde ihm daher der Entwurf mitgetheilt, eine dringende Auffoderung zum Beytritt an ihn erlaſſen; aber auch zugleich eine Zeit dazu beſtimmt.

In dieſer Theilung ſollten dem Dauphin dieſelben Länder werden, welche man ihm in dem erſten Entwurfe zugeſprochen hatte. Auſſerdem war darin die Vertauſchung Maylands gegen Lothringen beſchloſſen, ohne daß man für nöthig hielt, die Einwilligung des rechtmäßigen Regenten dieſes letztern Landes deshalb einzuholen. Was nach Abzug dieſer genannten Länder von der Spaniſchen Monarchie noch übrig blieb, ſollte dem Erzherzog Karl zu Theil werden: jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Oeſtreichſche und Spaniſche Monarchie nie mit einander vereinigt werden dürften.

Dieſer Vertrag war mit England bereits abgeſchloſſen, als der König von ſeinem Geſandten in Madrit Nachricht, von dem fortwährenden Bemühen des Marquis

von Harcourt, die Anſprüche des Dauphin auf die Erbfolge in der geſammten Monarchie geltend zu machen, erhielt. Wiewohl man überhaupt damals noch wenig Begriffe von Beſchränkung der Politik in die Gränzen des Rechts und der Sittlichkeit hatte: ſo wurde doch König Wilhelm über dieß zweydeutige Verfahren Frankreichs äußerſt aufgebracht. Dies nöthigte Ludewig immer noch tiefer in die Feinheiten ſeiner Politik einzudringen, und Trug und Intrigue mit Unverſchämtheit zu decken. Er verſicherte in einem eigenhändigen Handſchreiben auf das heiligſte, ſein Miniſter habe, ohne ſeinen Befehl und Willen, dieſe Negotionen betrieben. Wilhelm ließ ſich dadurch täuſchen, blieb dem Vertrage nicht nur ſelbſt getreu, ſondern verwandte auch ſeinen ganzen Einfluß in den Niederlanden, um die Generalſtaaten zum Beytritte zu bewegen. Der Vertrag wurde nun zwiſchen dieſen drey Mächten vollzogen; ohnerachtet Oeſtreich ſeinen Beytritt verweigert und gegen denſelben feierlich proteſtirt hatte.

Dieſer zweyte Vertrag erregte bey ſeiner Bekanntwerdung faſt noch mehr Aufſehen, als der erſte. Verwunderung, Beſorgniſſe, Unwillen, Spott waren die Wirkungen, welche derſelbe, nach Maaßgabe des näheren oder entfernteren Intereſſes, hervorbrachte. Die kältern Beobachter fragten ſich, wie derſelbe die Zwecke erfüllen könne, welche die kontrahirenden Mächte, zur Beſchönigung ihrer Eigenmächtigkeit, vorſpiegelten. Frankreich wollte dadurch den Frieden und die Ruhe Europens erhalten: gleichwohl hatten zwey der zunächſt dabey intereſſirten Mächte ihren Beytritt verſagt. Auch war voraus zu ſehen, daß ſie nie beytreten würden. England führte zur Beſcheinigung ſeines Antheils an demſelben die Nothwendigkeit der Erhaltung des Gleichgewichts an, und dennoch beſtätigte es einen Vertrag, durch welchen der bereits übermächtige Franzöſiſche Staat noch, auf Koſten anderer, einen ſo wichtigen und kräftigen Zuwachs erhielt. England ſelbſt mußte ſehr weſentlich darunter leiden, wenn dieſes Projekt realiſirt werden ſollte. Der Beſitz von Nea-

pel machte Frankreich zum Beherrſcher des Mittelländiſchen Meers; durch Lothringen und die Spaniſchen Gränzplätze mußte ſeine Landmacht, beſonders gegen Spanien und Oeſtreich, ſelbſt gegen die vereinigten Niederlande, auf eine furchtbare Weiſe vermehrt werden.

Ganz Europa empörte die ungerechten Anmaßungen, welche man hinter dieſen, ſo wenig täuſchenden Vorſpiegelungen ſchlecht genug zu verbergen ſuchte. Die Politiker unterſuchten die Ausführbarkeit des Vertrags und fanden entſchieden das Gegentheil. Sie ſahen in dieſem Mittel, Frieden und Ruhe zu erhalten, eine unvermeidliche Veranlaſſung zum Kriege und zu einer allgemeinen Zerrüttung von ganz Europa. Beſcheiden glaubten ſie, bey den Engliſchen und Franzöſiſchen Monarchen und Miniſtern eben ſo viel politiſche Scharfſichtigkeit vorausſetzen zu müſſen, als ſie ſich ſelbſt zutraueten. Deshalb geriethen ſie auf die Vermuthung, daß es weder dem einen noch dem andern ein Ernſt mit dieſem Theilungs-Vertrage geweſen ſey; ſon-

dern, daß ſie ſich nur wechſelſeitig dadurch hinhalten und beſchäftigen wollten; um ihre wahren Abſichten und Entwürfe deſto ſicherer verbergen zu können.

Am Hofe und bey den Großen Spaniens erregte dieſes Theilungs-Projekt den allerlebhafteſten Unwillen, aber auch die unangenehmſte Verlegenheit. Der König und die angeſehenſten Großen, beſonders Portokarero, verabſcheueten die Theilung und fühlten ſich dadurch auf das empfindlichſte gekränkt. Gleichwohl fürchteten viele auch die Herrſchaft eines fremden Prinzen, und in dieſer beſonders den Einfluß eines fremden Hofs und die Begünſtigung der Ausländer. War es das Werk Harcourts, daß man in dieſer Rückſicht am meiſten von Oeſtreich fürchtete? Unbegreiflich iſt es, daß nicht dieſe abermalige Enthüllung der zweydeutigen und intriguenvollen Politik Frankreichs, dem Geſandten deſſelben das Zutrauen ganz und für immer entzog. Einigen Zuwachs und neues Leben und Hoffnungen gewann die Oeſtreichſche Parthey dadurch aller-

dings. Was freylich an ſich nicht zu den erheblichen, wenigſtens nicht zu den entſcheidenden Wirkungen gehörte, der König war in ſeiner Abneigung gegen Frankreich um vieles beſtärkt. Hätte itzt ein kräftiger und entſcheidender Stoß von auſſen ſeinem ſchwächlichen Gefühle Konſiſtenz und Feſtigkeit gegeben, ſo würde er ſicher für Oeſtreich ſich erklärt haben, nur um ſeiner Empfindlichkeit über Frankreichs Verfahren ein Opfer zu bringen.

Die Furcht und der Abſcheu vor der Theilung ſchien jede andere Leidenſchaft wenigſtens für dieſen Zeitpunkt zum Stillſchweigen gebracht zu haben. Die Königin überwand ihren tiefen Groll gegen den Kardinal, und ſuchte ſich mit demſelben zu einem gemeinſchaftlichen Hinwirken auf dieſen Zweck zu vereinigen. Der Kardinal ſchien in der That einige Zeit zu ſchwanken. Er hinderte es nicht, daß Karl dem Kaiſer aufs neue den Vorſchlag thun ließ, den Erzherzog, und eine Armee nach Spanien zu überſenden. Man darf ziemlich ſicher vorausſetzen, er würde ſich dem

Intereſſe Oeſtreichs wieder ganz hingegeben haben, wenn von dieſem itzt entſchloſſene und kraftvolle Maasregeln genommen wären.

Allein, daran war nicht zu gedenken. Leopold und ſeine Rathgeber blieben dem längſt bekannten Syſtem ihrer trägen und zögernden Politik getreu. Der Kaiſer lehnte abermals die Ueberkunft des Erzherzogs ab. Nun verlohr die Oeſtreichſche Parthey in Spanien beynah allen Muth und Einfluß. Worauf konnte ſie bey einem ſolchen Betragen des Wiener Hofs rechnen; wodurch Hoffnungen erregen, und Theilnahme bewirken?

Noch ſchwankte der Kardinal Portokarero; noch kämpfte Idee mit Ideen, und verhinderten die Befeſtigung eines Entſchluſſes. Er ließ unter der Hand bey dem Franzöſiſchen Geſandten nachforſchen: ob Ludewig geneigt ſeyn dürfte, mit Aufopferung des Theilungs-Vertrags, ſeinen Enkel der Spaniſchen Monarchie zum unabhängigen Regenten zu ſchenken. Eben ſo ſuchte er den Oeſtreichſchen Geſandten

in Betreff des Erzherzogs auszuforſchen. Von Harcourt erhielt er die befriedigendſte Antwort; nicht ſo von Harrach. Dieß und die Furcht vor der Theilung entſchied ihn für Frankreich. Die Saumſeligkeit und Schwäche Oeſtreichs überzeugte ihn, daß Frankreich allein im Stande ſey, das Vaterland vor jenem ſchimpflichen Verhängniſſe zu ſichern. Auf ſeinen Betrieb wurde ein Gutachten von Gelehrten über die Anſprüche Oeſtreichs und Frankreichs, und die Entſcheidung des Papſtes eingeholt. Beyde fielen für Frankreichs Anſprüche aus. Innocenz rieth dem Könige als das beſte Auskunftsmittel: den Herzog von Anjou, und im Falle dieſer zur Regierung in Frankreich gelangen ſollte, deſſen jungen Bruder, den Herzog von Berry, zu ſeinem Nachfolger zu beſtimmen. Er bewieß dem Könige, was ihm Portokarero bewieſen hatte, daß dieſe Maasregel eben ſo vortheilhaft für den Staat, als rechtens ſey, und daß er dadurch den Zweck der Verzichtleiſtungen mit dem Rechte und dem Wohle des Staats vereinigen werde.

Dieſe Schritte des Kardinals konnten dem Kaiſer nicht verborgen bleiben; gleichwohl verhielt er ſich fortwährend ruhig. Niemand fand dieß Betragen natürlich und erklärlich. Frankreich und die Generalſtaaten fürchteten geheime Entwürfe, hinter einer ſcheinbaren Ruhe. Sie erklärten daher dem Kaiſer, daß ſie einen Truppen-Marſch nach Italien, oder Spanien für einen Friedensbruch anſehen würden. Und der Kaiſer — machte ſich — kaum ſollte man es glauben! — zur fortwährenden Unthätigkeit förmlich verbindlich.

Durch dies gegenſeitige Drängen der Verhältniſſe gerieth der unglückliche König von Spanien immer mehr in eine verzweiflungsvolle Verlegenheit und ſuchte ſeinem beklommenen Herzen in troſtloſen Klagen Luft zu machen. Der Unmuth der Königin war nicht minder ſtark, äußerte ſich aber auf eine ſehr verſchiedene Weiſe. Indem ihr Gemahl jammerte, wüthete ſie. Sie zerſtöhrte in ihren Zorn alles, was ſie umgab, plagte ihre Domeſtiken und verſcheuchte alle, welche nicht Dienſtbarkeit ſich ihr zu nähern zwang.

Die Großen am Spaniſchen Hofe nahmen bey weitem nicht mehr ſo vielen Antheil an dem Unmuthe des Königs und ſeiner Gemahlin. Sie waren großentheils für den Plan, den Herzog von Anjou auf den Thron zu ſetzen, entſchieden; und die, welche es nicht waren, überließen ſich einem thatloſen Unmuthe, über die Schwäche des Königs und die Fahrläſſigkeit des Kaiſers. Portokarero ſah den troſtloſen Zuſtand des Königs ſogar nicht ungern. Deſto leichter hoffte er ihn für ſeine Abſicht beſtimmen zu können.

Die mißliche Lage des Königs wurde noch durch das unfreundliche Betragen Englands vermehrt. Hier hatte der Spaniſche Geſandte, Marquis von Canales, ein klagendes Manifeſt gegen das Theilungs-Projekt überreicht; anſtatt der Beantwortung deſſelben aber nur Beweiſe der Verachtung erhalten. Wilhelm befahl ihm, ſeine Staaten zu verlaſſen, und rief ſeine Geſandten ebenfalls vom Spaniſchen Hofe zurück.

Der kraftloſe Geiſt König Karls arbeitete indeſſen immer noch unter einer drückenden und qualvollen Unentſchloſſenheit. Ein unüberwindlicher Widerwille, und die Zuredungen ſeiner Gemahlin hielten ihn ſtets von der Zuſtimmung zu der Erbfolge des Herzogs von Anjou entfernt. Der Kardinal konnte nur erlangen, daß er die Entſcheidung dem Staatsrathe überließ. Allein auch dieſer für Frankreich günſtige Ausſpruch wirkte keine Entſchlieſſung bey dem Könige. Der Oeſtreichſche Geſandte that, um die Stimmung zu benutzen, nichts weiter, als daß er eine Schrift ausgehen ließ, in welcher er heftig gegen die übeln Rathgeber des Königs eiferte und bewieß, daß nur in der Thronfolge des Erzherzogs Karl, Heil für die Nation zu finden ſey. Sie blieb ohne Wirkung auf den König, der ſie nicht laß, die Großen der Gegenparthey, die darüber lachten, als ſeiner eigenen, die ſie verächtlich und unwillig hinwarfen.

Unter dem ſteten Wechſel unangenehmer Gefühle und von Sorgen, Angſt und Ver-

druß unabläßig geplagt, hatte die zerrüttete Geſundheit Karls ihre letzten ſchwachen Kräfte gänzlich erſchöpft. Täglich näherte er ſich merkbarer ſeinem Ende, und täglich vermehrten ſich ſeine Sorgen, ſeine Angſt und die Plagen, durch die Anfoderungen, Zuredungen und Klagen derer, die ſich ihm näherten. Der Kardinal beobachtete ſeinen Zuſtand, in der Abſicht, den vortheilhafteſten Zeitpunkt für die Ausführung ſeines Plans aufzugreifen. In Geheim hatte der Staatsſekretair Don Antonio d'Ubilla, nach der Angabe des Kardinals und unter ſeiner Aufſicht, ein Teſtament geſchmiedet. In demſelben war der Herzog von Anjou zum Erben der geſammten Monarchie ernannt; jedoch unter der Bedingung, dafern ihm die Krone Frankreichs einmal zu Theil werden ſollte, die Spaniſche ſeinem Bruder zu überlaſſen.

Immer noch dachte der König mit Widerwillen daran, dem Hauſe Oeſtreich, zum Vortheile Frankreichs, die Erbfolge zu entziehen. Eben ſo war die Königin jetzt weniger, als

je, Frankreich geneigt; (vielleicht weil ſie ſchon merkte, daß man ihr trüglich mit der Idee, dem Dauphin vermählt zu werden, geſchmeichelt hatte). Er mußte daher einen Augenblick zur Erlangung der Unterſchrift wählen, in welchen ihm der König allein überlaſſen war, in welchem er alſo das einzige noch wirkſame Motiv in der Seele des Königs, die Furcht vor der ewigen Verdammniß, in Thätigkeit ſetzen konnte. Dieſer Zeitpunkt kam, als man ihn rief, dem Könige, der ſeinen Tod vor Augen ſah, die Weihe der letzten Sakramente zu geben.

Bey dieſer Gelegenheit griff er den König mit den Waffen ſeiner geiſtlichen Beredſamkeit ſo heftig an, erſchütterte ſein Gewiſſen ſo gewaltſam, daß der unglückliche Bedrängte, von Todesangſt und der Furcht vor einer endloſen Beſtrafung gemartert, das Teſtament, was ihm itzt vorgelegt wurde, annahm, und (den 2ten Dec. 1700.) in Gegenwart einiger dazu beſtellten Zeugen unterſchrieb.

Dieß Verfahren des Kardinals konnte einer ſehr verſchiedenen und zum Theil ungünſtigen Beurtheilung nicht entgehn. Es gab Perſonen, die laut und beſtimmt behaupteten: der König ſey auf die gröbſte Weiſe hintergangen worden. Er habe nichts von einem Teſtamente zum Vortheil des Herzogs von Anjou gewußt, oder geahnet; ſondern der Kardinal habe ihn daſſelbe nur als ein Dokument zur Beſtätigung einiger milden Stiftungen, vorgelegt. Dieſer Behauptung iſt indeſſen von andern widerſprochen worden. Nach der eben ſo beſtimmten Verſicherung dieſer, war die Verfertigung des Teſtaments dem Kardinale von dem Könige ſelbſt übertragen worden. Uns ſcheint ſo viel als gewiß, daß die Unterſchrift des Teſtaments das Werk des Kardinals und ſeiner geiſtlichen Allgewalt über das geängſtete Gemüth des Königs war; daß Angſt und Verzweiflung ſeine Einwilligung dazu von ihm erpreßte, und daß er Europa, ſo wie ſeinem Gewiſſen, dadurch die Ruhe zu geben hoffte, wodurch einer der verderblichſten Kriege veranlaßt wurde.

Vier Wochen nach der Unterzeichnung dieſes Teſtaments ſtarb der König; — dieſer Unterſchrift und der erhaltenen Conſekration ohnerachtet, bis in ſeinen letzten Augenblick von Angſt, Sorgen und Verzweiflung unabläßig gefoltert. Niemand hatte perſönlichen Antheil an ihn genommen, Niemand hatte durch ihn etwas zu verliehren, und ſo ward er von Niemand beklagt. Aus ſeinem Grabe wuchſen faſt für Jedermann neue und reizende Hoffnungen hervor. Durch alle Verhältniſſe, durch alle Stände und Volksklaſſen hoffte man Verbeſſerung ſeines Zuſtandes, Vermehrung ſeines Einfluſſes, Erfüllung ſeiner Wünſche.

Selbſt die Königin, die von dem Teſtamente, zum Vortheil des Herzogs von Anjou, wenigſtens nichts beſtimmtes wußte, machte ſich Rechnung auf die Regentſchaft: alſo eine uneingeſchränktere Gewalt, als ſie bisher doch immer nur ſehr prekär ausgeübt hatte. Auch ſie war es daher ganz wohl zufrieden, von einem körperlich und geiſtig unfähigen und durch ſeine Kränklichkeit

und üble Laune faſt unerträglichen Manne befreyet zu ſeyn. Zwar äußerte ſie, wie es einer Gattin geziemet, eine troſtloſe Bekümmerniß, bey der Nachricht von ſeinem Verſcheiden. Allein man wollte ſie beſchuldigen, ſie habe ſich nur ungebärdiger geſtellt, um ihre wahre Empfindungen, hinter dieſer ſcheinbaren Bekümmerniß, deſto glücklicher und ſicherer zu verbergen.

Zwey Stunden nach dem Tode des Königs wurden die Königin, die Miniſter, die Großen des Reichs zur Eröffnung des Teſtaments verſammelt. Alles erſchien mit geſpannter Erwartung; die Königin mit klopfendem Herzen. Sie vergaß faſt gänzlich ihre Rolle, als klagende Witwe; von der Idee ergriffen, ſich durch das Teſtament als Regentin des Reichs erklärt zu ſehen. Portokarero, der ahnete, was in ihr vorging, und den noch immer ein unverſöhnlicher Groll — denn wann hat der beleidigte Prieſter-Stolz vergeſſen oder vergeben! — gegen ſie beherrſchte, weidete ſich im voraus an ihrer getäuſchten Erwartung.

Mühſam verbarg er ſein Vergnügen, als Don Antonio d'Umbilla in den Saal trat, und das Teſtament, unter den gewöhnlichen Formalitäten, eröffnete.

Mit Beſtürzung und Erſtaunen hörte hier die Königin und ein Theil der anweſenden Großen, wie der verſtorbene König in ſeinem Teſtamente ausführlich bewieß: daß die Verzichtleiſtung ſeiner ältern Schweſter, der Gemahlin Ludewigs des Vierzehnten, nur geſchehen ſey, um die Vereinigung beyder Monarchien in einer Perſon zu verhüten; daß dadurch alſo freylich der Dauphin und deſſen älteſter Sohn, der Herzog von Burgund, als die nächſten und directen Erben der Franzöſiſchen Krone, von der Erbfolge in Spanien ausgeſchloſſen wären, aber der Herzog von Anjou, und in dem Falle deſſen Gelangung zum Franzöſiſchen Throne, der Herzog von Berry in die Rechte der erſtern träten. Dieſem halte er ſich daher auch in ſeinem Gewiſſen die Thronfolge zu beſtätigen verpflichtet. Erſt nach dieſem könne der Erzherzog Karl recht-

mäßigen Anſpruch machen; welchen er auf dieſe Weiſe bedingt hiedurch beſtätigen und im Falle ſeines kinderloſen Todes, oder ſeiner Gelangung zur Erbfolge in den Oeſtreichſchen Staaten, den Herzog von Savoyen deſſen Rechte übertragen wolle.

Das Erſtaunen und die Beſtürzung der Königin wurde zum höchſten Unmuthe, als man zu der Beſtimmung der Regentſchaft fortging. Dieſe war der Königin, dem Kardinal und einigen Großen übertragen. Der Königin blieb in dieſem Regentſchaftsrathe, wie den übrigen Gliedern, nur eine, jedoch, im Falle der Stimmen-Gleichheit, die entſcheidende Stimme.

Nie war die Erwartung der Königin unangenehmer getäuſcht worden, als durch dieſes Teſtament. Sie fühlte ſich gedemüthigt, niedergedrückt, verwirrt. Von ihrem Schmerz und ihrem Unmuthe überwältigt, verließ ſie die Verſammlung, und beklagte itzt vielleicht zum erſtenmale aufrichtig den Verluſt ihres

Gemahls; in welchen ſie nun auch den Verluſt ihrer ganzen politiſchen Exiſtenz und überdieß noch mannigfaltige Kränkungen und Unannehmlichkeiten vor Augen ſah.

Eine nicht minder unerwartete Kränkung mußte der Oeſtreichſche Geſandte bey dieſer Gelegenheit erfahren. Auch er hatte ſich zu der Eröffnung des Teſtaments nach Hofe begeben. Mit einer Zuverſicht, die freylich etwas ſonderbar ſcheinen kann, erwartete er die Ernennung des Erzherzogs Karl, zum Erben der geſammten Monarchie zu ſehen: als ihm der Herzog von Abrantes, der zuerſt aus dem innern Zimmer kam, mit dem Inhalte des Teſtaments bekannt machte. Ueberraſcht und verwirrt eilte er nach ſeiner Wohnung zurück: um auf der Stelle einen Kourier mit dieſer niederſchlagenden Neuigkeit an ſeinen Hof abzuſenden.

Noch an demſelben Tage ſandte auch der Franzöſiſche Abgeſandte einen, von der Junta erhaltenen Auszug des Teſtaments nach

Paris. Zwey Tage nachher folgte diesem ein Notificationsschreiben der Regentschaft. Zugleich erhielt der Marquis von Castel dos Rios, Spanischer Gesandte am Französischen Hofe, den Auftrag, es dem Könige zu überreichen; die möglichst schleunige Abreise des Herzogs von Anjou zu fodern, und im Falle der König das Theilungs-Projekt vorziehen würde, dagegen auf das feierlichste zu protestiren.

Ludewig der Vierzehnte hielt es für rathsam, auch itzt noch seine zweydeutige Rolle fortzuspielen. Verhehlen, vorspiegeln, Absichten verrathen, die man nicht hatte, und die verbergen, welche man zu erreichen trachtete, hier negotiiren, was man dort ableugnete, Rath darüber einzuholen und Bedenkzeit fodern, was längst beschlossen war, überhaupt sich in Trug zu hüllen, Intriguen und Kabalen zu unterhalten — das war es, was man damals feine Politik nannte, und worin das Französische Kabinet bey dieser Gelegenheit über alle andere den Sieg davon getra-

gen hatte. Was würde die Welt von der Feinheit Ludewigs geurtheilt haben, wenn er gleich auf der Stelle erklärt hätte: daß er das Teſtament annähme; wenn er verrathen hätte, daß es ſeinen Wünſchen entſpräche, daß er darauf gehofft, es unter der Hand mit veranlaßt habe!

Schon ſeit mehreren Wochen war er durch Urraka mit dem Inhalte des Teſtaments bekannt. Dennoch hielt er für gut, ſich die Miene zu geben, als ob er auf einen ſolchen Antrag nicht vorbereitet ſey; als der Marquis von Caſtel dos Rios, in einer beſondern Audienz, dem Könige die Erbeneinſetzung des Herzogs von Anjou ankündigte, und die Abreiſe deſſelben verlangte. Mit der Miene der Befremdung und des ernſten Nachdenkens antwortete er nur: „Mein Herr Abgeſandter, ich will es überlegen.“ Der Marquis war über dieſe Aufnahme ſo erſtaunt, daß er ſich nicht enthalten konnte, bey ſeinem Hinweggehen auszurufen: „Wie iſt es möglich! zweyundzwanzig Königreiche biete ich auf einmal

an, und meine ganze Antwort iſt: ich will es überlegen.“

So unentſchloſſen Ludewig zu ſeyn ſchien, was für eine Antwort er ertheilen ſollte; ſo ungeduldig harrete man in Madrit auf dieſelbe. Man konnte die Zeit nicht erwarten, welche ſie auch bey der möglichſten Schnelligkeit zu ihrer Ueberkunft bedurfte. Die Junta ſchrieb zum drittenmale an den König, mit der Bitte, die Nation nicht länger in Ungewißheit über ihr Schickſaal zu laſſen.

Dieſes Dringen war ein Triumph mehr für die Eitelkeit Ludewigs. Er fuhr fort, den Unentſchloſſenen und Zweifelhaften zu ſpielen, und rief ein geheimes Conſeil zuſammen, um das Urtheil deſſelben über die doch wohl längſt entſchiedene — Frage zu hören: ob das Teſtament anzunehmen, oder der Theilungs-Vertrag zur Ausübung zu bringen ſey?

Das Conſeil beſtand aus dem Dauphin, (dem Sohne des Königs) und den drey er-

ſten Staatsminiſtern. Auch dieſes Gaukelſpiel wurde mit aller Ernſthaftigkeit ausgeſpielt; wiewohl ein jeder der Spielenden wußte, daß es nichts anders, als ein Gaukelſpiel ſey; der König, wie man die Frage entſcheiden würde, und die Miniſter, wie der König die Frage entſchieden wiſſen wolle.

Der Dauphin war der erſte, der für die Annahme des Teſtaments ſtimmte. Sehr gefällig ſetzte er hinzu: er für ſeine Perſon habe keinen Wunſch weiter, als ſein ganzes Leben hindurch ſagen zu können: der König mein Vater, und der König mein Sohn!

Der König hatte erklärt: ein jeder ſollte völlig frey und ohne Rückhalt ſeine Meinung ſagen. Man folgte dieſem Winke, und ſo entſtand ein langes und ausführliches Hin- und Herreden. Indeſſen erklärten die Miniſter, welche eine Zeitlang ihre ganze Beredſamkeit aufgeboten hatten, um die Ausführung des Theilungstraktats zu verfechten, am Ende: ſie wären von Anfang an der Mei-

nung ihrer Gegner geweſen und hätten nur bisher ſcheinbar das Gegentheil behauptet; um dadurch eine deſto vollendetere Entwickelung der Gründe für die Annahme des Teſtaments zu veranlaſſen. Alle kamen endlich darin überein, daß dieſe das ſicherſte Mittel ſeyn werde, den Frieden zu erhalten, ſo wie es für die Ehre des Königs und der Königlichen Familie das Vortheilhaftere ſey.

Nun wurde die Sache der Frau von Maintenon vorgelegt. Der Ausſpruch dieſer Pythia war: wenn es gegründet ſey, wie alle Staats-Räthe verſicherten, daß durch die Annahme des Teſtaments der Frieden erhalten werde, ſo glaube ſie, müſſe man ſich nicht länger bedenken. Das Teſtament ward angenommen, und im kurzen wehete die Kriegesflamme durch ganz Europa.

Man ſieht auch an dieſem Beyſpiele, was ſelbſt die erſten Staatsdiener für ein Verhalten beobachten, wie ſie Vaterland, Tugend und Wahrheit ohne Bedenken verrathen, wenn

ſie in dem Monarchen nur ihren Herrn ſehen, und die Erfüllung ſeines Willens und die Befriedigung ſeiner egoiſtiſchen Leidenſchaften für ihren erſten und wichtigſten Beruf halten. Jeder andere, deſſen Augen nur nicht ganz geblendet, oder abſichtlich geſchloſſen waren, ſah, daß ein Krieg unvermeidlich ſey, Ludewig mochte das Teſtament, oder die Theilung annehmen. Blieb er bey der Theilung, ſo war eine Vereinigung Spaniens mit Oeſtreich und eine möglichſte Widerſetzung durch die vereinigten Kräfte beyder unvermeidlich. Hatte dann auch Frankreich, in Verbindungen mit den Seemächten, ein entſchiedenes Uebergewicht, ſo mußte es doch daſſelbe erſt mit den Waffen in der Hand behaupten. Ein Krieg war alſo unvermeidlich. Allein eben ſo unvermeidlich war er auch, wenn der König den Theilungs-Traktat verließ und das Teſtament annahm. Nicht nur mußte von Oeſtreich auf jeden Fall ein Verſuch gegen die Beſitznehmung der Erbſchaft erwartet werden, ſondern Frankreich brachte auch unvermeidlich

an welchen es durch die Annahme des Teſtaments wortbrüchig wurde. Es war vorauszuſehen, daß ſie ihre vereinigten Kräfte gegen ihn richten würden, um mit den Waffen in der Hand die Haltung des Theilungs-Vertrags zu erzwingen; ja daß ſie ſich wohl gar mit ſeinem Gegner vereinigen dürften, um wenigſtens ſeine Abſichten zu vereiteln, wenn ſie die ihrigen nun einmal nicht erreichen ſollten.

Allein es iſt dies nicht das erſte und einzige Beyſpiel, wie ſich die zweyzüngige intriguenvolle Politik in ihren eigenen Schlingen fing. Ludewig und ſeine Miniſter durch Oeſtreichs bisherige Unthätigkeit ſicher gemacht, glaubten auch ferner von ihm keine erhöhtere Energie befürchten zu dürfen: und was England und Holland anbetraf, ſo hatten ſie eine zu güte Meinung von ihrer Unterhandlungs-Politik, um nicht auch mit Sicherheit auf die Erhaltung eines guten Verhältniſſes zu rechnen.

Die Annahme des Testaments wurde nach Madrit berichtet und erregte hier bey der Mehrheit eine lebhafte Freude. Besonders sah Portocarero darin seine intriguenvolle Mühe gekrönt. Er schmeichelte sich mit der zuversichtlichen Erwartung, einen Monarchen, den er als sein Werk ansah, um so leichter von sich abhängig erhalten und so durch ihn auf eine vollkommne Befriedigung seiner Herrschsucht rechnen zu können. Der Brief, welchen Ludewig bey dieser Gelegenheit an die Regentschaft geschrieben hatte, ward ins Spanische übersetzt, ausgetheilt, gelesen und bewundert. Das Bildniß des jungen Königs stellte man öffentlich zur Schau. Das Volk ergötzte sich an seiner angenehmen Bildung, und pries sich glücklich, daß ihm Ludewig habe die Wohlthat erzeigen wollen, das Testament anzunehmen. Den zwanzigsten November (1700) ward der Herzog von Anjou, als Philip der Vierte, König von Spanien, öffentlich bekannt gemacht.

Am Franzöſiſchen Hofe hatte man die Annahme des Teſtaments noch immer als ein Geheimniß behandelt; um unter der Hand erſt zu erforſchen, wie man dieſelbe auswärts, beſonders in dem Haag und in Londen aufnehmen würde. Indeſſen drangen die Spanier auf die Abreiſe des jungen Königs; auch ſah man die Nothwendigkeit derſelben ein. Ludewig zögerte alſo nicht länger, ihn öffentlich als König von Spanien anzuerkennen und dafür zu erklären. Der ganze Hof ließ dem alten und neuen Könige ein lautes Vivat ertönen. Die Geſandten, die zugegen waren, ſtimmten mit ein. Nur der Oeſtreichſche, Engliſche und Holländiſche Bothſchafter, gaben durch ein Stillſchweigen zu erkennen, daß ihre Kommittenten, in die allgemeine Freude mit einzuſtimmen, nicht geneigt ſeyn dürften.

Am vierten December erfolgte darauf der Tag der Abreiſe des jungen Königs. Ludewig begleitete ihn ſelbſt bis Sceaux: ſeine Brüder, Burgund und Berrey, bis an die Spaniſche Grenze. Freudensbezeugungen al-

ſer Art empfingen ihn hier. Das verblendete Volk prieß ſich glücklich, einen König zu erhalten, den Ehrgeiz, Vergrößerungsſucht und Privat-Intereſſe ihm aufgedrungen hatte, bey deſſen Wahl und Einſetzung weder auf ſein, noch auf das Wohl irgend eines Volks, ſondern allein auf die Beziehung einer unerſättlichen Herrſchſucht und das trügliche Phantom, Ehre und Glanz einer Königs-Familie, Rückſicht genommen hatte; den ihm Trug und Täuſchung zuführte und welcher Krieg und Verderben in ſeinem Gefolge hatte.

Mitten unter dieſer Freudensbezeugung erhielt der junge König auch ſchon eine Bothſchaft, welche ihn erinnerte, daß wohl noch andere Schwierigkeiten, als die Beſchwerden einer Reiſe, zu überwinden ſeyn dürften. Man ſagt, Portocarero ſey es geweſen, der ihm von einer Verſchwörung Nachricht gegeben habe; an deren Spitze die Königliche Witwe ſtehe. Philip mußte hierauf an die Königin ſchreiben und ſie erſuchen, ſich von Madrit hinweg, und an einen Ort zu begeben, wel-

chen er ihr durch den Regentſchaftsrath werde anzeigen laſſen. Der Regentſchaftsrath ſchlug ihr vier Städte vor, unter welchen ſie Toledo wählte. Hier wieß man ihr den erzbiſchöflichen Pallaſt zu ihrer Wohnung an. Ohne Zweifel vermehrte es die Bitterkeit des Gefühls der getäuſchten Erwartung, daß ſie als eine Betrogene, Gekränkte, Exilirte und Gefangene in dem Hauſe des Mannes lebte, der als ihr Feind und unabläßiger Verfolger, itzt am Ziele ſeiner Wünſche, um deſto vollkommner über ſie triumphirte.

Auf eine gleich beleidigende Weiſe wurden noch einige der angeſehenſten Anhänger des Oeſtreichſchen Hauſes, wie der Oeſtreichſche Geſandte ſelbſt, vor der Ankunft des Königs, von Madrit verwieſen. Dieſe erfolgte endlich am vierzehnten April (1701.) in der Hauptſtadt; nachdem er zu Buenretiro mehrere Wochen lang, der Vorbereitungen zu ſeinem Empfange wegen, hatte verziehn müſſen.

2

Erfolg der Annahme des Teſtaments. Zuſtand, Verhältniſſe und Maasregeln; beſonders in Rückſicht auf die vereinigten Staaten, England und Oeſtreich. Philip von Anjou wird von den meiſten Europäiſchen Staaten, auch von den Seemächten, als König von Spanien anerkannt. Fernerer Gang der Unterhandlungen; Vereinigung der Seemächte mit Oeſtreich, zu dem ſo genannten großen Bündniſſe. Unvermeidlicher Krieg.

Nicht nur in Spanien, ſondern auch in allen Staaten, welche in Europa und den übrigen Welttheilen zu dieſer Monarchie gehörten, oder ihr unterworfen waren, wurde Philip von Anjou als König anerkannt. Freylich nicht überall mit gleich gutem Willen der Nationen: aber doch ohne Widerrede oder Handlungen, welche einen Widerwillen

zu erkennen gegeben hätten. Die Stadthalter und Gouverneure waren gröſſtentheils Spanier, oder doch mit der izt ſiegenden Parthey in Verbindung. Sie erkannten den König Philip an, und ihre Macht erzwang eine Huldigung, die für freywillig galt; da ſie keinen Widerſtand erfahren, oder keine auſſerordentliche Zwangsmittel erforderlich gemacht hatte.

Indeſſen war es damit noch nicht ausgemacht. Faſt noch wichtiger für die Feſtſetzung und Erhaltung im Beſitz des neuerlangten Königreichs war es, zu erfahren, was die übrigen Mächte Europens zu der Annahme des Teſtaments ſagen würden. Oeſtreich hatte ſich bereits darüber erklärt; und zwar, wie man es voraus ſagen konnte. Es kam nun zunächſt auf die Seemächte und das deutſche Reich an. Von allen dieſen konnte auch mit Sicherheit nur Misbilligung voraus geſetzt werden. Es kam nur darauf an, den Ausbruch derſelben zu verhindern oder unwirkſam zu machen. Es wurden auſſerordentliche Geſandten abge-

fertigt, um in weitläuftigen Rechtfertigungsſchriften die Erklärung zu wiederhohlen: daß allein die Ueberzeuguug, die Annahme des Teſtaments ſey das ſicherſte Mittel zur Erhaltung der Ruhe und des Friedens, Ludewig dafür beſtimmt habe. Zugleich bemühte man ſich darzuthun, daß der Theilungs-Vertrag, wenn auch nicht den Worten, doch dem wahren Sinne nach, mit der Annahme des Teſtaments in gar keinem Widerſpruche ſtehe.

Wir müſſen es unentſchieden laſſen: ob der König von Frankreich und ſeine Miniſter im Ernſte dieſe Ueberzeugung, dieſen Wunſch und dieſe Zuverſicht hegten. Gewiß iſt es, daß man in Frankreich ſo gut als irgendwo Urſach hatte, die Erhaltung des Friedens zu wünſchen. Die Nation fühlte noch neu und ſtark die Beſchwerden, welche aus den öftern, obgleich größeſtentheils für ihren König ſieg- und glorreichen Kriegen, mit jedem erneuerten auch in erhöhtern Grade, für ſie entſtanden waren. Schon hierin konnte Ludewig hinlänglichen Grund zur Erhaltung des

Friedens finden. Allein dann hätte er auch schon damals Sinn und Gefühl dafür haben müssen, daß Monarchen bey der Bestimmung über Krieg und Frieden auch auf das Wohl und Weh ihrer Nationen Rücksicht nehmen sollten. Auch bey dem gänzlichen Mangel desselben blieben ihm indessen noch manche wichtige Gründe, den Krieg zu meiden, die er nicht übersehen konnte, wenn sein Auge nicht durch das schimmernde Ziel der Wünsche seines Ehrgeitzes ganz geblendet war. Er mußte wahrnehmen, daß seine Finanzen sehr zerrüttet, und keine Aussicht war, dieselben unter einen neuen Kriege herzustellen. Er mußte bemerken, daß die ganze Last des Krieges größestentheils auf ihn fallen werde, und von Spanien selbst nur wenig oder gar nichts zu erwarten sey. Er mußte bemerken, daß seine Feldherren bey weitem nicht mehr die waren, denen er und sein Heer ihren Kriegsruhm verdankte; daß seine Minister weder in der Vergleichung mit ihren Vorgängern, noch in Rücksicht auf die Wichtigkeit dieses Zeitpunktes und der Geschäfte und Verhältnisse, welche dadurch hervorge-

bracht würden, ein erhebliches Zutrauen verdienten. Nie war das Miniſterium, unter ſeiner Regierung, ſchlechter beſetzt geweſen, und nie hatte man fähigerer und geſchickterer Männer bedurft. „Der Miniſter des Kriegs- und Finanzweſens wußte," nach dem Zeugniſſe eines Franzöſiſchen Schriftſtellers, „weder was ein Offizier, noch was ein Kaufmann ſey. Der Miniſter des Seeweſens hatte nie ein Schiff geſehen und der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten war nie aus Paris gekommen; hatte auch nicht mehr Kenntniß der auswärtigen Staaten, als einer der unterſten Commis in ſeinen Bureau. Er hatte ſehr geringe Talente, gar kein Anſehen bey den auswärtigen Höfen, und noch weniger Liebe zum Staate."

Bey einiger Kenntniß ſeiner ſelbſt und ſeiner Verhältniſſe muſte Ludewig überdieß noch bedenken, daß ſein Ehrgeitz und Stolz durch ganz Europa nur gefürchtet, ſeine Verkleinerung und Demüthigung nur gewünſcht wurde. Noch neuerlich hatte er die proteſtanti-

ſchen Fürſten des deutſchen Reichs, durch die Ryswyker Clauſel gegen ſich aufgebracht, den Herzog von Lothringen durch das demüthigende Ceremoniel gereizt, womit dieſer ihm die Lehnshuldigung leiſten mußte; und die venetianiſche Republik durch Prätenſionen beleidigt, in welchen ſie nur einen Eingriff in ihre Souverainität ſehen konnte.

Es war faſt unmöglich, alle dieſe Umſtände zu überſehen. Nicht minder hell und deutlich lagen aber auch die Gründe am Tage, warum die übrigen Mächte, beſonders die Seemächte, bey der Annahme des Teſtaments nicht gleichgültig bleiben konnten. Es war mit Beſtimmtheit vorauszuſehn, daß Spanien und Frankreich auf das innigſte vereinigt, die Regierung zu Madrit von der zu Verſailles würde abhängig gemacht werden. Wie gefährlich dadurch den vereinigten Staaten die Nachbarſchaft der Spaniſchen Niederlande werden mußte, lag am Tage. Eben ſo in die Augen fallend waren die Veränderungen, welche zum Nachtheil der Seemächte in den Han-

delsverhältniſſen und Geſchäften erfolgen mußten. Es galt nichts geringeres, als den gröſſeſten Theil der Vortheile, in deren Beſitz ſich bis dahin England und Holland befunden hatten; welche Frankreich nicht ermangeln würde, jenen zu entziehn und ſich zu eigen zu machen. Eine gänzliche Umkehrung des ganzen Staatenverhältniſſes in Europa war, als die unvermeidliche Folge dieſer nahen Vereinigung Frankreichs und Spaniens anzuſehen.

Bey alle dem hatten denn doch auch die Seemächte ſehr wichtige Gründe, einen Krieg zu ſcheuen; alſo auch mit vieler Behutſamkeit ihre Entſchließung zu wählen. Der König von England vermogte in ſeinen Staaten ſelbſt ſehr wenig. das Parlament, die Nation war ihm abgeneigt; er ſelbſt gleichwohl ohne dieſe außer Stand, ernſthafte und Nachdrucksvolle Maasregeln zu ergreifen. Dieß Unvermögen erregte indeſſen ſeine Empfindlichkeit, über den gebrochenen Vertrag, nur noch mehr. Als ihn der Graf von Tallard mit der gröſſeſten Behutſamkeit und in der gefälligſten

Einkleidung, die ihm ſeine geſchmeidige Beredſamkeit nur zu geben vermogte, mit der veränderten Entſchließung ſeines Monarchen bekannt machte, zeigte ihm Wilhelm anſtatt der Antwort den Brief Ludewigs, worin er ihm die heiligſten Verſicherungen gab, nie, unter keinen Umſtänden, von dem Vertrage abzuweichen. Der Geſandte empfand und büßte die Schande ſeines Herrn. Er entfernte ſich beſchämt, ohne daß ſeine Beredſamkeit noch einen Verſuch zur Rechtfertigung der Politik ſeines Monarchen gewagt hätte.

Der Unwille König Wilhelms war immer noch nicht verächtlich, wiewohl er, als König von England, nur wenig vermochte. In den General-Staaten war ſein Einfluß um deſto größer. Freylich hatten auch dieſe alle Urſach, einen Krieg zu vermeiden, der, zumal wenn der größeſte Theil der Laſt auf ſie fiel, nicht anders, als nachtheilig für ſie ausfallen konnte. Dieß erkannte auch eine große, damals noch die größeſte Parthey ſehr deutlich. Gleichwohl erließen die Staaten eine nach-

drückliche Auffoderung an Ludewig, dem Theilungs-Vertrage getreu zu bleiben. Zugleich fingen ſie an, die Rüſtungen, welche für den vertragsmäßigen Vertrag bisher begonnen waren, mit mehrerm Eifer und in größerer Ausdehnung izt zur Aufrechterhaltung dieſes Vertrags zu betreiben.

Ludewig der Vierzehnte erwiederte die Auffoderung der Staaten durch eine neue, ſehr ausführliche, Rechtfertigungs-Schrift; in welcher er zu beweiſen ſuchte: daß er durch die Annahme des Teſtaments nach den Worten, den Theilungs-Vertrag dem Geiſte nach wirklich erfüllt habe; daß alſo von Seiten ſeiner Verbündeten weiter keine rechtmäßige Foderung an ihn gemacht werden könne. Für den Fall indeſſen, da dieß immer noch nicht hinlänglich einleuchten ſollte, fügte er eine nicht unverſtändliche Drohung hinzu und gab ſeinem Geſandten, dem Graf von Briord, den Auftrag, genau zu beobachten, ob von Seiten der Staaten Rüſtungen betrieben würden.

Während dieß vorging, hatte das Franzöſiſche Kabinet den bisherigen Stadthalter der Spaniſchen Niederlande, den Kurfürſten von Bayern, einen ehrgeizigen und verſchwenderiſchen Fürſten, zu gewinnen geſucht und gewonnen. Familien Intereſſe knüpfte ihn näher an Oeſtreich; allein ſein Ehrgeiz fand nicht Befriedigung genug in der Regierung ſeiner Erbſtaaten und ſeine unmäßige Pracht und Verſchwendungsſucht nicht Hülfsmittel genug in den Einkünften derſelben. Die niederlandiſchen Negotianten, bey denen er die Abhülfe ſeines Bedürfniſſes ſuchte, behandelten ihn zu kaufmänniſch, und von Oeſtreich konnte er nicht einmal wieder erlangen, was er für das Intereſſe deſſelben, ſeiner Behauptung nach, aufgeopfert hatte. Frankreich öffnete ihm die Ausſicht einer reichlichen Befriedigung jener beyden, ſtets fodernden Leidenſchaften, und der Kurfürſt war leicht und ſicher gewonnen.

Durch die Verbindung mit dem Stadthalter der Niederlande war indeſſen der Be-

ſitz derſelben noch nicht geſichert. Gegen zehn tauſend Mann Holländiſche Truppen lagen in den Hauptfeſtungen dieſes Landes vertheilt. Es war der Kern der ganzen Holländiſchen Armee. Die Staaten hatten ſich abgeneigt bezeigt, dieſelben zurückzurufen. Es waren ihnen dieſe Plätze als Pfänder für ein Darlehn überlaſſen. Der Kurfürſt von Bayern both die Hand zu einem Entwurfe, die Holländiſchen Beſatzungen zu überrumpeln. Der Anſchlag gelang. Gegen vierzig tauſend Mann Franzöſiſche Truppen rückten im Stillen in die Niederlande ein; überfielen in der Nacht die Holländiſchen Beſatzungen, und hielten ſie in einer Art von Kriegsgefangenſchaft. Der Gewinn war doppelt. Frankreich befand ſich im Beſitz der Niederlande und hatte zugleich ein Mittel in Händen, die Generalſtaaten zur Anerkennung Philips, als Königs von Spanien, zu bewegen. Die Staaten bequemten ſich, in die Annahme des Teſtaments zu willigen; jedoch mit Vorbehalt billiger Entſchädigung, der bey dem Theilungs-Vertrage intereſſirten Mächte. Auf ihre Zu-

rückforderung erfolgte nun der freye Abzug ihrer Truppen. Auch König Wilhelm sandte ein Glückwünschungs-Schreiben an Philip den Fünften. Er folgte darin — freylich nicht ohne Verlust — dem Rathe der beyden Häuser des Parlements. Die Mehrheit derselben war theils durch Französisches Geld, theils durch ihre Abneigung gegen Wilhelm und die Generalstaaten zu diesem Beschlusse bestimmt.

Die Französische Politik schmeichelte sich nun immer mehr mit der Hoffnung, alle Schwierigkeiten bald und sicher zu überwinden. Auch in Italien hatte man glücklich negotiirt. Der Stadthalter von Mayland, Prinz von Vaudemont, bezeigte sich dem Hause Bourbon sehr ergeben. Der Herzog von Mantua wurde durch Geld gewonnen, sogar dahin gebracht, Französische Besatzung in seinen Städten und Festungen einzunehmen. Der wichtigste, aber auch gefährlichste, unter den Italiänischen Fürsten, der Herzog von Savoyen, schien durch eine zweyfache Bande des Bluts gefesselt

Viktor

Viktor Amadäus, Herzog von Savoyen, war einer der zweydeutigſten und intriguenvollſten Köpfe ſeiner Zeit. Er ſelbſt und ſeine Schmeichler nannten ihn, einen tiefen und feinen Politiker. Gleichwohl war er nichts weiter, als ein eigennütziger Menſch, ohne Treue und Glauben. Stets hatte er nur ſeinen Vortheil vor Augen, und ſah, bey der Wahl der Mittel zu ſeinen Zwecken, allein darauf, ob ſie fähig waren, ſeinen Eigennutz zu befriedigen. Mit beſonderer Genugthuung nahm er itzt wahr, daß es Frankreich und Oeſtreich auf gleiche Weiſe darum zu thun ſey, ihn zu gewinnen. Er beſchloß, von beyden Nutzen zu ziehn, und deſſen zu ſeyn, welcher ihm die größeſten und ſicherſten Vortheile gewähre.

Zunächſt glaubte er dieſe in einer Verbindung mit Frankreich wahrzunehmen. Er verkaufte alſo ſich und zehntauſend Mann zum Dienſte deſſelben, und erhielt dafür monathlich funfzigtauſend Laubthaler Subſidien, das Oberkommando über die geſammte Franzöſiſche Italiä-

niſche Armee; auch vermählte er ſeine Tochter an den neuen König von Spanien. Allein er ließ zugleich dem Kaiſer insgeheim zu verſtehen geben, daß er in dieſer Verbindung kein Hinderniß ſehe, ſeine Verpflichtungen gegen ihn zu erfüllen, und wohl noch mehrere zu übernehmen. — Solch eine flache Betrüglichkeit nannte man eine feine Politik! Aber wie lang iſts, daß man mit allem Ernſte die Frage aufwarf: ob auch in der Politik die Grundſätze der Redlichkeit und Sittlichkeit Anwendung litten? und daß ſelbſt ſeynwollende Philoſophen für die verneinende Beantwortung entſchieden? —

Wenn dieß dem ſchlichten Menſchen-Sinne ſeltſam erſcheint; ſo iſts doch noch unbegreiflicher, daß in politiſchen Verhandlungen, welche auf ſolche Grundſätze gebaut, und von beyden Seiten nach gleichen trüglichen Maximen geführt werden, dennoch gegenſeitig Treue und Glauben gewährt und gefodert wird. Frankreich hatte ſo eben ganz Europa das auffallendſte Beyſpiel einer ſolchen zweyzüngigen

und wortbrüchigen Politik gegeben und dennoch erwartete und foderte es von dem Herzoge von Savoyen, daß er ſich an ſein gegebenes Wort halten ſolle.

Mit Recht verdient daher das Franzöſiſche Kabinet Tadel, daß es nicht ſichere Mittel gewählt habe, den Eigennutz, als das kräftigſte Motiv dieſes Allirten zu feſſeln. Es konnte ihn allerdings beſſer kennen, und hätte ihn richtiger beurtheilen ſollen. Eine mäßige Subſidien-Summe und ein — noch dazu ſcheinbares — Oberkommando, konnte einen Mann, deſſen Ehrgeiz nach Vergrößerung und Einfluß ſtrebte, nicht feſthalten. Länder-Verſprechungen würden ihn ſicherer gefeſſelt haben, als Gold und Schein-Ehre. Der Kaiſer wählte dieſes Lockungs-Mittel und Frankreich hatte im kurzen einen Verbündeten weniger und einen Feind mehr.

Eben ſo unſicher war ein anderer Bundesgenoſſe, auf welchen Frankreich doch einigen Werth zu legen ſchien. Portugal hatte

vielleicht für ſich am allermeiſten von der Vereinigung der Franzöſiſchen und Spaniſchen Macht zu befürchten. Wenn Holland und England für ihren Handel, für ihre Beſitzungen, in den andern Welttheilen, beſorgt waren, ſo mußte Portugal den Verluſt ſeiner ganzen Exiſtenz fürchten. Auch fehlte es nicht an Zuredungen und anmaslich geheimen Nachrichten, welche dieſe Beſorgniſſe verſtärkten und beſtätigten. Der König, Don Pedro, hatte daher alle Urſache, gegen die freundſchaftlichen Anträge Ludewigs des Vierzehnten mistrauiſch zu ſeyn. Gleichwohl, was blieb ihm übrig, da England und Holland den König Philip anerkannten, als auch ſeiner Seits der Nothwendigkeit zu weichen. Er nahm alſo lieber die angebothenen Diſtrikte in Guiana und am la Plata Fluſſe, erkannte Philip den Fünften, als ſeinen Nachbar König an und bezeigte ſich nöthigenfalls zu allen freundlichen Dienſten geneigt.

Weniger, als in den kleinern und größern Monarchiſchen Staaten, richteten die

Negotiationen Ludewigs in den benachbarten Republiken aus. Beſonders beharreten die Schweiz und Venedig auf dem Grundſatze der Neutralität. Daß ſich Frankreich hiebey begnügen ließ, entging dem Tadel mancher Politiker ebenfalls nicht. Sie waren der Meynung, Neutralitäten dieſer Art, wären nachtheiliger, als offne Fehde und Ludewig habe dieſe Staaten zwingen müſſen, eine der beyden Partheyen zu ergreifen. Man ſieht auch hieraus, daß damals nicht blos bey Fürſten und Miniſtern, ſondern auch bey Privatpolitikern vom Rechte in der Politik nicht die Rede war.

Dieſe Negotiationen waren größeſtentheils beendigt, dieſe Verbindungen geſchloſſen, als der Kaiſer und ſeine Miniſter erſt anfingen zu ahnen: es könne doch wohl Ernſt mit der Hinterlaſſung und Annahme des Teſtaments ſeyn. Immer noch hatte es Leopold höchſt unwahrſcheinlich gefunden, daß es dem Könige von Frankreich einfallen könne, das Teſtament anzunehmen. Selbſt die Nachricht von der Beſitznehmung Philips ſchien er als

eine Fabel zu betrachten, die nur durch öfteres Wiederholen einen gewiſſen Anſtrich der Wahrſcheinlichkeit erhält. Als nun aber der Herzog von Villars dieſe Nachricht nicht nur im Nahmen ſeines Königs alles Ernſtes beſtätigte, ſondern höflichſt um eine Erzherzogin, zur Gemahlin für den König Philip anhielt, da wurde der Kaiſer und ſeine Miniſter unangenehm aus ihren Träumereyen geweckt. Man fand ſich überraſcht, getäuſcht. Itzt fühlte man einen empfindlichen Verdruß über die verſäumte Gelegenheit, ſein Recht, durch Beſitznehmung, geltend zu machen. Man hörte nicht auf, ſich zu wundern und zu beſchweren. Nun ſollte mit den Waffen in der Hand ein Recht vertheidigt, eine Beſitzung wieder erobert werden, die man gleichſam muthwillig verſcherzt, an welche man nicht einen geringen Aufwand, nicht ein mäßiges Truppen-Korps hatte wagen wollen.

Der Kaiſer und ſeine Rathsverſammlung beſchloß Krieg gegen Frankreich. Man überlegte und fand, daß doch viele günſtige Um-

ſtände eintraten, welche einen faſt ohnfehlbaren glücklichen Erfolg zu verſprechen ſchienen. Der Kaiſer rechnete auf ſein Gebet und auf ſeine Allmoſenvertheilung. Er hielt es für unmöglich, daß Gott ihm, einem ſo frommen und wohlthätigen Kaiſer, nicht auch in dieſer Unternehmung Glück geben ſollte. Deshalb machte die Unternehmung und Ausführung dieſes neuen und höchſt mißlichen Krieges ihm bey weitem die wenigſten Beſorgniſſe. Wenn man über die Erſchöpfung der Finanzen, über den Mangel an allem, was zu der nachdrücklichen Betreibung eines Kriegs erforderlich iſt, klagte, ſo meynte der fromme Kaiſer, der liebe Gott werde ſchon ſorgen. Er würde den Krieg, der für eine gerechte Sache angefangen ſey, auch ſelbſt führen und zu einem zweckmäßigen und ſichern Ende geleiten.

Einige unter den Miniſtern, beſonders Prinz Eugen von Savoyen, dachten freylich anders über dieſe Sache. Indeſſen nahmen ſie doch manche günſtige Umſtände wahr, die nicht ohne Aufmunterung zu ſeyn ſchienen.

Man hatte alle Urſach zu glauben, daß in den italiäniſchen-ſpaniſchen Staaten eine groſſe Parthey Oeſtreich geneigter, als Frankreich ſey. Man rechnete darauf, den Herzog von Savoyen zu gewinnen, und in der gereitzten Empfindlichkeit der Seemächte und der Erkenntniß ihres eigenen Nutzens ſichere Bundesgenoſſen zu erhalten. Man verſäumte nicht, überall Auffoderungen ergehen zu laſſen, hatte aber freylich nur den Verdruß zu erfahren, daß man überall zu ſpät kam. Jeder hatte bereits ſeine Parthey ergriffen. Ueberall war Philip der Fünfte, als König von Spanien, anerkannt; oder wurde eine Neutralität behauptet. Vergebens verſchwendeten die Oeſtreichſchen Geſandten, was ihnen von Beredſamkeit, oder politiſchen Kunſtgriffen zu theil geworden war, Vorſätze dieſer Art um zu ſtoßen oder die Treue der Stadthalter in den ſpaniſchen Nebenländern wankend zu machen. Man ſetzte ihnen eine ſtarre Feſtigkeit entgegen; doch wohl gröſſeſtentheils, weil ſie keine Vortheile anzubieten hatten, welche man nicht auf der andern Seite gröſſer, oder ſicherer zu ſeyn geglaubt hätte.

Oeſtreich ſtand alſo allein, und ſchien auch vor der Hand auf keine Unterſtützung von auſſen her (die des Deutſchen Reichs allein etwa ausgenommen) rechnen zu dürfen. Nun durfte zwar itzt kein anderweitiger äuſserer Krieg geführt werden; aber deſto gefährlichere innere Zerrüttungen verzehrten ſeine Kräfte. Beſonders erhielt die Intoleranz des Kaiſers und ſeine blinde Folgſamkeit gegen fanatiſche Prieſter eine Gährung in Ungarn, welche ſich immer mehr zu einem gefährlichen Aufruhr entwikkelte. Auf dieſe ganze reiche Provinz war alſo bey einer Kriegs-Rüſtung nicht nur gar nicht zu rechnen, ſondern ſie erfoderte ſelbſt eine anſehnliche Kriegsrüſtung; — einen beträchtlichen Aufwand an Gelde und Menſchen. — Nur mit einer den Vortheilen und Kräften der Aufrührer angemeſſenen Macht, konnte man darauf rechnen, den Aufruhr zu unterdrücken. Unter dieſen Umſtänden blieb alſo dem Kaiſer nur eine ſehr geringe Wahrſcheinlichkeit, einen Krieg gegen Frankreich mit Nachdruck und Wirkſamkeit führen zu können. Es fehlte eben ſo ſehr an

Menſchen wie am Gelde. Noch weniger ſichere Rechnung konnte gemacht werden, beyde Erfoderniſſe in der Zukunft in dem Maaße anzuſchaffen, als man derſelben bedurfte. Gleichwohl blieb es beſchloſſen, die Waffen zu ergreifen, und den Krieg in Italien zu beginnen. Den Beytritt des Deutſchen Reichs foderte der Kaiſer, unter dem Vorwande: daß es verpflichtet ſey, das Herzogthum Mayland, als ein Reichslehn, dem Uſurpater zu entreißen. Er ſchmeichelte ſich mit einer kräftigen Unterſtützung, weil er auf einige der mächtigſten Reichsſtände beſonders rechnen zu können glaubte. Die Hoffnung wurde bald zur Zuverſicht. Nichts ſchien leichter, als Italien zu erobern, und dann von hieraus, die Eroberungen auch nach Spanien hinüber zu tragen. Der Geſandte zu Madrit erhielt Befehl: noch einmal eine Proteſtation gegen das Teſtament einzureichen, und dann unverzüglich zurück zu kehren.

Indem man ſich Oeſtreichſcher Seits zur Eröffnung des Kriegs anſchickte, war es auch

zwiſchen den Seemächten und Ludewig dem Vierzehnten zu näheren Erklärungen gekommen. Die vereinigten Staaten hatten zwar König Philip anerkannt, alſo auf die Erfüllung des Theilungs-Vertrags Verzicht gethan. Allein ſie hatten ſich noch den Weg der Unterhandlung offen erhalten, um auf dieſe Weiſe das Nöthige für ihre und ihrer Verbündeten Vortheile und Sicherheit beſorgen zu können. So wenig es ihnen angenehm ſeyn konnte, das Haus Bourbon in dem ausſchlieſſenden Beſitze dieſer ungeheuren Staaten zu ſehen; ſo wenig konnten ſie wünſchen, daß das Haus Oeſtreich ſich der Spaniſchen Monarchie völlig bemächtige. Sie hofften daher noch immer durch Verhandlungen dem Kriege vorzubeugen, und es dahin zu bringen, daß ſich Frankreich zu einer Abtretung an Oeſtreich verſtehe, Oeſtreich aber mit einer ſolchen Abtretung zufrieden ſtelle.

Ludewig der Vierzehnte ſchien itzt, nach der Anerkennung Philips, noch zuverſichtlicher darauf zu rechnen, daß er durch ein feſtes

und nachdrückliches Verfahren die Seemächte würde in Reſpekt erhalten und den Krieg vermeiden können. Er gab daher ſeinem Geſandten den Auftrag, mit den Staaten in Unterhandlungen zu treten. Die Erklärungen, womit er dieſelben eröffnete, waren in einem praleriſchen Tone und allgemeinen Ausdrücken abgefaßt, und gaben hinlänglich zu erkennen, daß man mit den Staaten ſehr bald fertig zu werden gedachte. Die Staaten übergaben ihre Foderungen, welche im Weſentlichen eine Schadloshaltung für Oeſtreich, die Entfernung der Franzöſiſchen Truppen aus dem Niederländiſchen Feſtungen und die Sicherung ihrer Handelsvorrechte, zu Gegenſtänden hatten. Mit dieſen zugleich machte auch England faſt dieſelben Foderungen.

Der Franzöſiſche Geſandte fuhr fort, mit gänzlicher Entkleidung von aller Feinheit und Behutſamkeit, in einem ſtolzen und hochfahrenden Tone zu reden. Er nannte die Foderungen übertrieben, und ſchien ſie als ungereimt, und einer Aufmerkſamkeit werth, gleich von der Hand

weiſen zu wollen. Bey nähern Bedenken aber erklärte er ſich geneigt, darüber, jedoch nur mit den vereinigten Staaten beſonders, zu unterhandeln. In der Folge ließ er ſich auch die Theilnahme Englands gefallen. Allein ſtandhaft und mit lebhaften Aeuſſerungen des Unwillens verwarf er jede Foderung einer Schadloshaltung für Oeſtreich; als gar keiner Deliberation fähig. Oeſtreich, hieß es, habe durchaus nichts zu fodern. Als die Staaten dennoch auf die Zuziehung des Oeſtreichſchen Geſandten zu den Konferenzen beſtanden, zerſchlugen ſich die Unterhandlungen. Das Bemühen des Schwediſchen Geſandten, dieſelben wieder anzuknüpfen, war vergebens; weil die General-Staaten feſt auf den letztern Foderungen beharreten und der Franzöſiſche Geſandte dieſelbe eben ſo ſtandhaft zurück wieß. Die Schriften, welche darüber ausgewechſelt wurden, enthielten eine Art von Kriegserklärung. Der Franzöſiſche Geſandte verließ auf Befehl ſeines Hofs den Haag und die Staaten rüſteten ſich, eines nunmehr unvermeidlichen Krieges gewärtig, mit erhöhter Kraft.

Dieſe Maasregeln der vereinigten Staaten zogen ähnliche in England nach ſich. Der König hatte bisher bey dem Parlamente wenig Geneigtheit, ſeine Plane und Vorſchläge zu unterſtützen, gefunden. Noch das letzte Parlament hatte für die Erhaltung des Friedens entſchieden und deshalb von dem Monarchen auf die Anerkennung Philips von Anjou, als Königs von Spanien, angetragen. Dieß ſollte, wie man damals allgemein behauptete, die Wirkung der Beſtechungs-Politik Ludewigs geweſen ſeyn. Man beſtimmte ſogar die Summe von ſechs Millionen Liver, welche er nach England geſandt habe, um ſich einen überwiegenden Einfluß in der Staatsverwaltung zu ſichern. Indeſſen beſtätigte es ſich auch hier, wie unſicher die Maasregeln der trügeriſchen Aſeer-Politik und Mittel dieſer Art ſind. Das Parlament faßte itzt auf den Vortrag der Miniſter den einmüthigen Beſchluß, in dem wahrſcheinlich bevorſtehenden Kriege alle Vertragsmäßigen Verbindlichkeiten gegen die Generalſtaaten zu erfüllen. Man beſchloß noch eine größere, als zu dieſem Beyſtande

erforderliche Rüſtung. England und die Staaten ſchloſſen ein Subſidien-Traktat mit Dännemark.

Freylich war der Krieg deshalb noch nicht beſchloſſen. Weder die vereinigten Staaten noch England ſuchten ihn. Ihre Geſandten beſuchten noch freundſchaftlich den Hof Ludewigs, und die Kriegsrüſtungen wurden nur langſam betrieben. Mit einiger Mäßigung und Aufopferung hätte Ludewig noch itzt die Seemächte höchſt wahrſcheinlich, wo nicht zur Theilnahme zu ſeinem Vortheile, doch wenigſtens zur Neutralität beſtimmen können. Hätte er die Eitelkeit Wilhelms geſchont, ihm etwa die Entſcheidung ſeines Rechtshandels mit Oeſtreich übertragen, er würde ihn, und mit ihm auch die Mehrheit in den Generalſtaaten gewonnen haben. Man weiß, wie ängſtlich Wilhelm danach geſtrebt hatte, den Schiedsrichter Europens zu machen.

Schwer dürften daher die Maasregeln, welche der Franzöſiſche Hof ergriff, mit den

Grundſätzen der Klugheit zu vereinigen ſeyn. Ludewig demüthigte die Eitelkeit des Königs und reizte den Stolz der Nation. Indem man noch die Annahme des Teſtaments und die kalte und ſtolze Zurückweiſung der Entſchädigungs-Anträge übel empfand, denunzirte man im Parlamente einen Plan des Franzöſiſchen Miniſteriums, zur Umſtürzung der Engliſchen Konſtitution. Zugleich wurde über Philip von Anjou Klage geführt, daß er, bey ſeiner Abreiſe nach Spanien, dem vertriebenen Jakob verſprochen habe: ihn wieder in ſeine Königsrechte einzuſetzen, ſobald er nur ſelbſt auf dem Throne befeſtigt ſeyn werde.

War dieß gegründet, oder ungegründet, ſtützte es ſich auf Wahrheit, oder auch nur auf Vermuthung: einen für Frankreichs Abſichten nachtheiligen Eindruck mußte es ohnfehlbar zurücklaſſen. Die Anhänger Frankreichs verlohren ihren Einfluß immer mehr: und König Wilhelm fand nach eben dem Verhältniſſe Gelegenheit und Mittel, ſeine Plane und Abſichten durchzuſetzen. Die Nation mißbilligte

billigte es nicht, daß ein Bündniß mit Oeſtreich und den vereinigten Staaten geſchloſſen, und mit letztern noch ein beſonderer Vertrag errichtet wurde; (1701.) in welchem ſich beyde Theile verſprachen, nöthigen Falls ſich mit ihrer ganzen Macht wechſelſeitig zu unterſtützen.

Der Zweck dieſes Bündniſſes beſchränkte ſich, auf Seiten der Seemächte, damals noch auf die bereits gefoderte Schadloshaltung für Oeſtreich und die nöthige Sicherheit der Gränzen und des Handels der Niederlande und Englands. Die ganze Spaniſche Monarchie dem Hauſe Oeſtreich zu erkämpfen, daran dachten die Verbündeten noch nicht. Sie konnten auch nicht daran denken, ohne das Syſtem des Gleichgewichts einem gefahrvollen Schickſaale zu überlaſſen.

Unbegreiflich iſt es daher, wie Ludewig die Reizung dadurch noch erhöhen konnte, daß er den Sohn des vertriebenen Jakobs, nach dem Tode deſſelben, als rechtmäßigen König

von England anerkannte. Mit Erſtaunen und Unwillen erzählte man ſich: Ludewig habe, ganz von freyen Stücken, ſelbſt ohne von der Frau von Maintenon dazu vermogt zu ſeyn, dem Sterbenden verſichert: er könne in Rückſicht auf den Prinzen von Wales ganz ruhig bleiben. Er erkenne ihn für den rechtmäßigen König von England. Er habe ihm darüber ſogar eine förmliche Souverainitäts-Akte ausgefertigt. Wenn Ludewig dem engliſchen Hofe nachher erklärte: dieſe Anerkennung des Prinzen von Wales ſolle dem Ryswiker Frieden auf keine Weiſe beeinträchtigen; ſo konnte dieß nur als abgeſchmackt und lächerlich, oder als eine offenbare noch größere Verhöhnung aller Verträge erſcheinen. Einen der Hauptartikel des Ryswyker Friedens machte die Anerkennung Wilhelms, als rechtmäßigen Königs von England, und der feſtgeſetzten Erbfolge der proteſtantiſchen Linie, aus. Wie konnte dieß mit jenem beſtehen; und war in dieſem etwas anders als Unſinn, oder ein Friedensbruch zu erkennen?

Man hat gemuthmaßt, Ludewig habe die Abſicht gehabt, dadurch in England einen innerlichen Krieg anzuregen, Wilhelm dadurch auſſer Stand zu ſetzen, gegen ihn mit Nachdruck die Waffen zu ergreifen. Wäre dieß gegründet, ſo würde er dadurch einen Beweiß mehr liefern, wie wenig er in die Verhältniſſe und Lage der Dinge einzudringen vermogte. Die Nation, das heißt, die überwiegende Mehrheit, fand ſich durch jene Erklärung eben ſo gereizt, wie der König. Er ſelbſt gab Wilhelm dadurch die Waffen und die Hülfsmittel, ſie mit Nachdruck zu führen, in die Hand, wodurch er ihn zu entwaffnen trachtete. Die Folge lehrte gar bald, daß ſeit jenem unbeſonnen Schritte jede Auſſicht zur Vermeidung eines Krieges gänzlich und für immer verſchwunden ſey.

3

Anfang des Krieges in Italien, zuerſt allein zwiſchen Frankreich und Oeſtreich. Verhältniſſe in Italien. Kühner Marſch des Prinzen Eugen von Savoyen mit dem erſten Oeſtreichiſchen Heere, über die Alpen. Schlacht bei Carpi, Uebergang über die Etſch und den Po. Schlacht bey Chiari. Kühnes, jedoch verunglücktes Unternehmen auf Cremona, während der Winterruhe.

Schon ehe das große Bündniß zu Stande gebracht war, hatte Kaiſer Leopold den Krieg beſchloſſen, und im Vertrauen auf baldige und zahlreiche Bundesgenoſſen, und die Hülfe Gottes, begonnen. Nur wenige Miniſter gaben bey der Berathſchlagung ihre Stimmen für den Krieg. Die Finanzkammer erklärte: daß der Zuſtand derſelben kaum erlaube, ein Korps von funfzehn tauſend Mann im Felde zu erhalten. Auch wurde erwieſen, daß nicht ohne große Beſchwerde eine hinlänglich zahlreiche Armee zuſammen gebracht werden kön-

ne. Nach dem Etat auf dem Papiere beſtand die Kaiſerliche Armee damals aus ſechs und achtzig tauſend Mann. Allein dieſe ſtanden großentheils auch nur auf dem Papiere; faſt kein Regiment war vollzählich. Dieß mäßige Heer ſollte in Italien, den Niederlanden, in Deutſchland und in Ungarn zugleich operiren. Mit wie wenigem Nachdrucke dieß unter dieſen Umſtänden geſchehen konnte, fällt von ſelbſt in die Augen.

Gleichwohl drang die Parthey, welche für den Krieg ſtimmte, durch, und der Kaiſer erklärte: „Nachdem er die Sache täglich in ſeinem Gebete Gott vorgetragen habe, fühle er einen eigentlichen innern Trieb, und eine Inſpiration zu dieſem Kriege, und könne alſo ferner an den göttlichen Willen und Seegen nicht zweifeln.“ Die Miniſter und Generale gingen freylich in ihrem gottſeligen Vertrauen nicht ganz ſo weit, als der heilige Kaiſer. Allein ſie glaubten ſich auf die Verhältniſſe in Italien, den Einfluß des Kaiſers auf das deutſche Reich und die Sorge der

Seemächte für ihr eigenes Intereſſe verlaſſen zu können. Die Folge lehrte freylich, daß dieſe Berechnung nur zum Theil auf richtigen Vorausſetzungen beruhte; alſo auch nur zum Theil — und zwar nicht ohne die Mitwirkung unvorhergeſehener Umſtände — durch den Erfolg beſtätigt werden konnte.

Der Krieg ſollte in Italien eröffnet werden. Hier mußten die von Frankreich in Beſitz genommenen Lehne des deutſchen Reichs wieder erobert werden. Unter dieſem Titel konnte der Beyſtand des deutſchen Reichs gefodert, der Krieg zu einem Reichskriege erklärt werden. — Man erkennt hierin eine Maasregel, wie ſie von Oeſtreich ſtets beobachtet, und wodurch das deutſche Reich von jeher in ſeine Privatkriege verwickelt worden iſt.

Vergeblich bemühte ſich das Oeſtreichſche Kabinet fortwährend, Mayland, Mantua, Neapel und Sicilien durch die Künſte des Negotiirens von Frankreich abzuziehn und mit

Oeſtreich zu vereinigen. Eben ſo vergebens waren dieſe Bemühungen bey Savoyen, Venedig, dem Papſt, und die übrigen kleinern und größern ſouverainen Staaten Italiens. Savoyen gehörte bereits Frankreich an. Venedig behauptete ſeine Neutralität; eben ſo Florenz und Parma, Modena erklärte ſich für den Kaiſer. Der Papſt erbot ſich zu Vermittlungen. Der Kaiſer bewieß ihm zu dem Ende, in einem weitläuftigen Memoire, ſein Recht der Erbfolge, und fügte ein Schema ſucceſſionis genealogicum als Beleg bey. Auch dieß war eine vergebliche Mühe. Der Papſt machte keinen Gebrauch davon, war nur auf ſeine eigene Sicherheit bedacht, und bemühte ſich daher vor der Hand, immer eine genaue Neutralität zu beobachten.

Indeſſen hatte ſich bereits ein nicht unbeträchtliches Franzöſiſches Heer in Italien geſammelt und mit den Spaniſchen Truppen in Mayland vereinigt. Ludewig ſandte zu deſſen Anführung den Marſchal von Catinat, den würdigſten unter den noch übrigen Zöglingen

der Turennes und Condes. Den Titel eines Oberfeldherrn führte der Herzog von Savoyen.

Catinat verſäumte nicht, ſeinen Vortheil, den Oeſtreichern zuvorgekommen zu ſeyn, möglichſt zu benutzen. Er ſorgte für die Befeſtigung der Gränzplätze und Feſtungen, und beſetzte die Zugänge und Päſſe der Alpen, um den Einmarſch der Oeſtreicher zu verhindern.

Während der Franzöſiſche Feldherr dieſe Vorkehrungen traf, hatte ſich zu Roveredo, (in Trient, etwa dreytauſend Schritte von der Etſch und vier Stunden von dem Veroneſiſchen Gebiete) eine Oeſtreichſche Armee von ohngefähr dreyßigtauſend Mann verſammelt; um von hieraus, unter dem berühmteſten Feldherrn der damaligen Zeit, dem Prinzen Eugen von Savoyen, in Italien einzudringen. Dieſer Marſch enthielt eine Aufgabe, die einem weniger kühnen und beharrlichen General und eine weniger geübte und auf ihrem Feldherrn vertrauende Armee

gar leicht gleich anfangs hätte muthlos machen können. Alle bekannte und einigermaßen gangbare Zugänge waren ſorgfältig beſetzt und an dem Hauptpaſſe hatte Catinat zwiſchen Chiuſa und Rivoli am Lago di Garda im Venetianiſchen, mit achtzehntauſend Mann, ſehr vortheilhaft ſein Lager genommen. Hier durchdringen hätte auch für eine weit zahlreichere als die Oeſtreichſche Armee nothwendig verderblich werden müſſen.

Am 20. May (1701) kam der Prinz Eugen im Lager bey Roveredo an. Am folgenden Tage rekognoscirte er den Feind von dem Gipfel des Gebürgs, wo er über die Etſch hin die Gegend bis Chiuſa und Rivalo überſehn konnte. Die Stellung des Feindes ſchreckte ihn nicht ab; aber ſie beſtimmte ihn, einen andern Weg zu ſuchen. Man erforſchte das Gebürge, erkundigte ſich bey den Gebürgs-Bewohnern. Niemand wußte mehr als zwey Wege anzugeben, unter welchen dem Feldherr allein die Wahl blieb. Der eine ſchmiegte ſich längſt der Etſch an einer

Felſenkette eng und mühevoll nach dem Veroneſiſchen Gebiethe zu; der andere hob ſich kühn und gefahrvoll über den Berg Balbi und den obern Theil der Brenta hin. Jener war der gewöhnliche: dieſer wenig gangbar und bis dahin großen Zügen, Wägen und Gepäkke für völlig unzugänglich gehalten. Auf dieſen erwartete der Franzöſiſche Feldherr alſo auch das deutſche Heer nicht, und eben deshalb wählte dieſen Eugen. Catinat war wohl auf die Idee gerathen, daß ſich Eugen einen andern Weg, als den, welchen er geſperrt hielt, über das Gebürge ſuchen dürfte. Er ließ Unterſuchungen deshalb anſtellen, erhielt aber überall die Verſicherung, daß es unmöglich ſey, mit einem Heere, auf einem andern, als dem von ihm beſetzten Wege, das Gebürge zu paſſiren. Er beſchränkte ſich alſo auch nur auf dieſen, und glaubte Italien von dieſer Seite her völlig geſichert zu haben.

Er würde dieß weniger zuverſichtlich geglaubt haben, hätte er Eugens unternehmenden Geiſt näher gekannt. Indem ſich jener

auf die bezeugte Unmöglichkeit ruhig niederlegte, waren ſchon alle Anſtalten zum Uebergange getroffen. Mehr als dreytauſend Mann arbeiteten mehre Tage mit möglichſter Anſtrengung an einer Straße, welche neun Fuß breit in die Felſen gegraben werden mußte. Dann ſetzte ſich die Armee in Bewegung. Ein Theil der Kavallerie machte das Vortreffen aus. Sie hatte Befehl, wenn ſie glücklich die Gebürge überklimmt ſey, ſich längſt der Etſch nach Legnano zu ziehen, um den Uebergang über den Fluß zu ſichern. Die übrige Kavallerie ſchlug einen Weg, links nach dem Val di Suga ein. Die Infanterie theilte ſich und ging theils über Alla, theils über Valfredo. Sie begleiteten die Dragoner. Die Artillerie und Bagage machte, unter einer hinlänglichen Bedeckung, den Beſchluß.

Nichts übertrift die Mühſeligkeiten, mit welchen das kühne Heer auf dieſem Marſche zu kämpfen; die Gefahren, welche es zu überwinden hatte. Steile Felſen mußten überſtiegen, ungeheure Abgründe durch krochen wer-

den. Nach der mühe- und gefahrvolleſten Anſträngung ſahe ſie ſich plözlich durch Klüfte und Abgründe aufgehalten. Aufs neue mußte das Leben gewagt werden, um Brükken zu bauen, oder — wo die Unzugänglichkeit auch dieß hinderte — Umwege zu ſuchen und Bahnen in den Felſen zu erbeiten. Die Reuter mußten ohne Unterlaß abſizen und, ihre Pferde leitend, Schlüfte ſuchen, zwiſchen welchen ſie einzeln, oder Einer neben dem Andern herabgleiten konnten. Die Fußgänger erkletterten ſchroffe Felſen, mit Hülfe von Fußeiſen. Alles Fahrzeug, die ſchwerſten Rüſtwagen, mußten aus einander genommen, und ſtükweiſe von den Klippen in die Thäler hinab geſenkt werden. Auf die hinabzuwindenen Geſtükke ſezten ſich die mit den Gefahren vertrauten Krieger und fuhren ſorglos und ſcherzend mit ihnen in die Tiefe. Freudiger Zuruf begleitete und empfing ſie; aber auch neue Mühſeligkeiten warteten ihrer. Ein höheres, rauheres Felſengebürge thürmte ſich vor ihnen auf. Die rauhen Wege und der Mangel an Nahrung und Pflege hat-

ten die Pferde ermüdet, oder die ſteilen und ſchroffen Gebürge wurden ihnen unzugänglich. Itzt ſpannten ſich die unermüdlichen Krieger an, und erklimmten mit dieſen Laſten Felſen, welche einzeln und ledig hinan zu erſteigen ſchon kühn und gefahrvoll genannt werden konnte.

Nie hat ein Feldherr einen kühnern Marſch gewagt; aber auch nie mehr auf den guten Muth, die Ausdauer und perſönliche Anhänglichkeit ſeiner Soldaten rechnen können. So ſehr ſich, faſt mit jedem Schritte, die Mühſeligkeiten, Beſchwerden und Gefahren häuften, ſo wenig war von Verdroſſenheit und übeler Laune wahrzunehmen. Willig und freudig kam einer dem andern zu Hülfe; munterte einer den andern auf. Mit den Mühſeligkeiten und Gefahren ſchien ſich auch der Muth und die Kraft zu vermehren. Das ungeheure Unternehmen, ſo kühn angefangen, wurde in wenig Tagen glücklich ausgeführt.

Am 28ſten May zog das Heer in völliger Ordnung durch das fruchtbare und ſchöne Veroneſiſche Gebieth einher. Auch nicht einen Mann, nicht ein Stück ſeiner Bagage, hatte es auf dem Gebürge und in den Felsklüften zurücklaſſen müſſen. Die Einwohner erſtaunten und erſchraken. Es ſchien ihnen, als ſey das Heer durch die Wolken über das Gebürge geführt. Jedermann hatte es bis daher für unmöglich gehalten, daß auch nur ein Pferd, oder das leichteſte Fahrzeug ſich auf dieſer Seite einen Weg durch das unwirthbare Gebürge bahnen könne. Und itzt ſah man aus demſelben ein Heer mit einer zahlreichen Reuterei, einer ſchweren Bagage und Geſchütz kommen und wohlbehalten und in guter Ordnung durch das Thal daher ziehn. Eugen lagerte ſich mit ſeiner Infanterie zuerſt in dem Thale Boliſella bey Broni. Einige Tage ſollten hier der Erquikkung und der Vorbereitung zu neuen Unternehmungen geweiht werden.

Mit Erſtaunen und Beſtürzung hatte der Franzöſiſche Feldherr die Nachricht von der Ankunft der deutſchen Armee in Italien vernommen. Er ſah einen Feind vor ſich, den er mit Sicherheit jenſeits der Alpen zu halten glaubte. Er ſah in ihm einen überlegenen und der kühnſten Unternehmungen fähigen Gegner. Noch war indeſſen eigentlich nichts verlohren, wenn dem Oeſtreichſchen Heere der Uebergang über die Etſch verwehrt werden konnte. Es hatte dann den kühnen und beſchwerlichen Uebergang über das Gebürge umſonſt gemacht; und nichts blieb ihm übrig, als zu verſuchen: ob es ihn mit eben ſo viel Glück wieder zurücklegen könne.

Der Franzöſiſche Feldherr machte daher alle erfoderlichen Anſtalten, dieſen Uebergang zu verhindern. Eugen hingegen bot alle ſeine Geiſteskraft auf, auch dieſe Bemühungen zu vereiteln. Er ſuchte für erſt eine genaue Kenntniß des Fluſſes zu erhalten, um den bequemſten Ort zum Uebergange auszufinden. Einer der oberſten Anführer, der Prinz

Commercy übernahm dieſen gefahrvollen Auftrag ſelbſt. In der Kleidung eines Jägers ſchifte er, von zwey Ingenieurs begleitet, faſt Angeſichts der Franzöſiſchen Armee bis nach Cologna und erforſchte ungehindert die Tiefe des Stroms. Durch den bewundernswürdigen und gefahrvollen Anfang dieſes Feldzuges und den Heldengeiſt des Oberfeldherrn war der Muth allgemein ſo belebt und erhoben, daß kühne Wagſtücke nichts ſeltenes blieben. Indem der Prinz Commercy den Fluß erforſchte, ſetzte ſich der Anführer des Vortreffens, General Palfy, mit vier und zwanzig Mann auf ein anderes Fahrzeug, um die am andern Ufer gelagerte Franzöſiſche Armee in der Nähe zu beobachten. Er kam nicht nur glücklich davon, ſondern machte noch einige Gefangene. Durch dieſe erhielt er genaue Nachricht von der Beſchaffenheit des feindlichen Lagers und den Planen und Anſtalten des Feldherrn.

Die Feindſeligkeiten waren nun begonnen, der Krieg gegenſeitig erklärt. Beyde Armeen verließen ihre Läger und zogen ſich längſt

der

der Etſch hin. Vergebens verſuchte Eugen, ſich einige am Fluſſe gelegene Venetianiſche Feſtungen zu öffnen. Die Venetianer behaupteten ihre Neutralität. Eugen ſah ſich dadurch in die Nothwendigkeit geſetzt, ſeinen Uebergang über den Fluß zu beſchleunigen. Unterhalb Carpi, bey Caſtel Baldo, wagte er es, ohnerachtet der Fluß ſehr hoch ging, eine Brücke zu ſchlagen. Am 16 Jun. ging Palfy mit einem Korps von viertauſend Mann über dieſelbe und ſtreifte gegen den Po zu. Mit dem Fluſſe treffen hier zwey Kanäle Bianco und Malapera zuſammen und bilden mit demſelben eine Inſel, Villa bona. Auch über dieſe Kanäle wurden Brücken geſchlagen, um detaſchirte Corps über zu ſetzen. Ein größeres, von zehntauſend Mann, zog ſich auf der andern Seite nach dem Po zu; mit dem Befehle, über denſelben in das Ferrariſche Gebieth einzudringen.

Der Franzöſiſche Feldherr folgte dem deutſchen Heere, ohne die Abſicht deſſelben mit Sicherheit errathen zu können. Er fühlte im-

mer mehr, daß er demſelben nicht gewachſen ſey. Seine Maasregeln wurden dadurch ſchwankend, wie ſein Urtheil; alle ſeine Anordnungen von einer ängſtlichen Behutſamkeit geleitet. Mehr auf ſeine Sicherheit als auf die Zurückdrängung des Feindes bedacht, zog er ſich mit dem größeſten Theil ſeines Heeres ſeitwärts nach dem Mantuaniſchen zu, und ſchlug bey Oſtiglia eine Brücke über den Po. Indeſſen ließ er längſt dem Fluſſe kleine Truppen Abtheilungen zur Bedeckung deſſelben zurück. Das größeſte war fünftauſend Mann, ſtand bey Carpi, einem feſten Platze, durch deſſen Beſitz der Beſitz des Stroms entſchieden wird.

Auf dieſe Art war daher auch zunächſt die Abſicht Eugens gerichtet. Von der Beſitznehmung der Etſch hing ſeine Exiſtenz in Italien ab. Um ſich dieſelbe zu ſichern, benutzte er die Vermuthung des Feindes: daß er die Abſicht habe, über den Po zu gehen. In einer finſtern und regnerichten Nacht (den 9ten Jul.) brach er auf, ſchlug, von den Franzoſen unbe-

merkt, eine Brücke über den Tartaro, und überraſchte mit Anbruch des Morgens das feindliche bey Carpi ſtehende Corps. Die kleinern Detaſchements an dem Fluſſe und Canale Bianco wurden ohne Widerſtand geworfen. Den Angrif auf das Hauptkorps bey Carpi machte das ſumpfige und mit Kanälen durchſchnittene Terain etwas ſchwüriger. Gleichwohl wurde der Sieg ſehr bald, mit einem Verluſte von mehr als achtzehnhundert Todten und Gefangenen, gegen die Franzoſen entſchieden.

Der Erfolg dieſes Treffens war, daß die Franzoſen Rivoli, Guſſolongo, Chiuſa und einige andere Plätze verließen und ſich gegen den Mincio zu, nach dem Mantuaniſchen wandten. Die Deutſchen, itzt im Beſitz der Etſch, folgten dem Feinde ebenfalls über den Mincio und bemächtigten ſich einiger feſten Plätze im Mantuaniſchen. Bey Chiari, einem venetianiſchen Städtchen am Oglio, bezog Eugen ein Lager und verſchanzte ſich in demſelben;

um mit deſto mehr Sicherheit die Bewegungen des Feindes beobachten zu können.

Der Marſchal Catinat hatte indeſſen Klagen über Klagen nach Paris geſandt, und nachdrückliche Unterſtützung gefodert. Da er ſich bereits mehr als einmal von Eugen überliſtet ſah, gerieth er auf den Argwohn, der Herzog von Savoyen ſey im geheimen Einverſtändniße mit dem Oeſtreichſchen Feldherrn. Er äußerte dieſen Argwohn deutlich genug, in ſeinem Amtsberichte an den König. Er ſcheuete ſich nicht, einſt, in einem Kriegesrathe mit mimiſcher Hindeutung auf den Herzog, öffentlich zu ſagen: hier unter uns iſt ein Verräther. Die Herzogin von Burgund, Tochter des Herzogs von Savoyen, empfand dieß Betragen des Marſchals übel. Sie führte deswegen Beſchwerden gegen die Frau von Maintenon und den Kriegs-Miniſter. Beyde äußerten ſich bereit, den Marſchal, der nur Verdienſte, keine Verbindungen bey Hofe hatte, zurück zu rufen. Der Marſchall von Villeroi, ein Strudelkopf ohne Kenntniſſe und Ruhm; aber ein

gleißender und ſchmeichelnder Hofmann, voller Eitelkeit und Anmaßung, ein Schützling der Frau von Maintenon, wurde zu ſeinem Nachfolger ernannt.

Am 22ſten Aug. kam Villeroi mit einem zahlreichen Gefolge in dem alliirten Lager an. Ihm folgte eine anſehnliche Verſtärkung. Neue und erhöhte Thätigkeit belebte mit dem neuen Feldherrn die Armee. Seine praleriſche Eitelkeit unterließ nichts, um das bereits beſchattete Verdienſt ſeines Vergängers, völlig zu unterdrücken. Um gleich etwas zu thun, muſterte er die Armee, ſchickte das Gepäck nach Lodi, verſtärkte die Beſatzung von Mantua und ließ einige Dörfer im Cremoneſiſchen, welche ſich den Deutſchen ergeben bezeigt hatten, mit Feuer verheeren.

Sein Vorgänger war Vertheidigungs-Weiſe zu Werke gegangen; Grund genug für Villeroy, ein entgegen geſetztes Verfahren zu beobachten. Am 29ſten Auguſt ließ er die Armee aufbrechen, und zurück über die Etſch

gehen. Eugen sah ihn ruhig aus seinem festen Lager zu, ohne ihn zu hindern. Er errieth die Absichten des Feindes und wünschte selbst, daß er ihn angreifen mögte. Er war entschlossen, in seiner vortheilhaften Stellung, den Feind zu erwarten, und machte sich gefaßt, ihn auf das Nachdrücklichste zu empfangen. Zu dem Ende bemächtigte er sich der Stadt Chiari, und ordnete seine Truppen, die voll Muth und Entschlossenheit wie er, den Angriff des Feindes entgegen sahn.

Am 31. August mit Anbruch des Tages erschien das Französische Heer im Angesichte des Oestreichschen. Vergebens erwartete Villeroi, daß Eugen aus seinen Verschanzungen hervorgehen, und ihm eine offne Feldschlacht liefern werde. Als nun im Kriegesrathe die Frage entstand: ob man den Feind in seinen Verschanzungen angreifen sollte? waren die Meinungen verschieden. Ruhig erwartete Eugen die Entscheidung. Sie fiel seinen Wünschen gemäß aus. Villeroi wollte große Thaten thun und der Herzog von Sa-

voyen den Verdacht der Verrätherey von ſich abwälzen. Mit der Morgenröthe des 1ſten Septemb. geſchah der Angriff auf das Lager der Deutſchen, mit furchtbarer Heftigkeit. Das Vordertreffen der Angreifer beſtand beynah aus lauter Officiren. Allein wann Vermögen Muth und Ehrgeitz gegen die mörderiſche Gewalt eines zahlreichen und unabläßig unterhaltenen Geſchützes zu ſichern? So heftig der Angriff war, ſo ſchnell und ſchrecklich wurde er zurück geworfen. Ein wüthender Feuerſtrom, aus Kanonen und kleinern Schießgewehre, raffte die Feinde, ſo wie ſie anrückten, hin. Schnell und in der größeſten Unordnung wichen ſie mehr als drey Stunden weit von der Wahlſtatt zurück; indem ſie auf derſelben gegen drittehalb tauſend Getödtete zurück ließen. Vergebens hatten die Feldherren ſelbſt die kühnſte perſönliche Tapferkeit geübt. Der unglückliche Ausgang konnte dadurch eben ſo wenig verhindert werden, als der Tadel des öffentlichen Urtheils und die Folgen dieſer entſchiedenen Niederlage. Villeroi fand zwar in dem ſcheinbar partheiiſchen Betragen der

Venetianer und dem Verdachte gegen den Herzog von Savoyen, vornehmlich aber in der Gunſt ſeiner Beſchützer leicht und glücklich genug ſeine Entſchuldigung. Der Tadel und Unwille traf daher allein den Herzog von Savoyen. Man ſah hierin eine auffallende Beſtätigung der Verrätherey dieſes Fürſten. Abſichtlich habe er, ſagte man, die Franzöſiſchen Truppen zur Schlachtbank geführt. Selbſt der König ſoll dieß geglaubt und auf die Nachricht von dieſem Treffen, den Befehl gegeben haben: die Verhandlungen, wegen der Verheyrathung einer Tochter des Herzogs mit dem Könige von Spanien, abzubrechen. Der Befehl ſey indeſſen zu ſpät gekommen; indem die Traktaten bereits abgeſchloſſen worden.

Vielleicht kann man mit mehr Sicherheit behaupten, daß der glückliche Fortgang der Oeſtreichſchen Waffen in Italien eine entſcheidende Wirkung auf den Entſchluß und die Erklärung der Seemächte gehabt habe. Als die Nachricht von dieſer Schlacht bey Chiari nach London und dem Hag kam, erfolg-

te der Abſchluß des großen Bündniſſes. Eine ſehr entſcheidende Wirkung; wenn auch nur der beſchleunigte Abſchluß des Bündniſſes als ſolche angeſehen werden kann.

Eugen war zufrieden, durch dieſe Schlacht den Uebermuth ſeines Gegners gedehmüthigt und ſeine Exiſtenz in Italien geſichert zu haben. Ruhig blieb er in ſeinem verſchanzten Lager ſtehen. Er hatte zu wenig zu wagen, und wußte zu gut, wie wenig er von Deutſchland aus erwarten durfte. Die möglichſte Schonung ſeiner Armee und deshalb die größeſte Behutſamkeit in ſeinen Unternehmungen war für ihn eine Nothwendigkeit, welche ihn gegen jeden Tadel, über Zögerung und Thatloſigkeit hinlänglich ſicherte. Auch die Franzöſiſche Armee, plötzlich in ihrer Regſamkeit gehemmt, ſtand unbeweglich in einen verſchanzten Lager bey Urago. Jeder Feldherr ſchien abwarten zu wollen, was der andere unternehmen werde. Nur die Partheygänger unterhielten die kriegeriſche Thätigkeit, durch Streifereyen und Neckereyen. Es lieferten dieſelben mehrere Bey-

ſpiele des kühnſten Heldengeiſtes, und entſchieden meiſtens ſich zum Vortheile der Deutſchen. Täglich wurden von beyden Seiten ſtreifende Partheyen zum Furagiren ausgeſandt, welche gröſſeſtentheils gegen den friedlichſten Landmann zu Felde zogen. Beſonders wurde unter dieſem Vorwande Räuberey, Druck und Erpreſſungen an den Venetianiſchen Unterthonen von beyden Seiten verübt; weil beyde Feldherren mit der Venetianiſchen Regierung unzufrieden waren. Uralt iſt die Obſervanz, nach welcher die Unterthanen büßen, was die Herrſcher verſchuldet haben, oder was ihnen nur als Verſchuldung angerechnet wird.

Endlich ſiegte die Geduld Eugens in dieſem Streite eben ſo, wie ſeine Tapferkeit und Klugheit im Schlacht-Kampfe ſtets zu ſiegen gewohnt war. Er ſchickte ſich an, in ſeinem Lager zu überwintern. — Nun, in der Mitte des Novembers, brach der Franzöſiſche Feldherr auf und ging heimlich in der Nacht über den Olio; um im Mayländiſchen und

Piemonteſiſchen die Winterquartire zu beziehen. Eugen mußte ſich die Winterquartire erſt noch erobern, wenn er ſie auf jener Seite der Alpen auſſerhalb ſeiner Erdburg nehmen wollte. Mit unwiderſtehlicher Energie drang er in das Herzogthum Mantua ein. Villeroi mußte zuſehn, wie er im erſten Angriff eine Stadt, einen feſten Platz nach dem andern eroberte. Gleichwohl war jede Eroberung Eugens ein Verluſt für die Franzoſen. Alle dieſe Plätze hatten bereits franzöſiſche Beſatzung. Die Sicherheit der Winterquartire, welche er hier ſeinen Truppen bereitete, wurde durch die Beſetzung der Modeniſchen Feſtung Berſello vollendet. Durch die Kantonirung ſeiner Armee hielt er die Feſtung Mantua völlig eingeſchloſſen. Zugleich erreichte er durch die geſchickte Vertheilung derſelben, den Vortheil, im Nothfalle ein beträchtliches Heer zuſammenziehen zu können.

So endete dieſer erſte Feldzug, der den Franzoſen gegen zwanzig tauſend Menſchen

gekoſtet, den Ruhm und den Muth der Deutſchen erhöht und dem Feinde und der Welt gezeigt hatte: daß auch bey geringer Unterſtützung und einer mäßigen Macht, alles von dem kühnen und fruchtbaren Geiſte des Oeſterreichſchen Feldherrn zu erwarten ſey. Villeroi den die erfahrenen Demüthigungen nur gereizt, aber nicht zur Selbſterkenntniß und Behutſamkeit gebracht hatten, ſuchte ſeine Beſchämung in das übel paſſende Gewand eines großſprechenden Hohns zu verhüllen. Die Eitelkeit ſpornte ihn ſtets zu kühnen Unternehmungen. Allein es fehlte ihm an derjenigen Geiſteskraft, welche die Fähigkeit zu großen Thaten gewährt. Ohne ſie ſinken die kühnſten Aeußerungen und Unternehmungen zu Rodemontaden und Abentheurer-Streiche herab. Ihn traf daher ſtets Tadel und Spott, anſtatt Ruhm und Bewunderung. Die Ausfälle ſeiner eignen Landsleute trafen ihn am heftigſten; wozu er ihnen freylich, beſonders in dieſer Zeit, durch großpralende Aeußerungen Veranlaſſung genug gab. Er werde in

dieſem Carneval drey Prinzen *) tanzen laſſen, war das Bonmot, was in der Folge ſo oft mit bitterm Spotte wiederholt iſt und was ihn ziemlich richtig charakteriſirt.

Die Aeuſerungen dieſer Art waren indeſſen nicht durchaus leere Pralereyen. Er dachte ſehr ernſtlich darauf, während des Winters noch etwas zu unternehmen, wodurch der glänzende Ruhm, den ſein Gegner ſich in dem vorigen Feldzuge erworben hatte, wo nicht vernichtet, doch durch den ſeinigen verdunkelt würde. Manche Anſchläge drängten ſich in ſeiner Phantaſie. Ueberall trat ihm die Klugheit und thätige Vorſicht ſeines Gegners in den Weg. Endlich glaubte er einen Anſchlag gefunden zu haben, der Ehre und Vortheil in einem hohen Grade gewähre und ihm für immer ein entſchiedenes Uebergewicht über ſeinen Gegner geben müſſe.

*) Die Kaiſerlichen Feldherren, Prinzen Eugen, von Commercy und Vaudemont.

Eugen hatte (den 15ten Jan. 1702) Mantua in einer förmlichen Blokade völlig eingeſchloſſen, und ſein Hauptquartier in der Abtey Sambenetto genommen. Hier ihn zu überraſchen und zu entführen, war der Anſchlag, welchen Villeroi gemacht hatte, und womit er ſich Tag und Nacht beſchäftigte. Dieſes Wagſtück ſollte von Cremona (einer befeſtigten Stadt im Mayländiſchen am Po) aus unternommen werden. Villeroi hatte daher die bereits beträchtliche Beſatzung dieſer Stadt noch verſtärken laſſen, und ſich (den 31ſten Jan.) ſelbſt dahin begeben; um die nöthigen Veranſtaltungen zu treffen.

Indem er hier anlangte, war Eugen ihm weit näher, als er glaubte und im Begriff, einen Anſchlag auszuführen, der einen neuen, und für den Marſchal höchſt beſchämenden Beweiß enthielt, wie ſehr er ihn an Talenten überlegen ſey. Eugens Plan ging auf nichts geringeres, als Cremona durch Ueberrumpelung in ſeine Gewalt zu bekommen. Dieſe Stadt war einer der wichtigſten feſten

Plätze, den die Franzoſen inne hatten; ihr Beſitz für den einen, wie für den andern Theil höchſt wichtig. Ohne denſelben konnte ſich die Franzöſiſche Armee in ihren Poſitionen nicht halten; mit denſelben Eugen gar leicht ihre Linien zerreißen, und ſie ohne Schwierigkeit ſelbſt aus dem Mayländiſchen verdrängen. Eine Beſatzung von ſieben bis acht tauſend Mann und eine Zitadell dienten der Stadt zu einer kräftigen Beſchützung. Ihre Lage machte ſie geſchickt, eine lange und hartnäkige Belagerung auszuhalten. Gleichwohl rechnete Eugen darauf, in wenig Stunden im Beſitz derſelben zu ſeyn.

Nur geheime Verbindungen konnten auf einen ſolchen Anſchlag führen; ihn einen glücklichen Ausgang gewähren. Die Ehre des erſten Entwurfs gehörte nicht Eugen; ihm blieb indeſſen die größere einer kühnen und geſchickten Ausführung. Ein Senator in Mayland, Marcheſe Pagani, ein enthuſiaſtiſcher Anhänger des Hauſes Oeſtreichs und Bewunderer Eugens verwandte ſich überall uner-

müdet für das Intereſſe des Kaiſers und die Fortſchritte der Unternehmungen in Italien. Er ſtand in Verbindung mit einem Geiſtlichen in Cremona, Nahmens Caſſoli, Propſt an der Marien-Kirche. Dieſen forderte er auf: die Bürgerſchaft für die Oeſtreichſche Armee zu gewinnen, und auf einen Anſchlag zu denken, die Stadt den Deutſchen in die Hände zu liefern. Caſſoli, ſelbſt ein Verehrer Eugens, bezeigte ſich ſehr geneigt. Er entwarf den Plan und theilte ihm den Oeſtreichſchen Feldherrn mit.

Sein Haus lag an der nördlichen Seite der Stadt, hart an der Stadtmauer. An den Keller deſſelben ſtieß eine Waſſerleitung, welche von hieraus unter den Feſtungswerken hinlief. Es war dieſelbe erſt vor kurzem, auf die Veranlaſſung Caſſolis von der Beſatzung gereinigt und nun ohne Gefahr zu paſſiren. Durch dieſen verborgenen und gänzlich unbeobachteten Gang, ſollte eine kleine Anzahl Krieger in die Stadt dringen, ſich des nicht gar weit davon entfernten Thors, aller

Hei-

Heiligen bemächtigen, und denen vor demſelben harrenden Truppen eröffnen. Ein Korps Kavallerie mußte dann in möglichſter Schnelligkeit durch die Stadt eilen, um ſich des gegenüber befindlichen Po-Thores zu bemächtigen. Hier mußte ein beträchtliches Truppen-Korps bereit ſeyn, um ſogleich einzudringen, und die Beſatzung von beyden Seiten, wo möglich noch wehrlos zu überraſchen.

Die weſentlichen und großen Schwierigkeiten dieſes Anſchlags waren nicht zu überſehen. Es mußten mehrere Truppen-Korps von der Grenze von Parma in die Nähe der Stadt gebracht werden, ohne daß man es in der Feſtung bemerkte, oder die Abſicht derſelben errieth. Schon deshalb konnte man es nicht wagen, ſie in beträchtlicher die Beſatzung weit überwiegender Anzahl herbey zu führen.

Die ungünſtige Jahreszeit, die höchſt verdorbenen Wege lieferten eben ſo viel Hinderniſſe. Das ganze Unternehmen war auf das genaueſte Zuſammentreffen aller erforderlichen

Zufälle berechnet. Es durfte nur einer eintreten, den man nicht hatte voraus berechnen können, oder einer wegfallen, oder ſich anders ereignen, als man ihn berechnet hatte; und das ganze Unternehmen war unvermeidlich verunglückt.

Indeſſen fanden ſich auch manche Umſtände, welche es ſehr zu erleichtern vermogten, wenigſtens den kühnen Helden Geiſt Eugens und ſeiner Unterfeldherren ſehr reitzen muſten. Es war ihnen nicht unbekannt, daß ſich die Franzöſiſchen Generale, ſo wie die ganze Beſatzung der größeſten Sorgloſigkeit und einem ungezähmten Vergnügen-Genuſſe überließen. Die Thore waren nur ſchwach beſetzt, die Wälle ganz unbewacht. Die ganze Nacht hindurch war kein Bewaffneter auf den Straßen anzutreffen. Alles überließ ſich einem ungezähmten ſinnlichen Genuſſe, oder dem Schlafe. Im tiefſten Frieden konnte es nicht unkriegeriſcher ausſehn, als itzt im Kriege. Von dieſen begünſtigenden Umſtänden angelockt, überſprang, die erhitzte Phantaſie die Hinderniſſe gar leicht,

und verſprach einen glücklichen Erfolg mit derjenigen Zuverſicht und Feſtigkeit, welche allein aber auch ſicher den erforderlichen Muth zu kühnen und gefahrvollen Unternehmungen gewährt.

Auf die behutſamſte und geſchickteſte Weiſe waren die vorbereitenden Anordnungen getroffen. Eugen ſelbſt hatte ſich in der Nähe von Cremona in einer Bauerhütte eingefunden, um unter ſeinen Augen (in der Nacht vom 31ſten Jan. auf den 1ſten Febr.) das Wagſtück zur Ausführung bringen zu laſſen.

Die üblen Wege hatten die Märſche der Truppen ſo aufgehalten, daß diejenigen, welche von der Südſeite, theils durch die Waſſerleitung, theils durch das geöffnete Thor, eindringen ſollten, erſt gegen Morgen an den beſtimmten Plätzen anlangten. Ohne zu raſten mußte das gefährliche Unternehmen ſogleich begonnen werden. Glücklich gelangte die kleine Schaar der Auserwählten, unter der Anführung des Geiſtlichen, auf dem ver-

borgenen Wege in die Stadt. Eben ſo glücklich bemächtigte ſie ſich des benachbarten Thors aller Heiligen. Der Anführer gab von dem Walle den auſſerhalb der Stadt Harrenden das verabredete Zeichen und mehrere Korps drangen in das geöffnete Thor, um ſich auf ihre beſtimmten Poſten zu begeben.

Bis ſo weit hatte es glücklich begonnen. Allein es waren einige Zufälle eingetreten, worauf man nicht gerechnet hatte. Es war völlig Morgen geworden, alſo ſchon Leben und Bewegung in den Straßen. Ein Regiment ſollte an dieſem Morgen gemuſtert werden, und war daher bereits verſammelt, als die Deutſchen in die Stadt eindrangen. Der Graf Kuffſtein, der den Auftrag hatte, das Haus des Vice-Gouverneurs zu beſetzen, verfehlte daſſelbe. Graf Nazari erreichte zwar glücklich das Po-Thor und beſetzte das Außenwerk, wodurch die Po-Brücke gedeckt wurde. Allein der General Scherzen, der ihn mit einem Regiment Infanterie unterſtützen ſollte, fand ſchon überall in den Straßen Widerſtand und konn-

te daher nicht an ſein Ziel gelangen. Hierdurch gewannen nun wieder zwey Irrländiſche Regimenter, die in der Nähe des Po-Thores in ihren Kaſärmen lagen, genugſame Zeit, ſich zu rüſten und den Grafen Nazari von dem Fort und dem Thor zurück zu drängen. Der übelſte Zufall aber war der, daß der Prinz von Vaudemont, der mit einem Korps von ſechs tauſend Mann Kavallerie und Infanterie ſich zu gleicher Zeit an dem gegenſeitigen Ufer des Po's einfinden ſollte, um über die Schiffbrücke in das geöffnete Po-Thor einzudringen, durch die grundloſen Wege aufgehalten, erſt anlangte, da die Irrländer ſich des Thors wieder bemächtigt, auch die Brücke in den Brand geſteckt hatten.

Indeſſen erhob ſich ein ſchreckliches Getümmel und Morden in der Stadt. Anführer und Soldaten eilten von allen Seiten, einzeln und in kleinern und größern Schaaren herbey. Auch Villeroi wurde aufgeſchreckt. Er hörte das Getümmel der Streitenden und hielt es für einen Aufſtand der Einwohner gegen die Be-

ſatzung. Schnell warf er ſich zu Pferde, befahl ſeine Papiere zu verbrennen und eilte nach der Hauptwache. Noch hatte er ſie indeſſen nicht erreicht, als er ſich umringt und in der Gefangenſchaft der Oeſtreicher fand.

Ein Schottiſcher Officier bemächtigte ſich ſeiner und führte ihn auf die bereits eroberte Hauptwache. Vergebens verſuchte er durch Verſprechungen und Beſtechungen ſich die Freyheit zu verſchaffen. Standhaft wieß der Schottländer auch die verführeriſchſten Anerbietungen zurück. Er überlieferte ſeinen Gefangenen dem General Graf Stahrenberg, der ihn aus der Stadt in Sicherheit bringen ließ.

Der Kampf war indeſſen immer heftiger, aber auch immer ungleicher geworden. Die kleine Schaar, der Hoffnung einer Unterſtützung völlig beraubt, vertheidigte ſich dennoch gegen eine dreymal größere Macht, mit einer beyſpielloſen Beſonnenheit und Beharrlichkeit. Noch immer weit entfernt, ſich für überwunden zu erkennen, oder der Uebermacht zu wei-

chen, dachte ſie nur an Sieg und Unterwerfung; und verfolgte ihr Ziel mit einer Beharrlichkeit, die wenig ihres Gleichen in der Geſchichte der Kriege und Schlachten findet.

Der Feldherr überſah von einem der Stadt-Thürme die verſchiedenen Kämpfe und konnte ſich nicht länger verhehlen, daß er mehr Urſach habe, auf die Erhaltung der Seinigen, als auf die Ueberwindung des Feindes bedacht zu ſeyn. Vergebens machte er noch einen Verſuch, die Treue der feindlichen Truppen wankend zu machen. Es waren die beyden Irrländiſchen Regimenter, denen er die Zumuthung durch einen ihrer Landsleute machen ließ. Allein ſie wieſen nicht nur trotzig jenen Antrag zurück, ſondern nahmen auch den Abgeſandten gefangen. Mit ſchwacher Hoffnung wagte der Feldherr nun noch den letzten — auch dann, wenn er glückte, unſichern — Verſuch, die Stadt zu behaupten. Er rief den Rath der Stadt zuſammen, verfügte ſich auf das Rathhaus und verlangte von ihm, daß er ſich in ſeinem und der Bürgerſchaft Namen, für den Kaiſer er-

klären ſolle. Wäre dieß in den erſten Stunden des Kampfes geſchehen, ſo dürfte es leicht geglückt ſeyn. Jetzt aber, da das Schickſaal des Streits ſo gut als entſchieden war, hatte der Magiſtrat Entſchloſſenheit genug, zu erklären: daß er es für das rathſamſte halte, erſt den Ausgang des Streites abzuwarten.

Eilf Stunden lang hatte nun das Gefecht faſt ununterbrochen fortgedauert. Die Deutſchen waren größeſtentheils mit Wunden bedeckt, ermüdet, und durch Mangel an Nahrung und Erquickung faſt gänzlich entkräftet. Erſatz war nicht zu erwarten. Ueberdieß fehlte es an Munition und Nahrung. Um einem völligen Untergange zu entgehen, blieb nichts übrig, als ſich zu einem ehrenvollen Rückzuge zu entſchließen. Auf Befehl des Feldherrn wurde er in der beſten Ordnung und unter ſtetem Gefechte nach dem Margarethen-Thore hin vollzogen. Der Feind hielt es nicht für rathſam, die Weichenden weiter als bis an das Thor zu verfolgen. Einige tauſend Schritte vor demſelben ſammelte ſich das kühne Häuf-

lein und zog ruhig und ungeſtöhrt ſeiner Straße. Es führte mehr als tauſend Gefangene mit hinweg: mußte jedoch dagegen wohl eben ſo viele zurück laſſen.

Wiewohl dieſe Unternehmung nicht der Erwartung gemäß gelungen war, ſo blieb doch die Bewunderung Europens und der Schrecken der Feinde, nicht der einzige Vortheil den Eugen von denſelben hatte. Die Gefangenſchaft des feindlichen Feldherrn, mußte man vor allen darunter berechnen, wenn es nicht Villorei geweſen wäre. Ein alter, vielfach bewährter Erfahrungsſatz lehrt, daß ein großer und geachteter Feldherr ſo viel werth iſt, als ein ganzes Heer. Eben ſo gewiß iſt es aber auch, daß der Verluſt eines unfähigen Feldherrn für Armee und Nation als ein Gewinn zu achten iſt. Aus dieſem Geſichtspuncte betrachtete man auch Villeroi's Gefangenſchaft in Frankreich. Die Spötter dankten Eugen, daß er die Armee von dieſem Hinderniſſe glücklicher Unternehmungen befreyt habe, und meinten, er habe ſeinen Siegen ſelbſt dadurch

für die Zukunft ein Ziel geſetzt. Alſo abgeſehn von dieſem — wenigſtens zweydeutigen — Vortheile, ſo verdient bemerkt zu werden: daß die Franzoſen, unmittelbar nach dem Ueberfalle Cremona's, alle Plätze an dem Oglio und das ganze Herzogthum Parma den Deutſchen überließen. Ueberdieß herrſchte Unruhe und Unordnung faſt überall. Der Nahme Eugens war um vieles furchtbarer geworden. Nirgends glaubten ſich die Franzoſen vor ihm mehr ſicher. Wenn ſie ſich auch Mühe gaben, ſeinen Rückzug als eine Niederlage vorzuſtellen, wenn ſie die Behauptung der Stadt in allen Beſatzungs-Plätzen und franzöſiſch geſinnten Städten der Lombardey als einen Sieg feyerten, ſo widerſprach dieſem dennoch ein inneres unüberwindliches Gefühl. Officiere und Soldaten empfanden, daß dieſe, wenn auch mißlungene, Unternehmung des Feindes ehrenvoller ſey, als ihr vorgeſpiegelter Sieg, den niemand dafür halten würde, wenn man ihn nicht durch das Siegs-Gepränge als ſolchen verkündete.

4

König Wilhelm III. Tod. Wirkung deſſelben auf die Staatsverhältniſſe. Betragen Frankreichs. Krieg mit den Alliirten und dem deutſchen Reiche. Anfang des Krieges. Belagerung von Landau. Die Franzoſen dringen in Deutſchland; die Alliirten in die Niederlande ein.

Wilhelm der Dritte war indeſſen unabläſſig bemüht, das große Bündniß zu entſcheidenden Maasregeln zu bewegen. In England würden die Geſinnungen immer mehr kriegeriſch geſtimmt; und in den Niederlanden, wo er perſönlich ſeinen ganzen Einfluß angewandt hatte, wurde die ernſtlichſte Zurüſtung fortgeſetzt. Die Bemühungen, welche er hier anwandte, erſchöpften ſeine letzten ohne hin ſchon geſchwächten Kräfte. Ein unglücklicher Sturz mit dem Pferde beſchleunigte ſeinen wahrſcheinlich ſchon nahen Tod. Sein Ende war wie ſein Leben, mit Ausſichten, Planen und Beſtrebungen bezeichnet, von denen er keine Erfüllung ſah. Er ſollte noch die empfindlichſte Kränkung ſeiner Eitelkeit erleben,

ohne die Genugthuung, ſie vergolten, oder ſich durch die Ausführung ſeiner kriegeriſchen Entwürfe gerächt zu ſehen. Tief empfand er es, daß Ludewig der Vierzehnte, den Sohn Jakobs des Zweyten bey dem Tode deſſelben als rechtmäßigen König von England anerkannte; und da er im Begriff war, ſich an die Spitze einer mächtigen Armee zu ſtellen, um zur Vergeltung für dieſe Beleidigung den Enkel Ludwigs vom Thron zu ſtoßen, nahm ihn der Tod hin, und verſchloß ſeine Entwürfe, wie ſeine Kränkungen im Grabe.

Durch ſeinen Tod wurde eine weſentliche Veränderung in den Staatsverhältniſſen Europens bewirkt. Die vereinigten Staaten der Niederlande waren wieder ſich ſelbſt überlaſſen. Die Parthey derer, welche dem Stadthalterthum abgeneigt waren, erhielt ein ſchnelles und wirkſames Uebergewicht. Eine ſchnelle und geſchickte Benutzung dieſes veränderten Verhältniſſes, hätte ohne Zweifel eine für Frankreichs Abſichten vortheilhafte Wirkung hervorbringen können. Mit Wihelm hatte das

große Bündniß ſeine Seele verlohren. Die neue Regentin Englands war ein Weib, die ohnehin noch eine geheime Neigung für die vertriebenen Stuarte hegte, und leicht zu umſpinnen war. Oeſtreich machte ebenfalls Anſprüche, welche mit dem Theilungstraktat, und mit dem Intreſſe der Seemächte in Widerſpruch ſtanden.

Allerdings muß es daher auffallen, daß Ludewig ſo wenig that, um aus dieſen veränderten Verhältniſſen Nutzen zu ziehen. Hatte er die Staaten von dem großen Bündniſſe abzuziehn geſucht, und die Stände des deutſchen Reichs nicht mit prahleriſchen Drohungen gegen ſich aufgebracht; ſo darf man annehmen, daß der Krieg gleich anfangs eine ganz andere, und für ihn glücklichere Wendung genommen haben würde. In Deutſchland waren die meiſten Stände nichts weniger als geneigt, Antheil an dem Kriege zu nehmen. Es entſtanden nach und nach mehrere Kreis-Verbindungen zur Neutralität. Allein das Betragen Frankreichs und die Allianz der

Kurfürsten von Bayern und Köln mit demselben auf der einen Seite und die emsigen Bewerbungen Oestreichs auf der andern, bestimmten nicht nur die benachbarten Kreise, sondern auch die Reichstags-Versammlung zu andern Gesinnungen.

Bey dem Betragen, das Frankreich beobachtete, machte daher Wilhelms Tod nicht die geringste Veränderung in dem Bündnisse und der kriegerischen Thätigkeit zur Erreichung seines Zwecks. Dieselben Personen, also auch dieselben Grundsätze behielten in dem englischen Parlamente das Uebergewicht. Sie bestimmten die Königin Anna, die Plane auszuführen, die ihr Vorgänger entworfen hatte. Eine gleiche Entschließung wurde von hieraus bey den Generalstaaten bewirkt. Der Graf von Marlborough erschien (im Merz 1702) als ausserordentlicher Botschafter und bestimmter Feldherr der englischen Landtruppen, im Haag; und bald darauf (den 15ten May) erfolgte die Kriegs-Erklärung der Verbündeten gegen Frankreich.

Die Franzoſen hatten durch die Beſatzung der Kölniſchen Städte und des Erzbisthums Lüttich die Feindſeeligkeiten ſo gut als eröffnet. Nach verſchiedenem Hin- und Herziehen belagerte die verbündete Armee Kaiſerswerth am Rhein. Vergebens machten die Franzöſiſchen Feldherren Boufleurs und Tallard verſchiedene Verſuche, die Stadt zu entſetzen. Nach einer ſehr beſchwerlichen Belagerung von einigen Monaten ging ſie auf Kapitulation über.

Während derſelben hatte Ludewig der Vierzehnte nun auch die Feindſeeligkeiten gegen die vereinigten Staaten begonnen. Er ſandte ſeinen Enkel, den Herzog von Burgund, als Oberfeldherrn zu der Armee, welche gegen dieſe beſtimmt war. Seine Ankunft ſchien die Thätigkeit derſelben jedoch mehr zu hemmen, als zu beleben. Man beſchäftigte ſich ſehr thatlos mit einem vergeblichen Verſuche, Nimwegen durch einen Handſtreich wegzunehmen: bis der Herzog von Marlborough, als Oberfeldherr der verbündeten Armee erſchien, und den gegenſeitigen Bewegungen eine erhöh-

te Thätigkeit gab. Indeſſen ereignete ſich doch, während dieſes Feldzuges, weder für den einen, noch für den andern Theil etwas Entſcheidendes. Die meiſten Vortheile hatten die Verbündeten gewonnen. Der letzte und wichtigſte war die Eroberung von Lüttich. Sie hatte jedoch, wie die vorhergehenden, nur wenig Anſtrengung und Aufopferung gekoſtet.

Gegen den Herbſt dieſes Jahres (am 28ſten Sept) war auch die Kriegs-Erklärung des deutſchen Reichs erfolgt, auch bereits eine nicht unbeträchtliche Reichsarmee am Oberrhein zuſammen gekommen. Ihre erſte Beſtimmung war: unter dem Markgrafen Ludewig von Baden, einem geübten Krieger, in den Elſaß einzudringen. Zunächſt galt es Landau. Mit der Eroberung dieſer Feſtung, die ſelbſt ihr Erbauer ſich nicht einzunehmen getraute, und itzt von einem alten tapfern und erfahrnen Krieger, dem Grafen Melac, vertheidigt wurde, mußte der Krieg allerdings auf eine höchſt ehrenvolle und wirkſame Weiſe eröffnet werden. Die Ehre dieſer Eroberung

wurde

wurde ſo hoch geſchätzt, daß der römiſche König Leopold, (der ſich zwiſchen Vater und Bruder vortheilhaft auszeichnete) ſelbſt dadurch gerührt wurde. Er drang in den Kaiſer, ihm den Oberbefehl über die Reichsarmee anzuvertrauen. Ungern bewilligte der beſorgte Vater dies Verlangen des ruhmbegierigen Jünglings, und gelobte dem heiligen Joſeph, Schutzpatron des Oeſtreichſchen Hauſes, ein Monument, wenn er ſeinen geliebten Sohn auf ſeinem gefahrvollen Zuge begleiten und ihn glücklich wieder zurückführen würde. Dieß Monument erhebt ſich auf einem öffentlichen Platze der Kaiſerſtadt, und liefert einen Beweiß, daß der Heilige die Bedingung eingegangen ſey und dem Vertrage gemäß erfüllt habe.

Als der römiſche König im Lager ankam, hatte der Marſchal Catinat ſchon einige vergebliche Verſuche zum Entſatz der belagerten Feſtung gemacht, und wiederhohlte dieſelben in der Folge, jedoch nicht mit mehrerm Glücke. Die Belagerer wurden dadurch nur noch mehr

zu einem kräftigen Angriffe angefeuert. Voll Kraft und Muth wagten ſie den erſten Sturm. Aber mit eben ſo viel Muth und Kraft wurden ſie von den Vertheidigern der Feſtung zurück gedrängt. Einige Vortheile hatten ſie gleichwohl behauptet; und gleich kühne und kräftige Angriffe erwarben ihnen bald größere. Der tapfere Melac hatte nur ſeinen und ſeiner zu geringen Beſatzung Muth zu ſeiner Vertheidigung. An allen übrigen Erfoderniſſen fing es an zu gebrechen und Entſatz und Zufuhr waren nicht zu erwarten. Auf eine ehrenvolle Kapitulation ergab er ſich und die Feſtung. Catinat mußte nun die Uebermacht der Eroberer fürchten. Er zog ſich unter die Kanonen von Strasburg zurück. Der junge König der Deutſchen, zufrieden mit dem Lorbeerkranze, den ihn die Eroberung von Landau zuwegegebracht hatte, eilte vor dem annähernden Winter triumphirend nach der Hauptſtadt zurück.

Die Einnahme von Landau hatte indeſſen ganz andere Folgen, als man vorher davon

erwarten zu können glaubte. Der Kurfürſt von Bayern, der bisher eine verſtellte Neutralität beobachtet hatte, erklärte ſich jetzt öffentlich als einen Freund und Verbündeten des Hauſes Bourbon. Er hatte in ſeinen Staaten ein beträchtliches Heer geworben und rückte mit demſelben in Schwaben ein. Theils hoffte er dieſen Kreis zu einer Verbindung mit Frankreich zu bewegen; theils das weitere Vordringen des Markgrafen von Baden zu verhindern. Für die Erreichung dieſes gedoppelten Zwecks ſchien ihm der Beſatz der Reichsſtadt Ulm eben ſo nothwendig, als für die Sicherung ſeiner Staaten wichtig. Der Anſchlag war auf einen Ueberfall gemacht; wobey auf die Hülfe der Liſt und des Glücks gerechnet werden mußte. Die Kühnheit und Geſchicklichkeit derer, welche ihn zur Ausübung bringen ſollten, entſprach der Schwierigkeit des Wageſtücks: der Erfolg alſo auch der auf dieſelben gemachten Rechnung.

Eins der Stadt-Thore, deſſen ſich faſt nur die Landleute bedienten, welche aus einis

gen nahen Dörfern dieſer Gegend Federvieh und andere Viktualien zur Stadt zu bringen pflegten, war für den erſten Angriff auserſehn. Ein Oberſtlieutenant der Garde des Kurfürſten, Nahmens Bekmann, unternahm dieſes Abentheuer, und wählte ſich zu ſeinem Beyſtande vierzig entſchloſſene junge Officirre. Einige derſelben hatten ſich an den Tagen vorher, unter allerley Verkleidungen, verſchiedene mahle in die Stadt geſchlichen; um den Beſchützungs-Zuſtand derſelben und die Geſinnungen der Bürgerſchaft zu erkunden. Sie fanden beydes ziemlich ihren Abſichten gemäß; durchaus die völligſte Ruhe in der Stadt, und keine Ahnung von dem bevorſtehenden Ueberfalle. Die Armee des Kurfürſten ſtand über acht Meilen von der Stadt. Sie hatte noch nicht die geringſte Veranlaſſung gegeben, feindſeelige Abſichten bey ihr vorauszuſetzen. In der Nacht vom 7ten auf den 8ten Sept. waren die jungen Officiere, welche das Abentheuer beſtehen wollten, und mit ihnen einige Truppen Abtheilungen zu ihrer Unterſtützung in die Nähe der Stadt gekom-

men und hatten ſich in einem Wäldgen verborgen. Sobald das Gänſethor eröffnet war, gab einer von denen, die ſich in der Stadt aufgehalten hatten, das verabredete Zeichen. Beckmann eilte nun mit ſeiner Schaar, als Bauern und Bauerinnen verkleidet, herbey, fielen über die Wache her und bemächtigten ſich glücklich des Thors. Ein Detaſchement Reuterey folgte ihnen auf dem Fuße; jeder Drajoner hinter ſich einen Infanteriſten auf dem Pferde. Die Garniſon wurde leicht überwältigt und ſchon um ſechs Uhr des Morgens ſah der Kurfürſt ſich im Beſitze der Stadt. Der Magiſtrat erhielt, auf ſeine Nachfrage, die Erklärung, daß der Kurfürſt nicht die Abſicht habe, ſeine Rechte und Privilegien einzuſchränken, oder zu vernichten. Es ſey dieſe Beſitznehmung nur eine Sicherheits-Maasregel, um ſeine Staaten zu decken, und die Kreisſtände zur Erhaltung des Ryswyker Friedens zu bewegen.

Nichts deſto weniger erhob man große Beſchwerden über dieß Verfahren. Kaiſer und Reich fanden darin eine offenbare Verletzung

des Landfriedens. Die Reichsverſammlung bezeigte ſich geneigt, den Kurfürſten als einen Reichsfeind anzuſehen und zu behandeln. Allein der Kaiſer hoffte ihn durch Schonung und gütliche Unterhandlungen ſicherer zur Unterwürfigkeit und Vereinigung mit ſich und dem Reiche zurück zu bringen. Zu dem Ende erließ er ein dringendes Schreiben an denſelben, in welchem er ihn an ſein Verhältniß zum Reiche, das nahe Familien-Verhältniß zu ihm und die Verbindlichkeiten, welche ſich daraus ergäben, erinnerte. Der Kurfürſt wieß dieſe Auffoderung durch eine Reihe von Beſchwerden zurück und machte in einem öffentlichen Manifeſt die Gründe bekannt, warum er ſich mit Frankreich gegen das Haus Oeſtreich — denn gegen Kaiſer und Reich werde er ſeine Verbindlichkeit nie vergeſſen — vereinigt habe.

Das Glück dieſer erſten Unternehmung hatte den hochfahrenden Sinn des Kurfürſten itzt über Furcht und Pflichtgefühl erhoben und weniger als je zur Bekämpfung ſeiner ego-

ſtiſchen Leidenſchaften und Bezähmung derſelben, durch Vernunft und Pflicht, geneigt gemacht. Stolze Ideen des Ehrgeizes und der Selbſtſucht drängten ſich in ſeiner Phantaſie. Es lag freilich kein Plan hell und deutlich vor ihm; aber es ſchien ihm nur deſto leichter und gewiſſer, durch Frankreichs Unterſtützung ſich über ſeine itzigen Verhältniſſe zu erheben, wohl ſelbſt durch die Verkleinerung Oeſtreichs ſeine Vergrößerung zu bewirken.

Maximilian Emanuel gehörte zu denen Menſchen, deren Geiſteskraft faſt allein in der leichten Empfänglichkeit und Lebhaftigkeit der Phantaſie beſteht. In allem, was er unternahm nur von dieſer beſtimmt, ging er auch überall leidenſchaftlich zu Werke. Empfindlichkeit und Rachſucht hatten ihn von Oeſtreich entfernt; Ehrgeiz und Gewinnſucht knüpften ihn an Frankreich. Er wäre gern ſelbſt König von Spanien geworden, und wollte nun wenigſtens bey dieſer Gelegenheit ein größerer und unabhängiger Fürſt werden; wozu ihm auch wohl blendende Ausſichten vor-

geſpiegelt ſeyn mochten. Ueberall plagten ihn Bedürfniſſe und Leidenſchaften, zu deren Befriedigung ſeine Verhältniſſe und Einkünfte nicht hinreichten. Eine eitele Prachtliebe und regelloſe Verſchwendung hatte ihn unter eine drükkende Schuldenlaſt verſenkt und ihn faſt gänzlich um ſeinen Kredit gebracht. Die Holländiſchen Negotianten, an welche er ſich in Verlegenheiten wandte, hatten ſeine Bedürfniße auf gut Kaufmänniſch benutzt; überdem noch wohl, beſonders in der letzten Zeit, Schwierigkeiten gemacht, zu der Befriedigung derſelben ihre Geldſäcke auf zu thun. Es gehörte mit unter ſeine Hauptbeſchwerden, daß der Kaiſer ihm den Brautſchatz ſeiner Gemahlin nicht ausgezahlt habe. Ueberdieß verlangte er, aber freylich vergebens, einige und dreyßig Millionen fl., als Erſatz für den Aufwand, welchen er für den Dienſt des Kaiſers in Ungarn gemacht habe. Was ſein Bedürfniß und ſeine Habſucht hier vergeblich foderte, ſpiegelte ihm ſeine Phantaſie, als von Frankreich ſchon ſicher erhalten, vor. Mit allem dem Eifer, deſſen ſeine leidenſchaftliche Ge-

müthsart fähig war, hing er daher dieſer Parthey an, und ſehnte ſich, als der Alliirte des größeſten und ruhmvolleſten Königs — ſo erſchien er ihm wenigſtens — auf dem Schauplatze des Kriegs eine glänzende Rolle zu ſpielen; zugleich Ehre und Schätze zu erwerben.

Nur die Vereinigung der Franzöſiſchen und Bayerſchen Armee konnte eine kräftige und entſcheidende Wirkſamkeit hervorbringen. Dieß war leicht zu erkennen, aber nicht ſo leicht zu bewirken. Schwierigkeiten ſchreckten indeſſen weder Ludewig noch Maximilian. Jener war zu ſehr gewöhnt, überall nur befehlen zu dürfen, um die Ausführung als Folge dieſer Befehle zu ſehn; und dieſer hatte noch zu wenig Schwierigkeiten und Hinderniſſe zu überwinden gehabt, um einen wirkſamen Begriff davon zu haben, daß an dieſen oft die feſteſten Entſchlüſſe ſcheitern und die leidenſchaftlichſten Vorſätze und Beſtrebungen nie zur Ausführung gelangen können. Ludewig war gewohnt, ſeine Befehle auszutheilen, und

die Ausführung derſelben ſeinen Feldherrnn zu überlaſſen.

Catinat, ein alter erfahrner, und durch mannigfaltige mißliche Wagſtücke behutſam gewordener Krieger, erhielt den Befehl, ſich ſo ſchnell als möglich mit dem Kurfürſten zu vereinigen und — ſchüttelte bedenklich darüber den Kopf. Er ſtand in der Gegend von Straßburg, der Kurfürſt bey Ulm und der Markgraf von Baden zog ſich, nachdem er Landau eingenommen, und von des Kurfürſten Einfall in Schwaben Nachricht erhalten, nach dem Rhein zurück. Sollte die Vereinigung bewirkt werden, ſo mußte die Franzöſiſche Armee über den Rhein gehen, ſie mußte über den Schwarzwald oder durchs Wirtenbergiſche dringen. Das Eine wie das Andere ſchien unüberwindliche Schwierigkeiten zu haben.

Alle übrigen Anführer urtheilten mit dem Marſchal hierüber völlig gleich. Nur einer machte eine Ausnahme. Dieſer wartete ſchon längſt auf eine Gelegenheit, das Augenmerk

ſeines Monarchen auf ſich zu ziehn, und durch ein kühnes Unternehmen ſich eine Oberbefehlshaber Stelle auch wohl den Marſchals-Stab zu erwerben.

Der Marquis von Villars war ein Mann von Talent, Muth und Unternehmungsgeiſt; aber auch von einer eben ſo großen Anmaßung. Seine Meinung von ſich übertraf bey weitem ſeine Talente und Verdienſte. Ein brennender Ehrgeiz hatte ihn von Jugend auf in einer ſteten Spannung erhalten. Aus einem Lande in das andere war er mit einem unabläſſigen Eifer dem krieges Ruhm nachgeeilt. Wenn man in einer Gegend ſchießt, ſagte Ludewig der Vierzehnte ſchon früher von ihm, ſo iſts als ob dieſer junge Menſch gleich aus der Erde hervor käme, um mit dabei zu ſeyn. Er hatte unter den größeſten Feldherren Frankreichs ſeine Lehrjahre gemacht, und gehörte jetzt in der That — freilich nicht zu den großen Helden — aber doch zu den fähigſten Anführern, welche damals in den ver-

ſchiedenen Franzöſiſchen Armeen kommandirten.

Sein hohes Selbſtgefühl ſagte ihm dieß täglich, und erhob ihn weit über ſeine Zeitgenoſſen; wo es ihn nicht gar jenen großen Helden, ſeinen Lehrern, gleich ſetzte. Daß ihm nicht ſchon ein Oberkommando anvertraut war, konnte er ſich nur aus einer perſönlichen Feindſchaft des Miniſters erklären. Catinat, unter dem er dienen mußte, verachtete er; oder glaubte wenigſtens von ihm, daß Alter und mislungene Unternehmungen ſeine Geiſteskräfte geſchwächt und ſeinen Muth gelähmt hätten. Er glühete daher von der Begierde, dem Könige und der Welt zu zeigen, wie ſehr ſein Genie und ſein Muth ihn über jenen erhöbe; wie ſehr er alſo verdiene, an ſeiner Stelle zu ſtehn. Die Gelegenheit war jetzt gefunden, und wurde von ihm mit Eifer und Heftigkeit ergriffen. Dem allgemeinen Urtheile zum Troz erklärte er, daß er die Ausführung des königlichen Befehls zwar für eine ſchwere Unternehmung, aber keines Wegs für unmög-

lich halte. Er verlangte, daß der Feldherr dieß ausdrücklich in ſeinem Berichte an den König bemerken ſolle. Noch nicht zufrieden damit, ſchrieb er ſelbſt an den König, und machte ſich zu dieſer Ausführung anheiſchig, dafern ſie ihm der König anvertrauen wolle.

Der König, ſchon gegen Catinat eingenommen, und allemal empfindlich darüber, wenn man der Ausführung ſeiner Befehle Schwierigkeiten in den Weg ſtellte, gab dieſen Vorſtellungen leicht Gehör. Auf ſeinem Befehl überließ der Marſchal den größeſten Theil ſeines Heers Villars und zog ſich mit dem übrigen unter die Kanonen von Straßburg.

Es war gegen das Ende des Sept. (1702) als Villars, durch ſeinen Ehrgeiz, wie durch die Umſtände geſpornt, in möglichſter Eile mit ſeinem Heere den Rhein hinunter nach Hüningen zog, um hier über den Fluß zu gehen. Von der andern Seite eilte mit eben der Emſigkeit der Marggraf von Baden von Landau her, um ihm zuvor zu kommen. Es

war ihm geglückt. Als ſich Villars Hüningen nahte, hatte der Markgraf bereits dieſer Stadt gegen über ein feſtes Lager bezogen, in das naheliegende Meuburg eine Beſatzung gelegt, und durch abgeſonderte Korps ſich der Päße des Schwarzwaldes bemächtiget. Auf den Betrieb des Kaiſerlichen Geſandten hatten die Schweitzer zur Sicherung ihrer Neutralität, und zur Beſchützung der vier Waldſtädte einen Kordon gezogen. So war auch auf dieſer Seite die Vereinigung des Kurfürſten mit dem Franzöſiſchen Heere verhindert.

Je mehr dieß die Schwierigkeiten für Villars häufte, deſto mehr ſpornte ihn ſein Ehrgeitz, wenigſtens zu zeigen, daß er keine Schwierigkeit ſcheue. Angeſichts der Reichsarmee und gleichſam ihr zu trotzen, ließ er eine Brücke nach der Rheininſel, und von dieſer wieder nach dem gegenſeitigen Rheinufer ſchlagen. Die Zerſtörungen, welche das feindliche Feuer von Zeit zu Zeit anrichtete, ſchreckten ihn nicht ab. Er wartete nur auf die Nachricht, daß die Bayerſche Armee auf

dem Schwarzwalde angekommen ſey, um den Uebergang zu verſuchen.

Allein dieſe Nachricht erwartete er vergebens. Die Bayern fanden alle Zugänge zu dem Schwarzwalde in Beſitz genommen und tapfer vertheidigt. Sie wandten ſich nach der Schweiz zu und ſtießen hier auf den Berner Kordon. Sie zogen ſich daher zurück und überließen Villars, ein Gleiches zu thun.

Villars wartete vergebens eine Zeitlang auf eine Nachricht, die er nicht erhalten konnte. Eine hohe Ungeduld ergrif ihn. Er faßte den Entſchluß, den Prinzen Ludewig aus ſeiner Stellung und ſeinen Vortheilen zu vertreiben: es koſte auch, was es wolle. Konnte er ſich unbemerkt des Städchens Neuburg bemächtigen, und von dortaus einen Theil ſeines Heers über den Fluß ſetzen, dann mußte der Prinz Ludewig ſein Lager verlaſſen, das übrige Franzöſiſche Heer gieng dann ungehindert über die Brücke. Villars faßte das deutſche Heer in die Mitte, ſchlug es, und der Paß über den

Schwarzwald zur Vereinigung mit dem Kurfürſten war offen und geſichert.

Dieß war der Plan, den er unverzüglich und anfangs von dem Glücke begünſtigt zur Ausübung zu bringen ſuchte. Halb durch Verrath, halb durch Gewalt bemächtigten ſich die Franzoſen ſchnell und glücklich des Städtchen Neuberg. Hier, fünf Stunden von den Deutſchen und Franzöſiſchen Hauptlagern, konnte leicht ungehindert eine Brücke geſchlagen und ein beträchtlicher Theil des Heers übergeſetzt werden.

Der Marggraf ſah ſich durch die Nachricht von dieſem Unternehmen ſeines Gegners auf das unangenehmſte überraſcht. Zugleich erfuhr er, daß die feindliche Armee durch zehn tauſend Mann verſtärkt ſey. Er hingegen war durch die Beſatzung des Schwarzwaldes und andere abgeſonderte Korps beträchtlich geſchwächt. Er beſchloß daher zurück und einer Verſtärkung entgegen zu gehn, von deren Annäherung er unterrichtet war. Er bewirk-

wirkte dieſen Rückzug ſo geſchickt und glücklich, daß er dem franzöſiſchen Heere, von demſelben unaufgehalten, vorüber kam. Villars, der indeſſen ſein ganzes Heer übergeſetzt hatte, folgte ihm mit Eilzügen, erreichte einen Theil des Heers und nöthigte es durch ſeinen Angriff zu einem Treffen. Der Kampf war von beyden Seiten gleich hitzig; eine Zeitlang blieb die Entſcheidung zweifelhaft. Villars, den die Hoffnung eben ſo ſchnell verließ, als ſie ihn heftig ergeiff, gab ſchon alles auf. Die Franzöſiſche Infanterie floh, und der Feldherr rief verzweifelnd: wir ſind verlohren! Der Marggraf ſetzte ſeinen Rückzug fort, und nun rief Villars eben ſo ungeſtüm, mitten unter dem Getümmel der Flucht ſeiner Soldaten: Sieg! Sieg! Es lebe der König! Die Soldaten riefen ebenfalls Sieg! Es lebe der König! und ſetzten ihre Flucht nun noch emſiger fort.

Ohnerachtet der faſt gänzlichen Unordnung, worin ſich ſeine Armee befand, ohnerachtet der zweydeutigen und abweichenden Nachrichten, welche von dieſem Treffen im Publikum

erſchienen, behauptete doch Villars einen vollendeten Sieg davon getragen zu haben. Gleichwohl bezeigte er keine Luſt, ſich noch einmal mit dem Markgrafen zu meſſen, als dieſer ſich bey Staufen ſetzte, und durch das Korps des General Stirum verſtärkt, ihm von neuem ein Treffen anzubieten ſchien. Eben ſo wenig bezeigte er Luſt, gegen den Schwarzwald vorzudringen. Er hatte ſeine Abſicht erreicht, das rechte Rheinufer betreten und den Marſchallsſtab erhalten. Mit einer lauten Klage, über das Außenbleiben des Kurfürſten von Bayern, ging er über den Rhein nach dem Elſaß zurück, wohin ihm der Markgraf folgte. Die Winterruhe ſetzte hier der gegenſeitigen Thätigkeit fürs erſte das Ziel.

5.

Verlegenheit des Kurfürsten. Villars geht wieder über den Rhein. Vergeblicher Versuch, sich mit dem Kurfürsten zu vereinigen. Der Kurfürst wird von den Kaiserlichen angegriffen und vertheidigt sich mit Glück. Unvorsichtige Schritte, und Verlegenheit. Villars geht zum drittenmale über den Rhein und bewirkt endlich die Vereinigung. Uneinigkeit der Feldherren. Maximilians unglücklicher Zug nach Tyrol. Vendome, Feldherr der Italiänischen Armee; dessen ebenfalls vergebener Zug nach Tyrol. Abfall des Herzogs von Savoyen, und Vereinigung mit dem grosen Bündnisse. Krieg in Flandern, am Rhein und an der Donau bis in den Herbst 1703.

Der Kurfürst von Bayern fand sich durch den Rückzug Villars sehr in seiner Erwartung getäuscht. Er fühlte sich allein zu schwach, einen mächtigern Feinde zu widerstehen, dessen Angriff er täglich erwarten mußte. Bisher

hatte man Kaiſerlicher-Seits immer noch verſucht, ihn auf dem Wege der freundſchaftlichen Unterhandlung wieder zu gewinnen. Die Bitten ſeiner Gemahlin, der Rath ſeiner Miniſter, die Stimme ſeiner Unterthanen, und ſeiner Staaten Erhaltung forderte ihn unabläſſig und dringend auf, den friedlichen Vorſchlägen Gehör zu geben. Allein die Ueberredungen der Franzöſiſchen Politik wirkten auf ſeine Leidenſchaften und dieſe umnebelte ſeine kurzſichtige Vernunft täglich mehr. Er ſah nicht, daß Frankreich ihn und ſeine Staaten zu einem Opfer ſeines Intereſſes beſtimmt hatte. Er merkte nicht, was jedermann deutlich erkannte, daß Ludewig den Kaiſer durch ihn in Deutſchland zu beſchäftigen dachte, um in Italien und den Niederlanden deſto nachdrücklicher wirken zu können; daß er nur deshalb die Schlingen des Ehrgeizes und Intereſſes immer feſter um ihn zuſammenzuziehen ſuchte. So glaubt die kurzſichtige Selbſtſucht, indem ſie betrogen wird, ſtets die Betrügende zu ſeyn. Maximilian wollte Ludewig zu ſeinen Zwecken leiten, und ließ darüber unbemerkt, daß er ſelbſt längſt ein

Werkzeug in der Hand jenes ſey. Die Sorgfalt, welche Ludewig zeigte, ihn zu erhalten und zu unterſtützen, nahm er thörigt für einen Beweis der hohen Schätzung ſeines Werths. Das Bündniß war itzt enger gezogen, als jemals; ſeine Abneigung, ſich mit dem Kaiſer zu verſöhnen, ſtärker als jemals. Taub gegen allen Rath, alle Zuredungen und Bitten drang er bey Ludewig auf die Vereinigung der Franzöſiſchen Rhein-Armee mit der Seinigen. An Villars erging der wiederhohlte Befehl, aufs Neue über den Rhein zu gehn, um dieſe Vereinigung ſo bald als möglich zu bewirken.

Mit der erſten Regung des Frühlings (1703) erhob ſich auch Villars und ging bey Hüningen über den Rhein. Der Marggraf von Baden ſowohl als der Kurfürſt glaubten, daß er itzt ſogleich die Vereinigung mit letzterm verſuchen werde. Allein Villars wandte ſich nach Kehl zu. Er nahm dieſe Feſtung weg, ehe man ihr zu Hülfe eilen konnte. Durch den Beſitz derſelben hofte er ſich den Eingang in Deutſchland geſichert zu haben. Allein der

Marggraf, der Vorwürfe darüber hören mußte, daß er die Festung nicht besser geschützt und die Absichten seines Gegners nicht glücklicher errathen hatte, wandte alles an, sein weiteres Eindringen in Deutschland zu verhindern. Ueberall wo sich Villars hinwandte, fand er die Zugänge versperrt. Das schlechte Wetter und die vergeblichen Versuche durchzudringen, ermüdeten und schwächten sein Heer, und verbreiteten Unlust und Mißmuth unter demselben. Endlich sah er sich genöthigt wieder über den Rhein zurück zu gehen und seine alte Stellung bey Strasburg einzunehmen.

Durch diese mißlungene Unternehmung wurde Maximilian Emanuels Lage um vieles mislicher. Seine Nachbaren, die Fränkischen und Schwäbischen Stände, fingen an sich gegen ihn, zu ihrer eigenen Sicherheit, zu rüsten. Vergebens trug er hier auf eine Neutralität an; vergebens wiederhohlte er bey der Reichs-Versammlung seine Versicherung, daß er gegen Kaiser und Reich keine feindliche Absichten hege, indem er nur mit Oestreich eine

Privat-Angelegenheit auszumachen habe. Allein Anträge, ſelbſt ſein Geſuch um Vermittlung der Reichsverſammlung kamen itzt zu ſpät. Die Unterhandlungen mit Oeſtreich waren abgebrochen, und eine Kaiſerliche Armee unter Anführung der Generale Schlik und Styrum näherte ſich täglich mehr. Itzt mußte er ſeine Vertheidigung mit den Waffen in der Hand verſuchen. Einige Vortheile, welche er anfangs erlangte, belebten ſeinen Muth und erhöhten ſeine Phantaſie. So kleinmüthig er vorher geweſen war, ſo anmaßend und unternehmend wurde er itzt. Klugheit und Vorſichtigkeit entfernten ſich nach eben dem Verhältniſſe von ihm, als ſein Muth wuchs. Seine Verwegenheit ging ſo weit, daß er es wagte, die Stadt Regensburg einzuſchließen, um die Reichstags-Verſammlung durch Zwang für ſeine Abſichten zu beſtimmen. Er verlangte die Donau-Brücke beſetzen zu dürfen, um der Oeſtreichſchen Armee hier den Weg zu verſperren. Als ihm dieß endlich bewilligt wurde, ging er noch weiter und wollte eine Beſatzung in die Stadt legen. Nun erhob ſich die Bürger-

ſchaft, die ſchon längſt ſich höchſt unzufrieden mit der Nachgiebigkeit der Reichsverſammlung bezeigt hatte. Die Glieder der Reichsverſammlung entfernten ſich zum Theil; alle erhoben laute Klagen über das völlig konſtitutionswidrige Verfahren des Kurfürſten, welche in allen Kreiſen Deutſchlands mit einem verſtärkten Echo wiederhallten.

Die Folgen dieſes unbeſonnenen Schrittes brachten ihn indeſſen bald nachher wieder zu einiger Beſinnung. Die Erbitterung, welche dadurch im ganzen Reiche gegen ihn bewirkt wurde, erinnerte ihn, wie wenig er gewonnen haben würde, wenn auch alle ſeine Forderungen bewilligt wären. Er mußte befürchten, daß das ganze Reich ſich zur Rache der erlittenen Beſchimpfung vereinigen würde — und immer noch war er allein und konnte nur mit aller Anſtrengung ſich gegen die mäßige Oeſtreichſche Armee vertheidigen. Dringender als je mußte er daher die Vereinigung mit dem Franzöſiſchen Heere wünſchen. Die Nachricht von Villars abermaligen Ueber-

gange über den Rhein (den 13ten April) ihm alſo äußerſt willkommen ſeyn.

Freylich war die Vereinigung dadurch noch nicht vollbracht. Auf der einem Seite verſperrte dem Franzöſiſchen Heere der Marggraf von Baden den Weg; deſſen Beharrlichkeit und Wachſamkeit er mehr als einmahl ſchon erfahren hatte. Auf der andern Seite ſtand ihm das ohnehin ſchon furchtbare, auch mit feindlichen Truppen beſetzte Gebürge des Schwarzwaldes entgegen. Zweymal war dieſe Vereinigung gewagt und zweymal vergeblich. Villars ganze Feldherrn Ehre hing itzt an dieſer Unternehmung. Mit aller Kraft verſuchte er daher zuerſt ſich den Weg über den Marggrafen von Baden hin, durch die Linien bey Biel in das Wirtenbergiſche zu eröffnen. Drey Tage lang kanonirte er die Verſchanzungen des Deutſchen Heers, ohne im geringſten ſeinem Zwecke näher zu kommen. Zweymal wagte er einen furchtbaren Sturm, und zweymal wurden ſeine unmuthigen Krieger mit Wunden und Tod zurück getrieben.

An der Beharrlichkeit der Vertheidiger bricht ſich auch die ſchreckliche Wuth wiederholter Angriffe. Voll Verdruß giebt endlich der Franzöſiſche Feldherr die Hoffnung auf, hier durchzudringen. Mit beträchtlichem Verluſte zieht er ſich nach Kehl zurück.

Es blieb nun nichts übrig, als einen ſchnellen Verſuch auf den Schwarzwald zu wagen. Um dieß Unternehmen zu unterſtützen, hatte ſich der Marſchall von Tallard von der andern Seite dem Marggrafen genähert, und zur Beobachtung deſſelben bey Offenburg gelagert. Villars, davon unterrichtet, wandte ſich, nach dem Kinzinger-Thale zu. Er hatte ſein Heer in zwey Abtheilungen geſondert. Die erſte führte der Marquis von Blainville, die zweyte er ſelbſt. Blainville fand nur ſchwache Beſatzungen, und wenig Widerſtand. Ohne Schwierigkeit bemächtigte er ſich der Gebürgs-Orte und drang bis ins Thal von Hornberg vor. Hier erwartete er die zweyte Abtheilung des Heeres. Die Hauptſchwierigkeiten ſchienen überwunden. Mit erhöhtem Muthe und der

ermunternden Ausſicht, ſich im Kurzen in dem ſchönſten Theile von Deutſchland für alle Beſchwerden mühſeeliger und gefährlicher Wege erquicken zu können, drang das Heer weiter vor. Im Vorüberziehn machte Villars einen Verſuch, durch Drohungen und Schrecken Villingen, einen feſten Ort an der Briege, zur Uebergabe zu bewegen. Allein die Oeſtreichſche Beſatzung war nicht ſo leicht zu ſchrecken, und Villars fand nicht für gut ſich aufzuhalten. Er eilte nach Dutlingen (den 12ten May), wo der Kurfürſt von Bayern ſeiner wartete. Sein Heer, ohngefähr dreißig tauſend Mann ſtark, hatte ein Lager bey Donauſchingen bezogen.

Bey dieſer Zuſammenkunft überließ ſich der Kurfürſt der Freude, über dieſe längſt erſehnte Vereinigung. Indeſſen fanden ſich nur zu bald Verhältniſſe und Umſtände, welche dieſe Freude um Vieles mäßigten. Männer, wie Maximilian Emanuel, und Villars, konnten unmöglich mit einander harmoniren. Beyde gleich eitel; beyde gleich voller luſtiger

Plane des Ehrgeizes und der Habſucht; beyde gleich eingenommen für ihre Ideen, gleich eiferſüchtig auf ihren Rang und ihrer Gewalt, — mußten ſie nothwendig ſehr bald und bey jeder Gelegenheit zuſammenſtoßen. Kaum hatten ſie ſich bewillkommt, ſo erhob ſich auch ſchon ein Streit über das Oberkommando des zu vereinigenden Heers. Weil man ſich nicht darüber verſtändigen konnte, kam keine völlige Vereinigung der Truppen zu Stande. Villars verlangte Ingolſtadt und Braunau mit Franzöſiſchen Truppen zu beſetzen; der Kurfürſt glaubte dies nicht bewilligen zu können. Er legte ſeine Truppen in Cantonierungsquartiere und Villars brandſchazte indeſſen in Schwaben. Es geſchah nichts von Erheblichkeit, bis Ludewig den Rangſtreit entſchieden hatte. Seine Entſcheidung ſprach dem Kurfürſten das Oberkommando zu, wenn die Armee vereinigt, und er bey derſelben zugegen ſey. Villars ſollte dann als Ludewigs Envoyers extraordinair ihm zur Seite ſeyn. An Villars fiele das Oberkommando nicht nur über die Franzöſiſchen, ſondern auch über die bey jenen befindlichen Bayer-

ſchen Truppen wieder zurück, ſobald der Kurfürſt abweſend ſey. Einem Mann, wie Villars, konnte dieſe Entſcheidung nicht genügen. Es war alſo auch in dieſem Verhältniſſe keine übereinſtimmende und kräftige Mitwirkung zu dem gemeinſchaftlichen Zwecke von ihm zu erwarten; zumal, wenn der Kurfürſt ſeine Vorſchläge nicht eben ſo unbedingt befolgte, als die Befehle eines Oberfeldherrn.

Die Berathung über die Operationen des vereinigten Heers mußten alſo nothwendig neue Streitigkeiten herbeyführen. Villars ſchlug vor, gerade nach Wien vorzudringen. Seine Phantaſie malte es ihm als leicht und glorreich vor, als Eroberer die Huldigungen der Kaiſerſtadt einzunehmen. Der Kurfürſt ſchien anfangs ebenfalls von dieſer Idee ergriffen. Indeſſen, da ſie nicht von ihm, ſondern von Villars herrührte, ſo verweigerte er ſeine Mitwirkung unter dem Vorwande, daß er ſeine eigene Staaten gegen den General Styrum vertheidigen müſſe. Villars wurde ungeduldig; beklagte ſich bey ſeinem Könige. Der

Kurfürst war ihm schon mit Klagen über Villars zuvorgekommen. Er hatte zugleich dem König eine Idee vorgelegt, die er für die Seine ausgab, und allerdings viel Anlockendes hatte. Maximilian wollte in Tyrol eindringen, um sich dieß unbesetzte Land zu unterwerfen. Der Französische Feldherr in Italien sollte ihm von jener Seite her entgegen eilen. Mit ihm vereint wollte er dann in das Herz von Oestreich dringen. Villars blieb in Bayern zur Vertheidigung dieses Theils von Deutschland, und nöthigenfalls zum Succurs zurück.

Ludewig, theils von dieser Idee ergriffen, theils um dem Kurfürsten willfährig zu seyn, entschied für diesen Vorschlag. Der Kurfürst sah nun nichts als Eroberung, Ruhm und Beute. In Tyrol stand keine Armee, kaum verdienten die wenigen Truppen, welche in den Städten und Festungen lagen, den Nahmen der Besatzungen. Was konnte ihn widerstehen? Nie hat sich ein Feldherr mit glänzendern Erwartungen auf einen Marsch be-

geben, als der Kurfürſt auf dieſen Zug nach Tyrol. Villars ſah ihm mit neidiſchen Augen nach; unzufrieden, daß ein anderer als er einen Ruhm einerndten ſollte, den er für eben ſo ſicher hielt, als der Kurfürſt, wiewohl er das Gegentheil äußerte. Ihm blieb das beſchwerliche Loos, ſich mit einem Feinde umher zu manövriren, der allen ſeinen Bewegungen und Angriffen eine eiſerne Beharrlichkeit und ſtets rege, nicht zu berückende Vorſicht entgegen ſetzte, ihn alſo zu keiner glänzenden That, nicht einmal zu einem kühnen Wagſtücke Gelegenheit und Veranlaſſung lieh.

Der Kurfürſt hatte indeſſen (den 14ten Jun.) ſeinen Zug unter lauter Glück verkündenden Ereigniſſen begonnen. Die Gränzfeſtung Kuffſtein hielt ihn nicht lange auf. Zwar äuſſerte ſich der Kommandant zu der hartnäckigſten Vertheidigung entſchloſſen. Um dieß deſto nachdrücklicher zu vermögen, zündete er die Vorſtädte an. Allein durch dieſe unglückliche Maasregel, erleichterte er dem Kurfürſten die Eroberung. Der Wind jagte die

Flamme aus der Vorſtadt über die Stadt hin, dem Schloſſe zu. Auf einmal bedeckte eine Flamme das ganze Städtgen. Schrecken, Verwirrung und Verzweiflung verbreitete ſich überall. Ein Theil der Feſtung wird von entzündeten Pulvermagazinen nieder geworfen. Die Bayern benutzen dieſe allgemeine Verwirrung, erſteigen mit leichter Mühe das Kaſtel, und der Kurfürſt ſieht in den rauchenden Aſchenhaufen des ehmaligen Kuffſteins ſeine erſte Trophäe.

Schrecken und Entſetzen ging nun von hieraus vor ihm her. Faſt ganz ohne Widerſtand langte er vor den Thoren Inſpruks, der Hauptſtadt Tyrols, an, und fand ſie bereits geöffnet. Hier ließ er ſich huldigen, nahm den Titel eines Grafen von Tyrol an. Zugleich trieb er ungeheure Kontributionen zuſammen, bemächtigte ſich, auf eine räuberiſche Weiſe, aller Sachen von Werth, und that alles, um diejenigen zu ſeinen Feinden zu machen, die er für ſeine Unterthanen erklärt hatte. Schon glaubte er in dem völligen Beſitz Tyrols zu

ſeyn

ſeyn. Von ſeinem bisherigen Glücke aufgeblaſen und voll der ſorgloſeſten Zuverſicht auf eine ſtets gleiche Unterſtützung deſſelben, brach er wieder von Inſpruk auf, und richtete ſeinen Heerzug nach dem Brenner zu.

Dieſe ganze Unternehmung, ſo wie das Betragen Maximilians bey ſeinen Eroberungen bewieſen hinlänglich, wie wenig er das Volk kannte, das er ſo ſchnell und leicht zu unterjochen dachte. Die Tyroler Landleute, ein kernhaftes, ſtolzes, muthvolles und gewandtes Volk, waren von jeher jedem Heere furchtbar, das es wagte, ſie bey ihrem väterlichen Heerde anzugreifen. Wäre von Maximilians Zuge vorher unter ihnen etwas ruchbar geworden, er würde nicht ſo weit gekommen ſeyn. Jetzt, da man ihn hinlänglich als einen Feind kennen gelernt hatte, ſollte ſeinen Fortſchritten auch bald ihr Ziel geſetzt werden. Ueberall loderten die Nothzeichen und foderten die Vaterlandsvertheidiger von allen Seiten her zu ihren Fahnen. Im kurzen war ein zahlreicher Haufen um einen erfahrenen

und muthvollen Anführer, Martin Sterzinger, verſammlet. Dieſer Biedermann glühte von Muth und Vaterlandsliebe und theilte ſeinen Landsleuten und Streitgefährten gleiche Geſinnungen in einer kraftvollen zweckmäßigen Anrede mit. Einſtimmig und mit erhöhtem Patriotismus ſchwuren ſie ihm Folgſamkeit und Ausdauer, und foderten, ohne Verzug dem Feinde entgegen geführt zu werden. Mit jedem Tage wuchs ihre Anzahl und ihr Muth. Bald geſellten ſich einige Oeſtreichſche und Schwäbiſche Officiere zu ihnen, und ordneten ihre Unternehmungen.

Plötzlich wurde der Kurfürſt aus ſeiner ſorgenloſen Sicherheit aufgeſchreckt. Ueberall, wo er durchzog, ſah er ſich von den Gebürgen herab, aus den Gehölzen und Bergklüften angegriffen und unabläßig verfolgt. Die Gebürgsjäger erreichten aus ihren Schlupfwinkeln die Vorüberziehenden in den Thälern mit ihren langen Büchſen auf fünf hundert Schritte. In den Holwegen wurden Steinmaſſen, abgehauene Baumſtämme, Erd-

ſchollen herabgewälzt. Enthuſiasmus und Nothwehr machen auf gleiche Weiſe erfinderiſch. Aus Baumſtämmen wurden Kanonen verfertigt; deren jede wenigſtens zehnmal abgefeuert werden konnte. Kein Schritt des eilenden Heers blieb von nun an ohne Spuren von Blut und Tod. Jemehr es vorwärts drang, deſto mehr eilte es dem Tode und der Zerſtörung entgegen. Ein Krieg, wie dieſer, war auch für die älteſten Krieger unerhört. Auch die Kühnſten fühlten ſich vor Schrecken und Erſtaunen auf gleiche Weiſe ergriffen.

Unter allen dieſen Mühſeligkeiten, Kämpfen und Gefahren ſetzt dennoch Maximilian ſeinen Marſch bis auf die Spitze des Brenners fort. Er hofft hier das Ende ſeiner Noth, in der Nachricht von der Annäherung Vendome's und in der Vereinigung mit ihm zugleich Sicherheit und Rache zu finden. Drey Tage harrt er in dieſer Hoffnung; allein drey Tage harrt er vergebens. Keine Bothſchaft gelangt zu ihm, keine kann von ihm eingeholt

werden. Beſtändig umgeben, beunruhigt, verfolgt, bleibt ihm nur übrig, durch einen gefahrvollen Rückzug einem ſichern und gänzlichen Verderben zu entgehen.

Unter ſteten Kämpfen, Gefahren und Verluſt eilt er und die Armee, ſo ſchnell es die rauhe und unwirthbare Gebürgsgegend erlaubt, nach Inſpruck zurück. Dieſer Rückzug, der einer Flucht glich, erhöhte den Muth der Verfolger; aber auch nicht minder die Erbitterung der Fliehenden. Blut und Tod bezeichnet jeden ihrer Schritte. Hier in den Wäldern werden die Bayern mit der höchſten Erbitterung von Bergen herab, und aus Felſenklüften herauf angegriffen, und dort üben ſie in den von Streitern verlaſſenen Dörfern an Weibern, Kindern und Greiſen die wüthendeſte Rache. Raub, Mord und Brand bezeichnet überall ihren Rückzug, und nur die Eile, womit er geſchehen muß, und die Nothwendigkeit einer ſteten Selbſtvertheidigung hält ihre Rach- und Raubſucht einigermaaßen in Schranken; begrenzt ſie wenigſtens nur auf die unglücklichen Orte, die ſie auf ihrem Wege berühren.

Durch die wilde Mord- und Raubſucht der Weichenden, wird die Rachbegierde der Verfolgenden bis zur höchſten Erbitterung perſönlich gegen den Kurfürſten gereizt. Die geübteſten Jäger verſchwören ſich wider ſein Leben. Sein prächtiger Aufzug läßt den jungen Graf Arco das erſte Opfer dieſer Erbitterung gegen den Kurfürſten werden. Man hält jenen für dieſen, der in einer Dragoner-Uniform an ſeiner Seite reitet. Mancher brave Officier hatte in der Folge noch ein gleiches Schickſaal.

Unter Verfolgung und Verluſt wird auf dieſe Weiſe das verzweifelnde Heer der Bayern von einem Orte nach dem andern zurückgedrängt. Bey Mittelwalde hat es noch einen Hauptangriff auszuhalten. Eine gänzliche Niederlage iſt die Folge des ungleichen Kampfes. In der größten Unordnung, zerrüttet und beynah um die Hälfte geſchwächt, erreichet es endlich die heimiſche Gränze. Mehr als fünftauſend Mann waren in Tyrol zurückgeblieben, mit dieſen alle die großen chimäri-

ſchen Plane ihres gedemüthigten Anführers auf Reichthum, Ehre und Eroberungen in den Felſenklüften und Gebürgswegen begraben.

Villars triumphirte itzt über dieſe gleich anfangs von ihm gemisbilligte Unternehmung; und der Kurfürſt machte ſeinem Unmuthe durch Klagen über das Ausbleiben der Franzöſiſchen Armee aus Italien Luft. Zum Theil wenigſtens war er auch freylich dazu berechtigt; wiewohl ihm hier derſelbe Vorwurf zurück gegeben wurde. Der Herzog von Vendome, ein eben ſo kühner, unternehmender Feldherr, als originaler, durch tauſend Seltſamkeiten ausgezeichneter Menſch, hatte noch Villeroi's Gefangennehmung das Kommando über die Franzöſiſche Armee in Italien erhalten. Mit ihm zugleich war eine beträchtliche Verſtärkung zu dem Franzöſiſchen Heere in Italien gekommen. Die Abſicht Ludewigs ging dahin, ihm über die Deutſchen ein entſchiedenes Uebergewicht zugeben.

Dieß hatte er auch, wenn Anzahl der Truppen, Unterſtützung an allen nothwendi-

gen Erforderniſſen, Muth und Talent des Feldherrn, ſo wie Muth und Ergebenheit den Soldaten allein ein Uebergewicht zu geben im Stande ſind. Indem Vendome ſeiner ohnehin ſchon größere Armee achtzehntauſend Mann Verſtärkung zuführte, erhielt Eugen kaum die Hälfte. Indem jener Ueberfluß an allen hatte, litte dieſer Mangel an allen; indem jener den Soldaten alles nachſah, ihnen Raub und Plünderung vergönnte, hielt dieſer ſtrenge Mannszucht und ſuchte alle Exceſſe dieſer Art ſo viel als möglich zu verhindern; indem jener mit einer mehr als noch einmal ſo ſtarken Armee den Feind überall angriff, ihn unaufhörlich beunruhigte; mußte dieſer alle Kunſt und Kraft anwenden, ſich in ſeinen Stellungen und Beſitzungen gegen jenen zu erhalten. Gleichwohl wußte ſich Eugen nicht nur gegen dieſe Uebermacht zu vertheidigen, ſondern ſich dem Feldherrn wie der Armee furchtbar zu machen.

Die Beharrlichkeit Eugens hatte Vendome endlich genöthigt, ebenfalls ein feſtes La-

ger in der Gegend von Mantua zu beziehn. Er selbst, der die Bequemlichkeit und besonders den Schlaf über alles liebte, wählte ein Landhaus in dem Dorfe Rivalta, am Mantuanischen See, zu seiner Wohnung. Sich auf die Nähe des Lagers verlassend, hatte er hier nur eine sehr geringe Bedeckung bey sich. Eugen erhielt davon Nachricht. Der Versuch zu der Entführung des Französischen Feldherrn wurde beschlossen und mit einigen beherzten Männern verabredet. In der nächsten Nacht setzten sie auf einem Kahne über den See, und kamen glücklich bey dem Landhause Vendome's an. Im Stillen bemächtigten sie sich der ersten Schildwach, und drangen, von der Finsterniß begünstigt, bis an die Hausthür. Eben waren sie in Begriff die Wache nieder zu stoßen, als ein Schuß fiel. Einer der ihrigen beging diese Unvorsichtigkeit. Die im Kahn zurück gebliebenen nahmen dieß für ein Zeichen von Gefahr und schossen ebenfalls. Nun wurde Lerm im Französischen Lager. Ein Trup Dragoner eilte herbey, die Deutschen mußten sich völlig zurück ziehn und für ihre eigne Erhaltung besorgt seyn.

Während die Armeen ſich angeſichts der Feſtung Mantua gegenſeitig in Reſpekt, aber auch in Unthätigkeit erhielten, feſſelte in Italien ein anderer Gegenſtand die Aufmerkſamkeit der ſtreitenden Partheyen. Neapel hatte zwar Philip den Fünften ebenfalls als König anerkannt. Indeſſen war hier eine größere und einflußreichere Parthey, als in einem der übrigen Staaten, welche dem Hauſe Oeſtreich anhingen. Dieſe vereinigten ſich nach und nach zu einem förmlichen Komplotte, den Erzherzog in Beſitz der Hauptſtadt und des Königreichs zu ſetzen. Sie flogen deshalb mit dem Prinzen Eugen und ſelbſt mit dem Hofe zu Wien unmittelbare Unterhandlungen. Es war bereits ein Tag zum förmlichen Aufſtande angeſetzt. Allein die Unterhandlungen waren nicht geheim genug betrieben. Der Vice König hatte noch zur rechten Zeit eine Anzeige davon erhalten, und die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Nichts deſto weniger wagten es die Verbündeten, den Erzherzog Karl zum Könige auszurufen. Sie theilten Geld und Waffen unter dem Pöbel aus, und brachen die Gefängniße

auf, um ihren Anhang und die Zahl ihrer Vertheidiger zu vergrößern. Dieſe Verzweiflungs-Maasregeln halfen indeſſen nur wenig. Die wilden Haufen wurden bald zerſtreut, ihre Anführer verjagt und die Ruhe leicht und glücklich wieder hergeſtellt.

Indeſſen waren hier ſo wie in den übrigen italiäniſchen Staaten, immer noch viele Unzufriedene. Im Stillen predigten dieſe die Lehre: daß kein Teſtament für die Nation zur Verbindlichkeit werden könne, einen König anzuerkennen, den ſie nicht wollten; daß es nur von ihr abhinge, durch freye Wahl einen andern Regenten zu beſtimmen. Die Statthalter und Anhänger des Hauſes Bourbon glaubten, dem ſchädlichen Einfluſſe ſolcher Lehren ſey am leichteſten und ſicherſten durch die Gegenwart des Königs ſelbſt zu begegnen. Ihr ſchrieben ſie die Ruhe zu, welche bisher in Spanien geherrſcht hatte. König Philip war ſelbſt ſehr geneigt, eine Reiſe nach Italien zu unternehmen. Auch träge und kraftloſe Menſchen werden zuweilen von

einem flüchtigen Enthuſiasmus angegriffen. Seine Fieberhafte Phantaſie war auf einmal von einer ſchnell aufwallenden Ruhmſucht ergriffen. Er wollte ſeine Armee ſelbſt kommandiren, ſich ſeine Staaten, wie ſeinen Ruhm ſelbſt erwerben. Ludewig der Vierzehnte bewilligte das Geſuch ſeines Enkels, ohnerachtet die Spaniſchen Großen ſeiner Parthey, beſonders Portocarero, ſehr unzufrieden darüber waren.

Im Frühjahr des Jahres 1702 landete der junge König zu Neapel, ließ ſich huldigen und eilte dann nach dem obern Italien. Von einer kindiſchen Ruhmſucht ergriffen, ließ er Vendome entbieten, daß er ja nicht eher ſchlagen ſolle, als bis er ſelbſt bey der Armee angekommen ſey und das Kammando übernommen habe.

Seine Ankunft konnte weder dem Herzog von Sovoyen noch dem Herzog von Vendome angenehm ſeyn. Indeſſen ſchickte man ſich in die Zeit, und machte Anſtallt, endlich etwas

Entſcheidendes zu unternehmen. Die Franzöſiſche Armee war über achtzigtauſend, die Oeſtreichſche nicht über vier und zwanzigtauſend Mann ſtark. Indeß Eugens Nahme galt für eine zahlreiche Armee. Vendome wagte es nicht, ihn in ſeinen verſchanzten Lager anzugreifen. Durch geſchickte Manöver und Märſche ſuchte er ihn aus demſelben hervor zu locken. Es gelang ihm: eine Folge davon war die Aufhebung der Blokkade von Mantua und die Schlacht bey Luzare.

Nicht leicht iſt eine Schlacht mörderiſcher geweſen als dieſe (15ten Aug.). Es ſchien, als habe der Franzöſiſche Feldherr, im Gefühle ſeines Uebergewichts, Eugen ſeit einiger Zeit faſt gänzlich auſſer Acht gelaſſen. Er hatte Reggio und Modena weggenommen, und zog nun nach Luzare; in welchem noch eine Oeſtreichſche Beſatzung lag. Er hatte nicht einmahl erfahren, daß Eugen über den Po gegangen war, und ſich ihm mit ſtarken Schritten näherte. Sorgenloß ſchickte ſich die Armee an, bey Luzare ein Lager aufzuſchlagen.

Eugen, hievon unterrichtet, faßte den Entſchluß, dieſe Gelegenheit zu benutzen. Während der Zeit, daß die Armee ſich mit dem Aufſchlagen des Lagers beſchäftigte, wollte er ſie überfallen. Alles war dazu vorbereitet. Ein Damm verbarg ſein Heer dem anrückenden Feinde. Schon rückten die erſten Truppen-Züge ins Lager, als ein Zufall die Nähe und Abſicht des Deutſchen Heers entdeckte.

Sobald Eugen dieß gewahr wurde, ließ er den Angriff gebieten. Furchtbar ſtürmten die Deutſchen über den Damm hin, in das Franzöſiſche Lager; und mit ihnen allgemeines Schrecken und Verwirrung. Es war ſechs Uhr Abends, als der Angriff geſchah. Der Franzöſiſche Feldherr verſäumte nichts, um ſein Heer zu einem kräftigen Widerſtande zu ordnen, und ein fürchterliches und dauerndes Morden begann. Ströme von Blut färbten den Boden; über Haufen von Leichen mußten ſich die Streiter erreichen. Immer wilder, immer hartnäckiger wurde der Kampf. Nun

gerieth der rechte Flügel der Franzoſen in Unordnung und begann zu weichen. Der linke Flügel hatte bald daſſelbe Schickſal; was auch Vendome anwandte, um ſeine Truppen zum regelmäßigen und beharrlichen Widerſtande zu bewegen. Vergebens ermunterte er ſie durch Zuruf, und Reizungen. Vergebens ſtürzte er ſich ſelbſt in die Reihen der Feinde; um durch ſein Beyſpiel zum Nacheifer aufzumuntern. Das Andringen der Deutſchen war unwiderſtehlich; ſie behaupteten das Schlachtfeld.

Noch war indeſſen das Treffen nicht beendet, als die Nacht ſich auf beyde Heere herabließ. Mit ihr verbreitete ſich die ſchrecklichſte Verwirrung durch den Kampf. Niemand erkannte mehr Freund und Feind. Der Nacht zum Troz wurde der wüthende Kampf noch eine Stunde lang fortgeſetzt; bis endlich die Feldherren, um das Verderben beyder Heere, zu verhüten, ſich genöthigt ſahn die Streiter abzurufen.

Eugen behauptete den Kampfplatz, und mit ihm den Sieg. Die Franzöſiſchen Feldherren feierten denſelben jedoch ebenfalls. Sie nahmen Luzara und einige andere Plätze, ohne daß es Eugen hindern konnte, oder wollte, und bewieſen damit ihre Anſprüche auf den Triumpf. König Philip hatte dem Treffen beygewohnt und Beweiſe von perſönlichem Muthe gegeben. Ihm ließ man die Ehre, den erſten Bericht von dieſem anmaßlichen Siege an ſeinen Großvater zu ſenden. Er ſchrieb davon mit der Ruhmräthigkeit eines unerfahrnen und prahleriſchen Jünglings. Der Herzog von Vendome, ruhmräthig wie er, aber mehr fähig ſeinen Gegner zu ſchätzen, fühlte das Nichtige dieſes Siegs. Er wagte es nicht zu ſagen: Eugen ſey beſiegt, auch nicht: er ſey zurück gewichen. Er ſchrieb blos: er habe ſich zurück gezogen. Zu Verſailles erregte dieß ſo viel Freude, als man über einen glänzenden Sieg, über einen andern Feldherrn kaum empfunden haben würde. Man fürchtete und achtete Eugen auf gleiche Weiſe.

Nach dieſem Treffen ſtanden die beyden Feldherren wieder gegen einander über; keiner wagte den andern an zu greifen, bis die ſinkende Jahreszeit es beyden für dieſen Feldzug unterſagte. Während der Winterruhe überließ Eugen das Kommando dem Grafen Guido von Stahrenberg, und begab ſich nach Wien, um wo möglich, kräftigere Unterſtützung für ſein Heer auszuwirken.

Es war dieß die dringendſte Nothwendigkeit, wenn man in einem neuen Feldzuge gegen einen überlegenen Feind nicht alles verlieren wollte. Der Kaiſer machte den Prinzen Eugen zum Präſidenten des Hofkriegsraths. Es war dieß das Wirkſamſte, was er für die Unterſtützung ſeiner Armee thun konnte, denn ſchon damals war der Hof-Kriegsrath ziemlich unabhängig von dem Willen und dem Einfluſſe des Monarchen. Eugen ließ die Vortheile, welche ihm die neue Ehrenſtelle gab, nicht unbenutzt. Mehrere Verſtärkungen gingen nach und nach zur Armee in Italien ab. Für die Verpflegung der Armee konnte er

weniger thun, da die Zufuhr durch die Franzöſiſche Armee gehindert wurde. Der Graf von Stahrenberg hatte alſo beſonders durch die Abhülfe dieſes Bedürfniſſes Gelegenheit, ſein reiches Genie und ſeine Ausdauer zu entfalten und zu zeigen.

In der That bewies dieſer Feldherr auch, daß er ſeines Vorgängers nicht unwürdig ſey. Er hatte ſich am Po und der Secchie ſo gut verſchanzt, daß alle Verſuche Vendome's, ihn aus dieſer Stellung zu vertreiben, mißglückten. Einen noch weit hartnäckigern, ſchwierigern und gefahrvollern Kampf hatte er mit dem Mangel an den nothwendigſten Bedürfniſſen zu beſtehen. Die Zufuhr aus Deutſchland war ihm durch die Franzöſiſche Armee gänzlich abgeſchnitten, was ihm von der Seeſeite hätte zugeführt werden können, fingen feindliche Kaper auf. Er konnte alſo nur auf Zufälle rechnen; mußte oft das Nothwendigſte entbehren, und dennoch wußte er bey ſich und ſeinem Heere eine Ausdauer zu erhalten, welche nur wenig Beyſpiele ihres Gleichen in der Geſchichte zeigt.

Eben beſchäftigte ſich Vendome mit einem neuen Plane, die Deutſchen völlig zu Grunde zu richten, als er den Befehl erhielt, ſich zur Vereinigung mit dem Kurfürſten von Bayern nach Tyrol zu begeben. Vendome empfing dieſen Befehl mit der lebhafteſten Unzufriedenheit. Durch den fortwährenden hartnäckigen Widerſtand des kleinen faſt hülfloſen Oeſtreichſchen Heers war ſein Ehrgeiz je länger je mehr gereizt. Eben itzt ſtand er, ſeiner Vorſtellung nach, im Begriff, daſſelbe auf einmal und gänzlich zu Grunde zu richten. Und gerade itzt ſollte er ablaſſen, um in einem ihm unbekannten Lande einem Abentheuer nachzuziehn, was ihn nicht intereſſirte, weil er die Idee dazu nicht empfangen hatte, und was ihn jeder, der mit dem Lande und ſeinen Bewohnern bekannt war, als gefahrvoll und mißlich ſchilderte. Langſam und verdroſſen zog er daher, mit einem Theile ſeines Heers, durch das Venetianiſche hin, und ſandte Kurire auf Kurire nach Paris, um die Zurücknahme des Befehls zu erlangen. Ueber dem Warten auf Antwort verlor er die Zeit,

und verſäumte das Zuſammentreffen, wann und wo es vielleicht noch hätte von Erfolg ſeyn können. Die Einwohner der Terra Ferma, durch welche er hinzog, mußten ſeinen Unmuth empfinden; ohne doch im Mindeſten nur die Veranlaſſung davon zu ſeyn. In Betrachte des eigentlichen Gegenſtandes blieb ſein Unmuth, wie ſeine Vorſtellungen ohne Erfolg. Die Antwort von Paris kam an, und enthielt — eine Beſtätigung des Befehls und eine Erinnerung, ſeinen Marſch zu beſchleunigen.

Nun wandte er ſich nach Tyrol zu, bemächtigte ſich verſchiedener Orte und feſten Plätze, und drang ohne erheblichen Widerſtand bis nach Trient vor. Er foderte von dieſer Stadt eine Kontribution und den freien Uebergang über die Etſch. Beydes wurde ihm ſtandhaft verweigert. Ein ſchwaches Bombardement ſetzte die Ausdauer der Stadt auf keine erhebliche Probe. Man erkannte hieran, wie an allem, was dieſen Zug betraf, das geringe perſönliche Intereſſe, das der Feldherr an demſelben nahm. Es war noch keine ernſtlichere

Maasregel genommen, als die Nachricht von der Annäherung eines Oeſtreichſchen Hülfskorps, unterdem General Heiſter eintief, und ein Kurier aus Italien neue Zeugniſſe gegen den Herzog von Savoyen und den Befehl, wieder denſelben feindſelig zu verfahren, überbrachte. So langſam der Hinzug geweſen war, ſo ſchnell erfolgte itzt der Rückzug. In wenig Tagen (d. 17ten Sept.) hatte Vendome ſich ſchon wieder mit dem zurückgelaſſenen Theile ſeiner Armee vereinigt. Von der verunglückten Expedition war nun um ſo weniger die Rede, da die wichtigen Veränderungen der Verhältniſſe in Italien, und die Kriegsereigniſſe in den Niederlanden, Deutſchland, und an den Spaniſchen Küſten der Beobachtung unaufhörlich neue Gegenſtände darboten.

Das längſt ſchon geſpannte Verhältniß zwiſchen Frankreich und Savoyen war bey Gelegenheit dieſer Expedition völlig zerriſſen. Der Herzog hatte ſeine Truppen zu dem Zuge nach Tyrol verweigert; und zwar unter dem Vorwande, daß die Zumuthung vertragswi-

drig ſey. Dieſer verbinde ihn nämlich nur zur Vertheidigung der Staaten des Königs von Spanien; keineswegs aber zum Angriff der Erblande des Kaiſers. Als man franzöſiſcher Seits dennoch darauf beſtand und die Unternehmung vor ſich ging, zog er ſeine Truppen von der Armee zurück. Ludewig fand darin eine auffallende Beſtätigung ſeines Verdachts gegen ihn. Da überdieß von geheimen Unterhandlungen des Herzogs mit Oeſtreich manches nach Verſailles gelangte, ſo foderte er die Beſetzung einiger Piemonteſiſchen Feſtungen mit Franzöſiſchen Truppen. Auch dieß verweigerte der Herzog. Nun hielt Ludewig die Treuloſigkeit des Herzogs für entſchieden, und gab Vendome den Befehl, die in Mayland befindlichen ohngefähr 3400 Mann Savoyiſche Truppen zu entwaffnen und zu Kriegesgefangenen zu machen. Zugleich ließ er den Savoyiſchen Geſandten in Paris feſtſetzen.

Der Herzog erwiederte dieß durch eine gleiche Behandlung aller Franzoſen in ſeinen Staaten. Auch an den Franzöſiſchen Geſand-

ten zu Turin übte er das Vergeltungs-Recht. Die Franzöſiſchen Schiffe in den Häfen von Nizza und Villa Franca ließ er mit dem Embargo belegen und jedes in ſeinen Staaten befindliche Franzöſiſche Eigenthum konfiſciren. Vendome rückte darauf (den 10ten Okt.) mit einem beträchtlichen Heere in die Staaten des Herzogs. Dieſem eilten Oeſtreichſche Truppen zu Hülfe, durch deren Beyſtand er die Fortſchritte der Franzoſen, für dies Jahr wenigſtens, ziemlich aufhielt.

Dieſer ſchnelle Wechſel der Verhältniſſe und Begebenheiten erregte ein allgemeines Aufſehen in ganz Europa. Nach der Theilnahme der verſchiedenen Partheyen tadelte man bald den König von Frankreich, bald den Herzog von Savoyen.*) Es war allerdings eine auffallende Erſcheinung, daß der Herzog

*) Eine gleiche Partheylichkeit hat ſich auch in die Geſchichtsbücher eingeſchlichen. Franzöſiſche Schriftſteller ſchildern den Herzog, als einen Wortbrüchigen, treuloſen Mann, die Oeſtreichiſchen hingegen nennen ihn einen großen und feinen Politiker. Sie ſagen, Ludewig habe die Punkte des Vertrages ſchlecht erfüllt, und ihn durch

eine Parthey verließ, an welche ihn eine doppelte Bande des Bluts knüpfte. Gegen dieſen Vorwurf ſoll er ſich durch die Aeuſſerung zu rechtfertigen geſucht haben: er müſſe nun, da ſeine Töchter vorſorgt wären, auch für ſeine Söhne etwas thun. Ueberdem hatte er manche Veranlaſſung zu Beſchwerden gegen Frankreich. Die Subſidien waren unordentlich bezahlt, das Oberkommando, was man ihm verſprochen hatte, war nichts als ein leerer Titel. Die Franzöſiſchen Feldherren verlangten, anſtatt ſich ihm zu ſubordiniren, viel-

ein ungerechtes Mistraun beleidigt. Da nun der Vertrag zwiſchen Frankreich und Savoyen nur auf drey Jahre geſchloſſen worden und mit dem Herbſte des Jahrs 1704 zu Ende gegangen ſey, ſo habe er ein völliges Recht gehabt, von der Verbindung abzugehn. Auch hier darf man wohl annehmen, daß beyde Partheyen ſich bemüht haben, die Wahrheit ſo zu mediſiciren, als ſie es dem Vortheile ihrer Parthey am angemeſſenſten fanden. Wenn Viktor Amadeus gegen den Vorwurf der Treuloſigkeit nicht zu rechtfertigen iſt, ſo kann man doch das gewaltthätige und egoiſtiſche Verfahren Ludewigs auch nicht verkennen und gegen jeden Tadel in Schutz nehmen. d. V.

mehr von ihm Folgſamkeit; ſchalteten über ſein Heer und in ſeinen Staaten nach Willkühr, und behandelten ihn überdieß als einen der Verrätherey Verdächtigen. Weder der Ehrgeitz noch die Gewinnſucht des Herzogs fanden alſo in dieſer Verbindung die geringſte Befriedigung.

Von der andern Seite her eröffnete man ihn deſto reizendere Ausſichten. Die Seemächte botben ihm achtzig tauſend Liver monatliche Subſidien, und überdieß noch hunderttauſend zur Ausrüſtung eines Hülfsheers von zwanzigtauſend Mann. Der Kaiſer verſprach ihm einen Theil von Mayland und Montferat. Dieſe Vortheile leuchteten dem Herzoge ſehr ein, und er war nur durch ſeine Verhältniſſe, vielleicht auch durch den dreyjährigen Vertrag bisher abgehalten, davon Gebrauch zu machen. Jetzt wartete er auf die Verſtärkung der Oeſtreichſchen Armee in Italien, als das raſche Zufahren Ludewigs ihm ſich zu erklären nöthigte. Der Vertrag mit Oeſtreich und den Seemächten wurde nun

ſchnell abgeſchloſſen und Ludewig ſah in ſeinem bisherigen Verbündeten itzt einen nicht zu verachtenden Feind mehr.

Während dieß in Italien vorging, waren die Armeen am Rhein und in Flandern zwar nicht unthätig; allein es ereignete ſich hier doch nichts, was große und entſcheidende Wirkungen hätte hervorbringen können. In Flandern war Villeroi, den Eugen ſeiner Gefangenſchaft entlaſſen hatte, wieder gegen Marlborough aufgetreten. Allein auch jetzt rechtfertigte er keineswegs durch eine weiſere und kräftigere Wirkungsart das in ihn geſetzte Vertrauen. Marlborough drängte ihn überall zurück, both ihn einmal über das andere eine Schlacht an. Da er beſtändig auswich, nahm er vor ſeinen Augen einen feſten Platz nach dem andern.

Die Franzöſiſche Armee am Oberrhein blieb nicht ganz ſo unwirkſam und von dem Glücke unbegünſtigt; jedoch bezeichnen ihre Unternehmungen keine große und entſcheidende Ereigniße.

Das wichtigſte war die Eroberung von Landau, durch den Marſchall von Tallard (den 14ten Oct. 1703). Indeſſen ſchwächte der Fehler, wodurch der Graf von Naſſau den Verluſt dieſer wichtigen Feſtung in der Schlacht am Speierbach veranlaßte, den Ruhm, welchen der Franzöſiſche Feldherr davon trug. Prahlerey in ihren Berichten, iſt den meiſten, ſelbſt großen Franzöſiſchen Feldherren im Anfange, wie am Ende dieſes Jahrhunderts, eigen geweſen. Tallard ſchrieb nach dieſer Schlacht an den König: „Ew. Majeſtät Truppen haben mehr Fahnen erobert, als Sie Soldaten verlohren haben.“ Und dieſe Schlacht hatte doch einen großen Theil des Tages fortgedauert, die überlegene Franzöſiſche Armee alſo einen hartnäckigen Widerſtand gefunden. Landaus Beſitznehmung endete dieſen Feldzug in dieſer Gegend.

An der Donau hatte ſich nach Maximilians Rückkehr aus Tyrol ebenfalls nur wenig Entſcheidendes ereignet. Durch dieſen Marſch war der Muth und die Anſprüche des

Kurfürſten ſehr niedergeſchlagen. Er ſchien an allen ſeinen hochfahrenden Entwürfen zu verzweifeln und geneigt, ſich mit dem Kaiſer auf jede Bedingung auszuſöhnen.

Vergebens verſuchte der Marſchall Villars ſeinen geſunkenen Muth wieder zu erheben. Er ſah bald, daß von Ereigniſſen mehr als von Zuredungen zu erwarten ſey. Auch ihn drängte ſeine Lage, etwas Entſcheidendes zu unternehmen. Der Zufall führte das Treffen bey Höchſtädt herbey; in welchem Villars und Maximilian den General Styrum mit ſehr überlegener Macht ſchlugen. Maximilians Muthloſigkeit war vor dem Treffen ſo groß, daß ihn Villars ſeine Einwilligung und Theilnahme abzwingen mußte. Allein dieſer Sieg, ſo wenig er für ſein Schickſal im ganzen entſchied, hob auf einmal ſeinen ſtolzen Sinn wieder bis zum Uebermuthe. Sein Haß gegen Oeſtreich lebte wieder auf; ſeine Plane erhoben ſich mit neuem Schimmer in ſeiner Phantaſie, alle Gedanken an Ausſöhnung und Unterwerfung waren verſchwunden. Er dankte dem Marſchall

öffentlich auf dem Schlachtfelde, und nannte ihn den Retter ſeiner Ehre. Es ſchien in dieſem Augenblick eine vollkommene Eintracht ſie für immer zu verbinden.

Allein, was den Muth des Kürfürſten wieder belebte, ließ auch den Saamen der Zwietracht aufs Neue ſchnell hervorſchießen. Villars, den der Kurfürſt ſeinen Retter nannte, glaubte vielleicht hierdurch noch neue Rechte zu manchen Anmaßungen erhalten zu haben, die der eben ſo ehrgeitzige und ruhmſüchtige Kurfürſt auf keine Weiſe zugeſtehen wollte. Jede Berathung wurde zu einem Streite; jeder Streit erhöhte den Reiz, ſeine Plane durch die Unterdrückung der Plane des Andern geltend zu machen. Bald brachen die gegenſeitigen Beſchwerden und Vorwürfe in laute Verklagungen aus. Ludewig der Vierzehnte gerieth dadurch in die Verlegenheit: einen Bundesgenoſſen aufzuopfern, oder einen ſeiner unternehmendſten und geachtetſten Feldherren auſſer Thätigkeit zu ſetzen. Er wählte das letzte, wie die Folge lehrte, ſehr unglück-

lich. Villars wurde abgerufen, und dieſe Genugthuung trug das Ihrige dazu bey, den ſtolzen Sinn Maximilians bis zum Uebermuthe zu erheben; ſeine Anmaßungen und mit dieſen ſeine Thorheiten zu vermehren.

6

Erſte Unternehmung der Seemächte gegen Spanien. Zerſtöhrung der Spaniſchen Silberflotte. Zuſtand in Spanien. Verhältniſſe am Hofe. Entfernung des Admirals von Kaſtilien und Folgen. Vereinigung des Königs von Portugal mit dem großen Bündniſſe. Erzherzog Karl wird zum Könige von Spanien erklärt und reiſt nach Portugal ab.

Durch Zufälle und Umſtände veranlaßt, hatte der Krieg gleich Anfangs eine ganz andere Wendung genommen, als, beſonders in dem erſten Plane Wilhelms, für denſelben entworfen war. Nach dieſem ſollte Spanien zur See angegriffen, der Krieg hauptſächlich hier

mit Nachdruck geführt werden. Man ſuchte dadurch die Verbindung Spaniens mit den Quellen ſeiner Schätze in den fremden Welttheilen, wo möglich, ganz und gar abzuſchneiden.

Dieſer Plan wurde nach Verlauf des erſten Jahrs wieder hervorgeſucht. Eine Engliſche und Niederländiſche Flotte vereinigte ſich. Es wurden vierzehn tauſend Mann Truppen, unter der Anführung des Herzogs von Ormond, eingeſchifft. Eine Abtheilung derſelben war nach Portugall voraus geſeegelt, um die Neutralität des Königs zu negotiiren; die übrige langte nach einem Laufe von zwanzig Tagen, (den 21ſten Aug.) glücklich auf der Höhe vor Kadix an.

Die Verbündeten glaubten von einer mit Klugheit und Nachdruck unternommenen Seeexpetition den ſchnelleſten und entſcheidenſten Erfolg erwarten zu können. Spanien war durchaus nicht auch nur in einem mäßigen Vertheidigungs-Zuſtande. Die Küſten waren ſchlecht

befeſtigt, und noch ſchlechter beſetzt. Nirgends fanden ſich hinlängliche Magazine von Lebensmitteln, Kriegsgeräthen und Munition. Ein wenig brauchbarer Ueberreſt einer Landmacht war in dem weiten Reiche unverhältnißmäßig vertheilt, und weder gehörig organiſirt, noch exercirt. Eine Seemacht war eigentlich gar nicht vorhanden. Die wenigen und ſchlechten Krieges-Schiffe, welche noch brauchbar genannt werden konnten und bemannt waren, ſchwebten entfernt von der Spaniſchen Küſte, als Begleiter der Handelsflotten auf den Indiſchen Meeren. Von dieſem hülfloſen Zuſtande waren die Alliirten durch den Admiral von Kaſtilien und den Prinzen von Darmſtadt hinlänglich unterrichtet. Der Admiral Rooke rechnete alſo nicht ohne Grund, bey ſeiner Ankunft vor Kalix darauf, den Hafen offen, und den Feind in wehrloſen Zuſtande zu finden. Auch dürfte dies leicht eingetroffen ſeyn, wenn nicht zufällig durch ein Franzöſiſches Schiff die Annäherung der Flotte bemerkt und verrathen wäre. Dadurch wurde der Kommandant in den Stand geſetzt, wenigſtens diejenigen Vertheidigungs-

Anſtalten zu treffen, welche ihn der vernachläſſigte Zuſtand der Feſtung und die Kürze der Zeit verſtattete.

Vergebens verſuchte daher der Herzog von Ormond ihn zur Uebergabe der Feſtung zu bewegen. Eben ſo vergebens forderte er die Küſtenbewohner zur Vereinigung mit ihm auf. Er ſetzte indeſſen einen Theil der Truppen ans Land. Die Flotte legte ſich nun theils längſt der Küſte vor Anker, theils kreuzte ſie vor dem Hafen.

Der Prinz von Darmſtadt war der erſte, der den Fuß ans Land ſetzte. Er war unter der vorigen Regierung Stadthalter von Katalonien geweſen; aber, als einer der entſchiedenſten und eifrigſten Anhänger des Oeſtreichſchen Hauſes, unter der itzigen von dieſem Poſten entfernt. Verdruß und Rachbegierde hatten ſich daher mit ſeiner Anhänglichkeit an das Haus Oeſtreich vereinigt und ihn zur Anſtrengung aller ſeiner Kräfte und Benutzung ſeines ganzen Einfluſſes, um jenen zu vertrei-

ben,

ben, gereizt. Indem er ans Land ſtieg rief er: „ich hoffte durch Katalonien nach Madrit zu gehn. Nun gehe ich über Madrit nach Katalonien.“ Ein Beweis, wie ſicher er eines glücklichen Erfolgs war.

Sobald ſie gelandet waren ſchrieb er ſowohl als der Herzog von Ormond an den Gouverneur der Feſtung und einen General der Kavalerie, (die ihnen beyde perſönlich bekannt waren) und foderten ſie zur Uebergabe und Vereinigung auf. Beyde antworteten, wie Männer von Treue und Ehre. Der Herzog von Ormond ſchiffte nun eine beträchtliche Anzahl Truppen aus. Allein dadurch wurde die Sache nur noch mehr verdorben. Die Räubereyen und Ausſchweifungen der Truppen empörten die Gemüther, welche man mit ſich zu vereinigen gedachte, und machten ſie geneigt, die Schilderungen, welche ihnen die Geiſtlichen von der Scheuslichkeit der Ketzer ſo oft gemacht und bey dieſer Gelegenheit beſonders wiederholt hatten, in allen ihren Theilen als richtig anzunehmen und ſich den

feindſeligen Einwirkungen derſelben völlig zu überlaſſen.

Indeſſen hatte ſich die Nachricht, von der Ankunft der Flotte und mit derſelben Furcht und Schrecken, durch das ganze Reich, verbreitet. Der König war abweſend und das Reich in gar keinen Vertheidigungs-Zuſtande. Allein die junge Königin, welche in der Abweſenheit ihres Gemahls die Würde einer Regentin bekleidete, verſcheuchte die Furcht, durch ihre Entſchloſſenheit und Geiſtesgegenwart, bald vom Hofe und nach und nach auch aus den Provinzen. Gleich einem ſchützenden Genius belebte und erhöhte ſie allgemein Muth und Thätigkeit, und erregte, beſonders unter den Großen, einen Wetteifer, wovon man bis dahin kein Beyſpiel geſehen hatte. Sie verſammelte den geheimen Rath und hielt mit ſo viel Anmuth und Nachdruck eine Anrede an denſelben, daß ein jeder ſich hingeriſſen fühlte und Vermögen und Leben zur Vertheidigung der Königin und des Reichs zu wagen verſprach. Der Kardinal Portocarero gab

einen Beytrag, von zweymal hunderttauſend Piaſter; die übrigen folgten ſeinem Beyſpiele. Selbſt der Admiral von Kaſtilien bezeigte — aufrichtig oder verſtellt — denſelben Eifer. Ueberhaupt hatte man lange nicht ſo viel Gemeingeiſt und Betriebſamkeit an dieſem Hofe wahrgenommen. Es ſteht dahin, ob Patriotismus, oder die bekannte ſpaniſche Galanterie gegen die Damen einen größern Antheil daran hatte. Von allen Seiten eilten nun Truppen zur Beſchützung der feindlich bedrohten Küſte und Provinz herbey. Auch die Einwohner griffen zu den Waffen: größeſtentheils durch Predigen und Treiben der Prieſter gereizt; welche es ihnen zur Gewiſſensſache machten, die abſcheulichen Ketzer von ihren Küſten zu verjagen.

Der Herzog von Ormond hatte indeſſen verſchiedene, wiewohl ſchwache Verſuche gemacht, Kadix von der Landſeite her zu erobern; allein beſtändig auf gleiche Weiſe einen nachdrücklichen und beharrlichen Widerſtand gefunden. Er hörte täglich mehr von dem An-

wachs der Truppen zum Entſatz der Feſtung. Auch gelang dem Spaniſchen Feldherrn eine Liſt, ſeine Vorſtellung davon noch durch Täuſchung zu vergrößern. Zur See fand die Belagerung ebenfalls erhebliche Schwierigkeiten. Die Anführer der Flotte und der Landtruppen handelten überdieß nicht nach derjenigen Uebereinſtimmung, welche allein für Unternehmungen dieſer Art einen glücklichen Ausgang zu bewirken im Stande iſt. Nach verſchiedenen vergebenen Verſuchen, manchem beträchtlichen Verluſte und fortwährenden Räubereyen, Plünderungen und Unfuge aller Art, ſah der Herzog von Ormond endlich ein, daß er ſein Vorhaben aufgeben müſſe. Als er den Entſchluß, ſeine Truppen einzuſchiffen, in einen Kriegesrathe erklärte, fand er allein Widerſpruch bey dem Prinzen von Darmſtadt. Es entſtand zwiſchen dieſem und dem Herzoge ein lebhafter Wortwechſel, in welchem ſie ſich gegenſeitig, der eine Nachläßigkeit, verkehrte Maaßregeln, Muthloſigkeit, der andere falſche, trügliche Vorſpiegelungen und Hintergehung vorwarfen. Dieß hinderte indeſſen

nicht, daß die Truppen eingeſchifft wurden, und die Flotte zur Rückkehr die Anker lüftete. Zwar äußerte der Prinz von Darmſtadt fortwährend darüber den bitterſten Verdruß und verklagte den Herzog in London, dem Hag und Wien. Allein dieſer vertheidigte ſich durch gegenſeitige Vorwürfe. Der Prinz hatte von einer großen Anzahl Anhänger geredet, die ſich gleich bey der Erſcheinung einer Armee, für Oeſtreich erklären würde; und auch nicht einer hatte ſich eingefunden. Dieß mußte dem Prinzen allerdings — wenigſtens ſcheinbar — zur Laſt fallen. Auch verlohr er dadurch in London und dem Hag ſehr an Anſehen und Vertrauen.

Die Flotte hatte ihren Rückweg angetreten, und war ſchon wieder über Portugal hinaus geſegelt, als ſie die Nachricht von der Annäherung der Spaniſchen Silberflotte erhielt. Der Admiral Rooko eilte daher, die fehlgeſchlagene Unternehmung durch einen Meiſterſtreich zu vergüten. Wiedrige Winde aber hielten ihn fünf Tage lang auf; ſo daß die

Spaniſche Flotte ungehindert in dem Hafen von Vigo in Gallizien anlangte. Allein indem man eifrigſt beſchäftigt war, die mitgebrachten Schätze in Sicherheit zu bringen, griff die Engliſche Flotte die Spaniſche an. Zerſtöhrung der meiſten und beſten Schiffe, und unermeßlicher Verluſt an Gold, Silber und Geldeswerth war die Folge davon. Den größeſten Theil der Schätze und Schiffe verſchlang das Meer; ein großer Theil (man ſchätzte ihn auf neun Millionen) fiel in die Hände der Alliirten. Der kleinſte, ſchon ans Land gebrachte, kam durch die Sorgfalt eines Franzöſiſchen Befehlshabers glücklich nach Madrit.

Die Beſtürzung und Klage über dieſen Verluſt war nicht allein in Spanien groß und allgemein; denn nicht hier allein wurde er empfunden. England und die Niederlande litten verhältnißmäſſig eben ſo ſehr. Mit dieſer Silberflotte hatten in allen dieſen Nationen unzählige Privatperſonen ihr Eigenthum verlohren: es war alſo Freund und

Feind auf gleiche Weiſe dadurch geſtraft. Iſt es doch ſo; wenn die Erden-Götter kämpfen, empfangen die Menſchen, die ſie ihre Unterthanen nennen, die Streiche, welche ſie wechſelſeitig auf einander richten; — und nicht ſelten von beyden zugleich.

Für den Zweck der Alliirten hatte dieſe ganze Seeexpedition, ſelbſt dieſe Heldenthat bey Vigo keinen erheblichen Nutzen; dagegen aber einen weſentlichen und großen Schaden. Die Spaniſche Nation war dadurch nur mehr gegen die Alliirten und alſo auch die Sache Oeſtreichs erbittert. Die Bemühung ſie von ihren itzigen Könige abwendig zu machen, waren nach eben dem Verhältniſſe erſchwer. Es war dieſer Fehlſtreich dießmal gerade itzt um ſo übeler, da auf andere Weiſe, und durch klügere und ſichere Maasregeln leicht eine allgemeine für Oeſtreich günſtigere Stimmung hätte bewirkt werden können. Die Großen am Hofe und durch ſie die Geringern in den Provinzen fingen an mit der Regierung Philip des Fünften unzufrieden zu werden. —

Denn ſchon itzt lag für jeden Unverblendeten am Tage, daß erfolgt ſey, was einige mit Recht ſchon vorher gefürchtet hatten; — nemlich daß eine fremde Regierung durch die ihrigen regiere.

Der Kardinal Portocarero hatte ſich zwar gleich anfangs der Regierungs-Geſchäfte faſt ausſchlieſſend zu bemächtigen geſucht. Auch war er im Beſitz derſelben, als der König Philip in Madrit anlangte, und nichts weniger als geneigt, ſeine Macht mit ihm ſo wenig als irgend jemand anders zu theilen. Gleichwohl ſah er ſich, ſehr wider ſeinen Willen, bald dazu genöthigt. Ludewig der Vierzehnte hielt einen Geſandten zu Madrit, der unter dieſem Titel die Stelle eines Regenten vertrat. Auſſerdem wußte ſich die Oberhofmeiſterin der Königin, Prinzeſſin Urſini, eine höchſt intriguante, verſchlagene und herrſchſüchtige Frau, durch die junge Königin täglich mehr Einfluß in die Regierungs-Angelegenheiten und Staats-Verhältniſſe zu verſchaffen. Der Kardinal Portocarero, ihr alter Freund,

hatte ſie zu dieſer Stelle empfohlen, und dieſelbe in ihr mit einer treuergebenen, nur nach ſeinen Inſinuationen handelnden Perſon zu beſetzen geglaubt. Sie ſuchte ihn in dieſen Wahn zu beſtärken; wenigſtens ſtets Dankbarkeit und Ergebenheit gegen ihn dar zu legen. Als der Einfluß der Franzöſiſchen Regierung mehr und mehr zunahm, arbeitete ſie auch wirklich für den Kardinal; — um jenem entgegen zu arbeiten. Dabey hatte ſie ſich jedoch allein ſelbſt zum Zweck. Indem ſie den Einfluß des einen Theils aufzuhalten, und die Wirkſamkeit des andern zu ſchwächen ſuchte, trachtete ſie darnach, allein zu regieren. Die Fruchtbarkeit ihres Geiſtes und ihre Geübtheit, Intriguen zu führen, zeigten ihr dieß Ziel als keineswegs unerreichbar, oder ſehr entfernt. Die Reiſe des Königs nach Italien beförderte ihren Einfluß auf Koſten des Kardinals, um ein Großes. Portocarero hatte dieſe Reiſe gemißbilligt und nachdrückliche Vorſtellungen gegen dieſelbe gemacht. Der Verdruß, ſie nicht hindern zu können wurde bald nachher ſehr erhöht. Täglich hat-

te er Gelegenheit, wahrzunehmen, daß ſeine Gewalt immer engere Schranken erhielt. Vergebens hatte er ſich geſchmeichelt, einen größern Antheil an der Interims-Regentſchaft zu erhalten; vergebens rechnete er darauf, einen entſcheidenden Einfluß auf die Regentin, die Königin, zu behaupten. Die Prinzeſſin Urſini zeigte ihm zwar noch immer dieſelbe Gebärde der Ergebenheit und Folgſamkeit, arbeitete ihm aber täglich mehr und merkbarer entgegen. Der Kardinal, von Natur rauh und despotiſch, zeigte dieſen Charakter auch in allen ſeinen öffentlichen Geſchäften, Entwürfen und Vorſchlägen. Die weibliche Regierung hingegen war milde, nachſichtig und umſchlingend. Wo der Kardinal durchgreifen wollte, ſuchte die Prinzeſſin Urſini zu gewinnen, zu überliſten. Er liebte Härte und Zwang, ſie Verſtellung und Intrigue. Sehr oft mußten ſie daher gegenſeitig mit einander unzufrieden ſeyn, ſich einander entgegen arbeiten; wobey es der Prinzeſſin gemeiniglich gelang, ſich gegen ihn in Vortheil zu ſetzen.

Die Gleichheit der Denkungs und Verfahrungsart, ließ die Prinzeſſin bald einen würdigen Gehülfen an dem Grafen von Montellano finden. Durch ſie wurde dieſer zu einem glücklichen Rival des Kardinals. Einer der wichtigſten Zweige der Staatsverwaltung, die Finanzen, ſtanden unter der Aufſicht Orri's, eines Franzoſen, den der Kardinal, wie er wenigſtens ſelbſt glaubte, dieſes Amt übertragen hatte. Der Kardinal rechnete darauf, die Oberaufſicht ſelbſt zu üben; ſah ſich aber auch in dieſer Erwartung bald empfindlich getäuſcht. Orri faßte den Entſchluß, die Finanzen zu reformiren und behauptete eine Unabhängigkeit in ſeinem Departement, welche dem Kardinal, ſo wie den übrigen Großen, höchſt misfiel. Selbſt die Reformen, welche er vornahm, trafen Viele, auch wohl mit unter den Kardinal höchſt empfindlich und verſetzten dem Eigennutze, wie dem Ehrgeize höchſt ſchmerzliche, unheilbare Wunden.

Man ſieht, wie viele Urſach der Kardinal ſchon damals, ſeine Verwendung für das Haus

Bourbon zu bereuen, hatte. Mehrere andere Große empfunden dieß bereits ſtärker, und das Mißvergnügen, über die itzige Regierung führte ohne Zweifel manchen zu der voreilig verlaſſenen Parthey zurück. Vielleicht wäre auch ſchon itzt der Kardinal unter dieſen geweſen, wenn ihn nicht der perſönliche Haß, gegen das Haupt dieſer Parthey, den Admiral von Kaſtilien, noch daran gehindert hätte. Beyde konnten nie in einer Sphäre zuſammen leben und wirken, denn jeder konnte nur da ausdauern, wo er der Erſte und Einzige war.

Der Admiral bekleidete zwar ſeine Stelle auch unter dieſer Regierung; lebte am Hofe und war einer der aufmerkſamſten und unterwürfigſten Höflinge. Allein man kannte und fürchtete ſeinen verſteckten Charakter und ſeine Betriebſamkeit im Verborgenen. Ein ſtets reges Mistrauen begleitete ihn daher beſtändig, mit einer auflauernden Beobachtung. Beſonders ſcheuete ihn der Kardinal Portocarero eben ſo ſehr, als er ihn haßte. Er unterließ

nichts, wodurch er ihn der Königin und ihrer geliebten Freundin, der Prinzeſſin Urſini, verdächtig und furchtbar machen konnte. Vielleicht wäre der Admiral noch zu gewinnen geweſen, wenn man ihm mehr Vertrauen gezeigt, mehr Gelegenheit, ſeinen Ehrgeiz zu befriedigen, gegeben hätte. Dann hätte aber Portocarero nicht einer der erſten und mächtigſten Männer am Hofe ſeyn müſſen. Beyde konnten nie in einer Sphere zuſammen leben und wirken; denn jeder konnte nur da ausdauern, wo er der Erſte und Einzige war.

Portokarero rieth, ſeinem Charakter gemäß, unabläſſig zu ſtrengen Maasregeln gegen den Admiral und ſeine Anhänger. Die Prinzeſſin und ihre Rathgeber wünſchten zwar auch den Admiral zu entfernen, fürchteten aber durch unzeitige Strenge nur Uebel ärger zu machen. Sie kannten ſeine geheime Betriebſamkeit, die beträchtliche Anzahl ſeiner Anhänger. Auch war ihnen die zunehmende Unzufriedenheit der Groſſen, welche ſich von jedem Einfluße auf die Regierung, von manchen Eh-

renſtellen und Gelegenheiten ſich zu bereichern, entfernt ſahen, nicht verborgen. Ein offenbarer Angriff ſchien in dieſer Rückſicht gefährlich. Die Prinzeſſin Urſini ſchlug alſo ein anderes Mittel vor, ihn außer Wirkſamkeit zu ſetzen; welches weit ſicherer zu ſeyn ſchien. Man wollte ihn in eine glänzende Staatsgefangenſchaft, unter dem Titel eines Ambaſſadeurs, nach Frankreich ſchicken. Ludewig der Vierzehnte billigte dieſen Vorſchlag. Er rechnete darauf, den ehrgeizigen Mann, durch die mannigfaltigen kleinen glänzenden Außerlichkeiten zu gewinnen, wodurch er die kleinliche Eitelkeit ſeiner Höflinge zu nähern und zu feſſeln gewohnt war.

Dieſer Plan war an ſich ſo übel nicht; nur hatte er den Fehler, daß er auf die Eitelkeit eines Franzöſiſchen Höflings, aber nicht auf den Ehrgeiz eines Grands von Spanien, von der erſten Klaſſe und aus einer der edelſten Kaſtiliſchen Familien, berechnet war. Der Admiral nahm die ihm übertragene Geſandtſchaft in tiefſter Ehrerbietung an. Allein in-

dem er der Königin für dieſen Beweis ihres Zutrauens die Hand küßte, kochte in ſeinem Herzen Zorn und Erbitterung. Eine Geſandtſchaft hielt er ſo ſehr unter ſeiner Würde, daß er darin an ſich ſchon eine empfindliche Beleidigung fand. Nie war vor ihm ein Mann von ſeinem Range zu einer Geſandtſchaft nach Frankreich ernannt; ſein nächſter Vorgänger war ſo gar ein Katalonier geweſen, alſo ſchon an ſich ein Gegenſtand der Verachtung für einen alten uud reinen Kaſtilier. Kaum hätte man daher etwas ausſuchen können, wodurch ſeine Eitelkeit empfindlicher getroffen wäre. Nicht minder aber war es ſein Argwohn und ſeine Beſorgniß. Er durchſchaute gar leicht die Abſicht, welche dieſem ſeltſamen Auftrag zum Grunde lag. Da die Furcht gewöhnlich vergrößert, ſo ſah er ſich bereits in der Baſtille, und einer ſchauderhaften Gefangenſchaft rettungslos überliefert, ſo bald er den Boden von Paris würde betreten haben.

Mit tiefer Verſtellung verbarg er indeſſen auf das vollkommenſte was in ihm vorging.

Er ſchien ſehr mit dem erhaltenen Auftrage zufrieden, und machte Vorbereitungs-Anſtalten zu ſeiner Abreiſe. Durch dieſen Zufall war ein Entſchluß plötzlich bey ihm befeſtigt worden, welcher ihm bisher vorgeſchwebt hatte. Längſt ſchon ſtand er mit dem Könige von Portugal in geheimen Verbindungen. Zu ihm wollte er ſich itzt begeben, um ihn wo möglich zur Unterſtützung ſeiner Abſichten, und zum Beytritte zu dem großen Bündniſſe zu bewegen.

Indeſſen verbarg er dieſen Plan tief in ſeinem Buſen. Allein dem Portugiſiſchen Geſandten machte er darüber die nöthige Eröffnung. Unter dem Vorwande des Bedürfniſſes zu dieſer Geſandſchaft, nahm er große Geldtſummen auf und reiſete, nachdem alle erfoderliche Anſtalten getroffen, mit einem zahlreichen Gefolge nach Frankreich ab.

Abſichtlich hatte er ein Paquet wichtiger Papiere zurückgelaſſen, und die Einrichtung dahin getroffen, daß es in wenig Tagen gefunden

und

und ihm nachgeſchickt werden mußten. Seiner Vorausſetzung gemäß holte ihn auch nach einigen Tagereiſen der Kurier ein, welcher ihm das Paket einhändigen ſollte. Der Admiral eröffnete daſſelbe mit dem Ausdruck von Befremdung, und erklärte dem aufmerkſam gemachten Gefolge: es enthielte Depeſchen von der Königin und den Befehl, zuvor nach Portugal zu gehn, um den König, der von der Allianz abtreten zu wollen ſcheine, auf andere Geſinnungen zu bringen. Eiligſt ſetzte er nun ſeine Reiſe nach Portugal fort. Als er im nächſten Gränzorte angekommen war, erklärte er ſeinem Gefolge: daß es ſeine Abſicht ſey, in Liſſabon einen Zufluchtsort gegen ſeine Feinde zu ſuchen. Faſt alle begleiteten ihn dahin, wo er eine vorbereitete, gute Aufnahme und bey dem Könige Geneigtheit fand, ſeinen Rathſchlägen zu folgen, ſich mit dem großen Bündniſſe gegen Frankreich und Spanien zu vereinigen.

Der Spaniſche Geſandte am Hofe zu Liſſabon erklärte den Admiral für einen Rebellen,

und forderte deſſen Auslieferung. Dadurch reizte er ihn aber nur noch mehr, ſeine Thätigkeit gegen die itzige Regierung zu verwenden. Er rechtfertigte ſeinen Schritt in einem Manifeſte, welches zugleich eine bittere Kritik dieſer Regierung enthielt. Er fuhr fort ſeine Verbindungen mit den angeſehnſten Caſtiliſchen Familien zu unterhalten, und veranlaßte viele, ſeinem Beyſpiele zu folgen. Liſſabon wurde der Sammelplatz aller unzufriedenen Spanier von Anſehn und Einfluß. Auf ſeinen Betrieb wurden die Verhandlungen mit den verbündeten Mächten emſig fortgeſetzt, und gediehen bald zu einer entſcheidenden Beſtimmung. Don Pedro zerriß ſeine Verbindung mit Frankreich, um zu den Alliirten überzugehn. Der Preis war: außer den auch von Frankreich bewilligten indiſchen Landſtrichen noch einige Gränzplätze in Gallizien und Eſtremadura und eine Summe Geldes, zur Ausrüſtung einer Armee von achtundzwanzigtauſend Mann. Die eine Hälfte derſelben nahmen die Seemächte in Sold und übernahmen es, auch die andere mit den nöthigen Kriegsbedürfniſſen zu verſehn.

Als dieſer (den 16ten May 1703. geſchloſſene) Vertrag am Hofe zu Madrit bekannt wurde, ſchien man die Wichtigkeit dieſes Ereigniſſes noch nicht ganz zu empfinden. Der Kardinal Portocarero äuſſerte gegen den portugiſiſchen Geſandten mit ſtolzer Verachtung: von dem rebelliſchen Herzoge von Braganza habe ſich nichts anders erwarten laſſen. Dieſer beleidigenden Aeuſſerung folgte eine drohende Erklärung, und diente nur dazu, den König zu einer noch innigern Verbindung mit ſeinen neuen Alliirten zu beſtimmen. Die öffentliche Erklärung dieſer Verbindung munterte auch manche der Mißvergnügten in Spanien auf, ihre bis dahin verhehlten Geſinnungen öffentlich zu bekennen. Die Auswanderungen vermehrten ſich mit jedem Tage. Die Regierung glaubte endlich ernſtliche Maaßregeln ergreifen zu müſſen. In kurzem waren alle Gefängniſſe voll von ſolchen, die man für Verdächtige erklärte; ein Verfahren, welches wohl nicht geſchickt war, die Nation der jetzigen Verwaltung geneigter zu machen.

In Frankreich erkannte man die Wichtigkeit dieſer politiſchen Verbindung heller. Ludewig äußerte darüber ſeine Unzufriedenheit ſehr nachdrücklich gegen die ſpaniſche Regierung. Er ſchien genelgt zu ſeyn, hauptſächlich die Schuld auf das feindſeelige und leidenſchaftliche Betragen des Kardinals Portocarrero zu ſchieben. Die Gegenpartey deſſelben in der Spaniſchen Regierung verſäumte nicht, ihn in dieſen Ideen zu beſtätigen. Es ſchien Ludewig dem Vierzehnten dringend nöthig, dieſen anmaßenden und herriſchen Mann ganz von den öffentlichen Geſchäften zu entfernen, und die Regierung ganz allein von ſich abhängig zu machen. Er ſandte daher den Kardinal d'Etrees, unter dem Titel eines Bothſchafters, eigentlich aber als Regenten nach Spanien.

Dießmal hatte Ludewig die Wahl eben ſo wenig glücklich getroffen, als bey ſeinen eigenen Miniſtern. Der Kardinal d'Etrees hatte weder die Fähigkeit noch die Geſchmeidigkeit, welche dazu erfoderlich iſt, um ſich in

einem ſo delikaten und verwikkelten Verhältniſſe mit Glück zu benehmen. Er entriß mit einemmale den bisherigen Inhabern der Regierung, was er ihnen allmählig hätte aus den Händen ſpielen ſollen. Auf einmal hatte er alle Partheyen gegen ſich empört. Portokarero fand ſich empfindlich beleidigt, die Fürſtin Urſini trat ſcheinbar auf ſeine Seite, um ihre eigene Sache zu vertheidigen und — was das bedenklichſte war — alle übrigen Beyſitzer des geheimen Raths erklärten: daß unter ſolchen Umſtänden ihre Gegenwart in der Geheimenraths-Verſammlung völlig überflüſſig ſey und alſo für ſie nichts übrig bleibe, als ihre Stellen nieder zu legen.

Mehr als andere empfand der Kardinal Portokarero die Nothwendigkeit, ſich zurück zu ziehn, wenn er nicht zurück gewieſen ſeyn wollte. Tiefer Mismuth verdunkelte ſein Gemüth, und ließ nur ſelten einen flüchtigen Straal von Hofnung eindringen. Eine ſolche erhellte Minute erzeugte jedoch die Vorſtellung, daß man ſeinen Werth mehr erkennen werde,

wenn man erst fühle, wie unentbehrlich er sey. Durch eine kurze Entfernung von den Geschäften hoffte er diese Nothwendigkeit seiner Mitwirkung hinlänglich fühlbar zu machen. Er bath daher um Erlaubniß und erhielt sie, seiner geschwächten Gesundheit wegen, sich einige Zeit von den Geschäften entfernen zu dürfen. Allein bald mußte er zu seiner tiefen Kränkung wahrnehmen, daß der Erfolg seiner Erwartung völlig widersprach. Im finsterſten Unmuthe resignirte er nun alle seine Stellen und begab sich nach Toledo, um, wie er sagte, dort seine letzten Tage in Ruhe zuzubringen. Eine traurige Ruhe! in welcher sich getäuschte Erwartungen, Wünsche ohne Befriedigung, Plane ohne Kraft sie auszuführen, Verdruß, Erbitterung, Reue und Langeweile zu täglichen und unablässigen Qualen vereinigen.

Die nachdrückliche Erklärung sämtlicher Beysitzer des geheimen Raths, der vornehmsten Granden, hatte nicht mit in Ludewigs Plane gestanden. Er fürchtete und die Prin-

zessin Ursini, welcher die Person und das Verfahren des Französischen Bothschafters ebenfalls misfallen hatte, bestärkte ihn in dieser Befürchtung: daß die Unzufriedenheit dieser Männer von den wichtigsten Folgen seyn könne. Der Kardinal d'Etrées ward also zurück gerufen, und ein Verwandter, gleiches Nahmens, an seine Stelle hingesandt. Da auch dieser nicht mehr Fähigkeit und Geschicklichkeit für seine Bestimmung äusserte, wenigstens der Prinzessin nicht besser zu gefallen wußte, als seine Vorgänger, so folgte ihm in kurzen der erste Präsident des Pariser Parlements, Amelot, Marquis de Gourney. Dieser Wurf war endlich glücklich gewesen. Amelot verstand die Prinzessin zu gewinnen, und zu seinen Absichten zu lenken. Auch die Großen des Reichs wußte er mit vieler Feinheit zu behandeln.

Freilich vermogte er Zwietrag und Partheygeist nicht vom Hofe zu verbannen. Nur verstand er sie besser zu seinen Zwecken zu benutzen. Doch auch dies konnte ihm nur so

lange gelingen, als weder die Zwecke noch seine Wirksamkeit den Stolz und Eigennutz der Spanischen Großen trafen, oder der Nation zur Beschwerde gereichten.

Hiebey hatten nun die Umstände und Verhältnisse eine Hand mit im Spiele und der Erfolg zeigte, wie wenig es selbst dem Geschicktesten möglich sey, auch sie seinen Zwecken gemäß zu schaffen, oder zu modificiren. Spanien, das bisher dem Kampfe, wovon es der Preis seyn sollte, ruhig zu gesehn hatte, sollte von nun an auch mit hinein verwikkelt werden; sollte alle Bedrückungen eines hartnäckigen äussern und alle Greuel eines wüthenden innern Kriegs empfinden. Despoten Eigennutz, Religions und Nationalhaß sollten es zerfleischen und Erschöpfung und Unterjochung sein endliches Loos seyn.

Die Verbündeten hatten sich nun, nach dem der Krieg einige Jahre geführt war, mehr über den Zweck desselben verständigt. Alle Theile waren dahin übereingekommen,

daß der Kaiser und der römische König, dem Erzherzoge Karl ihre Ansprüche auf die Spanische Monarchie abtreten, der Kaiser ihn für den König von Spanien erklären, die Seemächte ihn als solchen anerkennen und der große Bund die Monarchie für ihn erobern solle. Diesem zufolge hatte sich Leopold nach langem Zögern endlich entschließen müssen, den Erzherzog nach Portugal zu senden. Er reisete auch (am 19ten Sept. 1703) dahin ab, nachdem ihm einige Tage vorher (den 12ten Sept.) die Rechte und der Titel eines Königs von Spanien, von seinem Vater und Bruder förmlich und feyerlichst abgetreten und übertragen worden.

Der Plan war, daß er über Holland und England, auf einer englischen Flotte, nach Portugal gehen, und von hieraus mit einer aus Englischen, Niederländischen und Portugisischen Truppen zusammengesetzten Armee den Krieg und seine Ansprüche nach Spanien bringen sollte. Wiewohl seine Abreise durch die Unschlüssigkeit des Kaisers bis spät in die

Jahreszeit verzögert war, so reiste der König Karl dennoch mit einer Gemächlichkeit, als ob die Elemente wie die Höflinge den Winken der Monarchen gehorchten. Als er endlich im November zur Ueberfahrt nach England in See ging, warf ihn ein Sturm wieder an die Holländische Küste zurück. Er sah sich genöthigt bis zum Anfange des folgenden Jahres im Haag zu verweilen. Den 4ten Jan. 1704 ging er zum zweytenmale in See und vollbrachte auch die Ueberfahrt nach England glücklich. Als er von hieraus seine Reise fortsetzen wollte, hatte er ebenfalls erst mit Wind und Wellen zu kämpfen. Am 1sten März landete er endlich an der Küste von Portugal. Ein weitläuftiges Manifest gegen Philip von Anjou, kündigte seine Ankunft und Absicht den Völkern Europens an, und warf den Fehde Handschuh seinem Gegner hin. Schade nur, daß die Nationen und nicht die einzelnen Personen den Kampf bestehen mußten. Wer Fehden dieser Art muß der Menschen-Freund beklagen, daß die barbarische Ritterzeit aufgehört hat; da doch die Barbarey

der Geſinnungen bey den Großen noch fortdauert.

7.

Frankreichs und Oeſtreichs gegenſeitige Lage im Anfange des Jahrs 1704. Unterhandlungen Oeſtreichs mit dem Kurfürſten von Bayern. Krieg der Alliirten gegen ihn und ſeinen Bundesgenoſſen, in Deutſchland. Schlacht und Sieg Marlboroughs auf dem Schellenberge. Schlacht und Sieg Marlboroughs und Eugens bey Hochſtädt. Belagerung und Wiedereroberung Landaus, durch den römiſchen König.

Mit dem Frühlinge des Jahrs 1704. erneuerte ſich der Streit zwiſchen der Familie Bourbon und Oeſtreich in Italien, den Niederlanden, in Deutſchland und an der Grenze zwiſchen Portugal und Spanien. Ehe wir den Ereigniſſen deſſelben weiter folgen, wird es nicht unnütz ſeyn, einen Blick auf die gegenſeitige Lage der beyden Häupter der kämpfenden Familien zu werfen,

um die Kräften Maſſe richtig zu ſchätzen, welche beyde gegen einander aufzubieten vermogten.

Ludewig der Vierzehnte war in dem letzten Jahre zweyer Bundesgenoſſen beraubt, die ihm durch Verhältniſſe und Verbindungen zu bey weitem gefährlichern Feinden wurden, als ſie ihm nützliche Freunde und wichtige Gehülfen geweſen waren. Seine noch übrigen Bundesgenoſſen erwarteten von ihm Unterſtützung und Schutz, und waren alſo, beſonders Spanien, mehr eine Laſt als eine Hülfe, für ihn. Er mußte nicht nur für daſſelbe in mehr als einem Lande Krieg führen; ſondern es nun auch in den Stand ſetzen, ſich ſelbſt zu vertheidigen, es mit allem zur Führung eines Kriegs Erforderlichen, ſogar mit einem Feldherrn verſehen. Gleichwohl hatte der Krieg ſchon einige Jahr hindurch eine groſſe Anſtrengung erfordert, und war, durch den ungeheuren Aufwand, Frankreich ſelbſt höchſt drückend und nachtheilig geworden. Die Nation nahm durchaus kein Intereſſe an einem Kriege, deſſen Laſten

sie tragen mußte. Sie fühlte dieß sehr wohl, und in dem Fortlauf desselben wurden manche Stimmen laut. Fenelon wagte es sogar öffentlich zu behaupten: der König sey in seinem Gewissen verbunden, diesen Krieg auf seine Privatkosten zu führen, weil er ihn blos für seine Familie führe.

Misvergnügen und Unmuth fing daher schon itzt an, sich durch alle Stände zu verbreiten, und blieb sicher nicht ohne Einfluß auf den Gang des Krieges. Das Volk sah sich in den Händen der Generalpächter, die Kirche unter dem Joche der Jesuiten und der Adel in einer Knechtschaft der Minister. Zu allen diesen kam noch, daß die Religionsbedrückungen eine große Zahl der nützlichsten Unterthanen aus dem Reiche entfernten, Unmuth und Beschwerden erregten, und selbst einen gefährlichen innern Krieg entzündeten.

In den Gebürgen der Provinz Languedoc wohnt ein Völklein, die Sevennen, rauh und, kühn, wie die Felsen, auf denen es hau-

ſet. Voll Kraft und Energie, wie alle Gebürgsbewohner, treu ſeinem Könige, allein noch treuer ſeinem Gotte, trug es keinen Zwang willig, als den des Rechts und der Pflicht. Lange hatte es indeſſen die Verfolgungen geduldet, welche es, wegen ſeiner Anhänglichkeit an den Calvinismus, ſelbſt in dieſer Entfernung von der Welt, auf dem Gipfel ihres Gebürges aufzufinden gewuſt hatte. Endlich aber erwachte ſein alter Nationalgeiſt, und zeigte ſich in furchtbarer Kraft. Man weiß wie große Erſcheinungen ſich ſo oft aus kleinen Veranlaſſungen entwickeln! Der Abbé du Chaylar hatte einer jungen Bäuerin ihren Liebhaber entriſſen. Das troſtloſe Mädchen reizte ſeine Landsleute zur Rettung, oder Rache. Liebe entflammte den Religionseifer. Ergrimmte Schaaren ſtürmten aus den Gebürgen hervor und verjagten ihre Verfolger und deren Helfershelfer. Der Despotismus ſchrie über Aufruhr und Meuterey. Ein Heer von mehr als zwölf tauſend Mann geübter Truppen wurde gegen die regelloſen Haufen der Gebürgs-Bewohner geſandt. Nun-

ſchickte ſich das bedrängte Völklein auch ernſtlicher zur Gegenwehr an. Es ſtand in Maſſe auf und vertheidigte ſich mit Energie und Beharrlichkeit. Ein ſchrecklicher verwüſtender Kampf erhob ſich, und erhitzte die Erbitterung auf beyden Seiten bis zu einer alles verzehrenden Wuth. Alles Schauderhafte eines Religions- und Bürgerkriegs war hier in einem erhöhten Grade zu ſehen. Eine Handvoll entſchloſſener Gebürgs-Bewohner ermüdeten zwey Marſchalle von Frankreich, und würden vielleicht das ganze Reich zerrüttet, Ludewig ſelbſt von ſeinem Thron geſtürzt haben, wäre der verſprochene Beyſtand von England und Frankreich nicht ausgeblieben. Villars war endlich ſehr zufrieden, durch einen gütlichen Vergleich ſie wenigſtens für eine Zeitlang beruhigt zu haben. Ein Beckerknecht trat mit dem groſſen Ludewig in Unterhandlungen. Ein Marſchall von Frankreich war der Vermittler. Man bewilligte ihnen Friedensbedingungen, die man, zehn Jahre vorher, einer ganzen Nation würde als übermüthig angerechnet und beharrlich verweigert haben.

In dem äußern Kriege ſah ſich Ludewig bisher größestentheils im Vortheile gegen die große vereinigte Macht ſeiner Feinde. In Italien und Deutſchland war der Krieg auf feindlichen Boden geführet. Allein die Vortheile hätten noch allgemeiner und größer ſeyn können, wären die Feldherren beſſer gewählt, und ihnen mehr freye Hand gelaſſen worden. Wie ganz anders war es itzt, als zu der Zeit der Turenne und Conde'. Wenn der König damals einen Officier, der zu dem Heere abreiſen wollte, auftrug: ſagt dem Hrn. Turenne, ich möchte doch zuweilen auch gerne wiſſen, was er zu unternehmen gedenkt; ſo durfte itzt kein Feldherr einen Schritt thun, oder ein Unternehmen wagen, ohne Befehl oder Bewilligung vom Hofe. Faſt alle wurden zu Verſailles, oder Trianon im Kabinette der Frau von Maintenon entworfen, wenigſtens alle dort unter ihrer Mitwirkung geprüft. Der Kriegs-Miniſter, ſelbſt unfähig, dergleichen zu entwerfen, erholte ſich Raths bey ſeinen Freunden, und dieſe wieder bey den Ihrigen. So verſchwiegen der König war, ſo geſchwä-

tzig war der Minister. Ludewig fragte niemanden um Rath, befolgte niemandens Rath, und Chamillard sagte einen jedem was er Lust hatte, ihm abzufragen. Die feindlichen Generale waren daher mit den Operationsplanen nicht selten eher bekannt, als die Feldherren, welche dieselben ausführen sollten.

Man wußte übrigens im Kabinette der Frau von Maintenon Gründe genug anzuführen, warum man den Feldherren so wenig freye Hand lassen dürfe. Man müsse, hieß es, den Stolz des Herzogs von Vendome niederhalten; die Trägheit des Herzogs von Burgund aufmuntern; den zu feurigen Unternehmungsgeist und die Anmaßungen Villars lenken; Villeroi das Zutrauen der Soldaten zu erwerben suchen und der Unerfahrenheit des Herzogs de la Feuillade nachhelfen: vor allen Dingen aber den Ehrgeitz und die Eifersucht dieser Männer im Zaume halten, um sie sich nicht selbst über den Kopf wachsen zu lassen.

Diese Rechtfertigungs-Gründe sind eben so viele charakteristische Kennzeichen der Schwä-

che des Alters, das itzt auf dem Throne ſaß. Mit dieſen verbunden ſich die Schwächen der Weiblichkeit und der Einfluß einer ſchwärmeriſchen Frömmeley. Man wählte nicht ſowohl den tapferſten, den einſichtsvollſten, den geachteſten, als den frömmeſten zum Feldherrn, und erkundigte ſich eben ſo oft: ob er fleißig in die Meſſe gehe? als, ob er mit Emſigkeit und Einſicht ſeine Pflichten erfülle? oder ob er das Vertrauen ſeiner Truppen und die Achtung der Feinde beſäße? Daher kam es, daß die Männer von wahrem Talente, Erfahrung und Kriegesruhm wie Catinat, Feuquieres, Vauban, Conti, Vendome u. ſ. w. gar nicht, oder nur zur Zeit der höchſten Noth gebraucht wurden. War ſie vorüber, dann traten andere an ihre Stelle, denen man die Ehre und die Belohnungen, welche jene erworben hatten, auf dieſe Weiſe zuzuwenden trachtete.

Dieß war der Zuſtand Frankreichs und ſeiner Kriegsmacht. Wirft man dagegen einen vergleichenden Blick auf Oeſtreich, ſo findet man, daß es ſich itzt in manchen Rückſich-

ten gegen jenen, in ſcheinbarerm Vortheile befand. Oeſtreich hatte die Verbündeten gewonnen, die Frankreich verlohren hatte. Als ſeine Bundesgenoſſen zählte es itzt, außer dem Geſammtkörper des deutſchen Reichs, und Hannover und Preußen insbeſondere, England, Holland, Savoyen, Portugal. Ueberdieß hatte es noch ein Korps Dänischer Hülfsvölker in ſeinem Solde und von England und den Niederlanden anſehnliche Unterſtützungen an Gelde und Kriegsbedürfniſſen. Dennoch aber hatte es in der Wirklichkeit nie mit dem Kaiſer übeler geſtanden, als im Anfange des oben benannten Jahres. Frankreich hatte in Italien und Deutſchland ein ſehr beträchtliches Uebergewicht erhalten. Dort war beynah ganz Savoyen, hier ganz Bayern, Franken und Schwaben in feindlichen Händen. In Spanien und allen übrigen dieſer Monarchie in Europa angehörigen Ländern war der Herzog von Anjou im Beſitz, und mußte erſt mit der Gewalt der Waffen aus demſelben vertrieben werden. Gleichwohl ſah ſich der Kaiſer genöthigt, die Hälfte ſeiner Truppen

gegen eine ſeiner reichſten und kräftigſten Provinzen zu ſenden, in welcher eine für den Monarchen höchſt gefährliche Rebellion faſt allgemein überhand genommen hatte. Es mußte hier ein hartnäckiger Kampf mit einer ſchon lange erbitterten und gewaltigen Ariſtokratie beſtanden werden; und wie gering waren die Hülfsmittel dazu. Durch den ſchwachen Widerſtand, welchen Ragotzi und ſeine Anhänger bisher erfahren hatten, waren ſie nur kühner und erbitterter geworden. Nicht nur war beinah ganz Ungarn in ſeiner Gewalt. Seine Partheygänger ſtreiften ſelbſt bis vor die Thore von Wien, und verbreiteten überall Schrecken und Beſorgniſſe.

In dieſer immer ſteigenden Verlegenheit ſah ſich der Kaiſer genöthigt, ſeinen beſten Feldherrn und den größten Theil ſeiner Truppen gegen die Rebellen zu ſenden. Vergebens verſuchte Eugen, durch ſeine Kenntniß dieſer Nation und ſeine Bekanntſchaft unter den angeſehnſten Gliedern derſelben einen Vergleich zu bewirken. Ver-

gebens wurde er in dieſem Bemühen, durch die Geſandten der Verbündeten unterſtützt. Das Glück hatte die erbitterten Ariſtokraten kühn gemacht. Erſt nachdem ſie von dem General Heiſter zwiſchen der Raab und der Donau (im März) nachdrücklich geſchlagen waren, bezeigten ſie ſich geneigter, friedlichen Unterhandlungen Gehör zu geben. Dieſe wurden beſonders von den engliſchen Geſandten betrieben, ein halbjähriger Waffenſtillſtand zu Stande gebracht und zu Ausgleichung der Beſchwerden ein Kongreß zu Themitz anberaumt.

Dieſe Verhältniſſe und Ereigniſſe bezeichnen zur Gnüge den Grad der innern Kraft Oeſtreichs um dieſe Zeit. Beynah drey Jahre lang hatte es den Krieg faſt ganz mit Engliſchem und Holländiſchem Gelde geführt. Und als ſich der Erzherzog Carl der Königin Anna, als König Karl der Dritte zu London vorſtellte, machte ſie ihm noch überdieß ein Geſchenk mit funfzig tauſend Pfund Sterlingen. Nur aus dieſen Quellen konnte der Krieg fortgeſetzt werden; alſo nur ſo lange dieſe nicht ver-

stopft oder abgeleitet wurden. Genau genommen war also in dem Vermögen der Seemächte damals die Kraft der Oestreichschen Monarchie begründet; auf das Interesse dieser und der engen Vereinigung mit ihnen allein die Zuversicht der Erreichung des Kriegs-Zwecks gebauet.

Das Einzige was Oestreich im Wesentlichen vor seinem Gegenkämpfer voraus hatte, sind die grosen Feldherren Eugen und Marlborough; die Verhältnisse, in welchen dieselben zu ihren Souverains standen, und die Einigkeit, welche unter ihnen herschte. Eugens Talente und Ruf galt allein für eine zahlreiche Armee. Sein Verhältniß, als Präsident des Hofkriegsraths setzte ihn in den Stand als Befehlshaber einer Armee gröstentheils allein nach seinen Einsichten zu handeln; ausserdem seine Einsicht und Betriebsamkeit durch das ganze Kriegswesen und für alle Armeen doch immer einigermaßen wirksam zu machen. In einem noch weit günstigern Verhältnisse befand sich der Herzog von Marlborough. Sei-

ne Gemahlin beherrſchte die Königin, ſeine Verwandten und Freunde das Parlament und die Kaſſe der Nation. In ſeinen Planen war er beynah unabhängig, in allen ſeinen Erforderniſſen auf das Nachdrücklichſte unterſtützt. Sein Einfluß verbreitete ſich auch über die Generalſtaaten. Mit ſchlauer Gewandtheit wußte er ihnen manche ſcheinbare Entſcheidungen zu überlaſſen, um ſie deſto ſicherer im Falle des Bedürfniſſes zu ſeinen Abſichten zu beſtimmen.

England war um dieſe Zeit ebenfalls durch einen Aufſtand eines Theils ſeiner Unterthanen beunruhigt. Die immer noch große, in Schottland hauptſächlich befindliche, Parthey der ſogenannten Jakobiten hatte die Zeitumſtände für günſtig erachtet, eine Gegenrevolution zu bewirken. Von Frankreich aus waren dieſe Unruhen heimlich befördert; die Aufrührer durch Verſprechungen nachdrücklicher Unterſtützung zu offenbaren und gewaltſamen Schritten verleitet worden. Indeſſen erreichte das Franzöſiſche Kabinet die Abſich-

ten dadurch nicht, welche es ohne Zweifel bezweckte. Die Unruhen wurden der Regierung nicht gefährlich: bewirkten nicht einmal die geringſte Veränderung in ihrem Syſteme und den Maasregeln, in Betreff des Krieges. Vielmehr war, von itzt an, weit mehr Energie, ein weit erhöhteres Intereſſe an dem Kriege wahrzunehmen.

Die Reichsarmee war von einem erfahrnen Feldherrn, Markgrafen Ludewig von Baden, angeführt; aber in dem Zuſtande, wovon wir bereits oben einen Abriß gegeben haben. Deshalb konnte ſie in Zukunft nur als ein Hülfsheer angeſehn werden. Ihr Feldherr war freylich größtentheils unabhängig; allein er vermogte nichts, weil er ſich überall von den Feſſeln des Bedürfniſſes aufgehalten fühlte.

Auf ſie hatte man alſo nur ſehr wenig rechnen können, als man den Entſchluß faßte, den Feldzug (1704) hauptſächlich in Deutſchland und mit erhöhter Kraft und großem Nachdrucke zu eröffnen. Auf Eugens Rath war er

hauptſächlich gegen den Kurfürſten von Bayern gerichtet. Er beurtheilte ihn zu richtig, als das er von den ſtets von Zeit zu Zeit wieder angeknüpften Unterhandlungen einen zweckmäßigen Erfolg hätte erwarten können. Seiner Meinung nach konnte ein ſolcher unſicherer Charakter nur durch Zwang und Noth feſtgehalten werden. Aufrichtige Vereinigung und Beyſtand wäre nicht von ihm zu erwarten. Daher müſſe man nur danach trachten, ihn durch gänzliche Entkräftung zum Schaden auſſer Stand zu ſetzen.

Andere Meinungen und die perſönliche Neigung des Kaiſers ſtimmten nicht ganz mit dieſem Rathe überein. Er wurde alſo dahin modificirt: daß noch einmal der Weg der gütlichen Unterhandlung verſucht, und im Falle der Fruchtloſigkeit die ganze Kraft des Zwangs angewandt werden ſollte. Dieſe Meinung wurde beſonders von dem Herzoge vom Marlborough unterſtützt. Er ſchien einen beſondern Ruhm darin zu ſuchen, dieſe gütliche Vereinigung zu Stande zu bringen. Durch die er-

künſtelte Geneigtheit des Kurfürſten getäuſcht, betrieb und unterſtützte er die Unterhandlungen auf das eifrigſte. Allein, ſo ſehr er dafür eingenommen war, konnte doch auch er ſich bald nicht mehr verhehlen, daß es ſcheine, als wolle der Kurfürſt nur Zeit gewinnen, nur ſeinen Gegner durch Trug und Verſtellung hinhalten. Auch war es ſo in der That. Er harrete auf eine anſehnliche Franzöſiſche Verſtärkung, und dachte itzt, da man ihn für geneigt zur Vereinigung mit dem Kaiſer glaubte, ernſtlicher als je darauf, dieſen ſelbſt in ſeinen eigenen Staaten anzugreifen. Die Beendigung des vorigen Feldzugs ſchien dieſen Plan zu rechtfertigen. Ludewig der Vierzehnte hatte ihn gebilligt und alle Anſtalten zur Unterſtützung der Ausführung getroffen.

Allein, noch eh' es ſo weit gedieh, war von den Alliirten ein Strich durch dieſe Rechnung gezogen. Im Haag, London und Wien hatte man nunmehr die geheime Uebereinkunft, zu nachdrücklichen Maasregeln, gegen den Kurfürſten, getroffen. Der Plan Eugens war

dabey zum Grunde gelegt. Er wurde aus Ungarn zurück berufen, um in Verbindung mit Marlborough denſelben zur Ausführung zu bringen. Er eilte nach Deutſchland, um das Kommando eines zwar an Anzahl geringen, aber geprüften und ſeinem Feldherrn ergebenen Heers zu übernehmen. Zu derſelben Zeit ſtellte ſich Marlborough wieder an die Spitze der Engliſche Holländiſchen Armee und der Markgraf von Baden eilte zu ſeiner Armee ins Lager, um in Verbindung mit den größeſten Feldherrn Europens auch für ſich ſchönere Lorbeeren zu brechen.

Von beyden Seiten ſuchten die Kriegführenden Partheyen nun ihre wahren Abſichten zu verhüllen, und ſich gegenſeitig durch verſtellte Märſche irre zu führen. Ludewig und Maximilian erwarteten, daß die Alliirten auch dieß Jahr den Krieg in den Niederlanden fortſetzen würden; und Marlborough verſäumte auch nichts, um ſie in dieſer Vorausſetzung zu beſtätigen. Auf der andern Seite wandte der Marſchall Tallard eben dieſe Kün-

ſte der Liſt an, um ſeine Abſicht, die Vereinigung mit dem Kurfürſten von Bayern, zu verſtecken. Es gelang ihm auch, durch ſeine Märſche den Prinzen von Baden zu täuſchen. Da es dieſer am wenigſten erwartete, ging er mit ſeinem Verſtärkungskorps über den Rhein. Vergebens ſuchte ihn nun jener aufzuhalten, oder zu einer Schlacht zu bewegen. Tallard eilte ihn glücklich voran, und bewirkte, durch einen forcirten Marſch, die Vereinigung mit dem Kurfürſten und dem Marſchall Marſin. Tallard ging ſogleich zu ſeiner bey Freyburg zurückgelaſſenen Hauptarmee zurück, und wandte ſich mit derſelben nach Kehl zu; indem der Kurfürſt die erhaltene Verſtärkung nach Ulm führte und längſt der Iſer ein Lager bezog. Der Marg. Ludewig, der Tallard gefolgt war, lagerte ſich dem Kurfürſten in der Nähe. Einige Tage nachher traf auch der Prinz Eugen ein. Er war beſtimmt, die Seele der großen Unternehmungen zu ſeyn, welche man für dieſen Feldzug beſtimmt hatte.

Während dieß in Deutſchland vorging, hatte ſich der Herzog von Marlborough, mit

einem wohl ausgerüſteten Heere von dreyßig tauſend Mann, vom Unterrhein her in Bewegung geſetzt. Um ſeine wahre Abſicht zu verſtecken, richtete er Anfangs ſeinen Marſch gegen die Moſel zu, ging dann bey Koblenz über den Rhein und zog ſich an demſelben bis nach Maynz hinauf. Er wollte dadurch bey den Franzöſiſchen Feldherren die Vorſtellung erregen, daß ſeine Abſicht gegen Landau gerichtet ſey. Der Marſchall Villeroi, von dieſer Idee geleitet, folgte ihm auf der andern Seite des Rheins, um ſich mit Tallard zur Bedeckung des Elſaß zu vereinigen. Der Engliſche Feldherr ſetzte nun ſeinen Marſch über den Mayn und Nekkar fort, wandte ſich dann links gegen das Wirtenbergiſche und vereinigte ſich (am 22ten Juny) mit der Kaiſerlichen Armee. Nun lagen freylich die Abſichten der Alliirten offen am Tage. Der Kurfürſt und Marſin fanden einen überlegenen Feind vor ſich, und keine Ausſicht, zu einer Verſtärkung vom Elſaß aus. Indeſſen hatte hiezu Ludewig bereits den Befehl gegeben und Tallard wartete nur

auf eine günſtige Gelegenheit, denſelben zur Ausübung zu bringen.

Gleich nach der Ankunft Marlboroughs waren Eugen und Ludewig von Baden zu Heilbron mit ihm zuſammen getroffen, um das Nähere für den Operations-Plan zu verabreden. Marlborugh und Eugen fühlten die Verwandtſchaft großer Geiſter und ſich durch dieſelbe gleich bey ihrer erſten Bekanntſchaft für die Zukunft auf immer verbunden. Der Markg. von Baden beobachtete das Betragen, wie man es bey Menſchen, die ihre Subordination fühlen, und dennoch Verdienſte und ein Recht zu Anſprüchen zu haben glauben, in Gegenwart großer Männer gewöhnlich bemerkt und welches eine ſichere Bezeichnung für ſie zu ſeyn ſcheint. Er fürchtete zurückgeſetzt und unterwürfig gemacht zu werden, und widerſetzte ſich daher den Vorſchlägen, die von den beyden andern, beſonders aber von Eugen, gethan wurden. Ueberdieß machte er, als älteſter Kaiſerlicher General, Anſprüche auf den Oberbefehl der geſammten vereinigten Armee.

Nur Eugens Geſchmeidigkeit des Geiſtes und Marlboroughs Entſchloſſenheit konnten die Mißhelligkeiten verhindern, welche sein Betragen hervorzubringen, so sehr geschickt war. Auf Eugens Vorschlag und Betrieb wechselte der Oberbefehl täglich unter allen Dreyen. Er selbst legte sich mit seinem Korps in die Linien von Stollhofen, welche Ludewig von Baden auf seinen Vorschlag zu beziehn verweigert hatte. Er milderte den Unmuth Marlboroughs, welchen dieser über das Betragen des Markgrafen bereits zu äußern begann. Troz seiner Störrigkeit und Anmaßungen wurde der Markgraf dennoch von ihm und Marlborough zu ihren Absichten gelenkt. Beyde schienen nur eine Person auszumachen, handelten stets übereinstimmend und nach einerley Entwürfen, welche größestentheils das Eigenthum Eugens waren.

Nie haben zwey mit gleichem Ansehn bekleidete Feldherren inniger harmonirt, als diese; nie waren aber auch zwey Feldherren geschickter dazu, als sie. Eugen verband mit

der größesten Furchtbarkeit des Geistes die höchste Biegsamkeit des Charakters. Marlborough war eben so fein und geschmeidig, als tapfer, entschlossen, unternehmend. Nichts übertraf seine Gegenwart des Geistes in Verlegenheiten. Auf dem Schlachtfelde war er daher ganz an seinem rechten Orte. Seine Talente unterstützte ein unwandelbares Glück. Aus diesem entsprang ein Selbstvertrauen, was wieder den glücklichen Feldherrn macht. Eugen gab ihm an Kühnheit und Entschlossenheit nichts nach, verband aber damit mehr Behutsamkeit. Er überschaute das Ganze heller, war sicherer in seinem Urtheile und unerschöpflicher in Hülfsmitteln, wenn die Noth ihn drängte. Ohne Zweifel war Eugen ein weit größerer Kopf, als Marlborough. Auch schien dieser es zu fühlen, und war daher meistens bereit, die Plane, welche Eugen entwarf, mit seiner ganzen Kraft und allen seinem Glücke zur Ausführung zu bringen. Waren sie beyde zusammen, dann stand Eugen gegen ihn scheinbar etwas zurück. Gleichwohl war er es, welcher größestentheils in Marlborough

wirkte;

wirkte; er war, wo er war, der ſtets wirkſame Geiſt, der alles um ſich her zu einer raſtloſen und zweckmäßigen Thätigkeit belebte.

Der Kurfürſt ſtand mit dem Marſchall Marſin in ſeinem feſten Lager, zwiſchen Launingen und Dillingen. Ganz ſeinen hochfahrenden Planen zuwider ſchien er ſich nur auf die Vertheidigung ſeiner Erbſtaaten beſchränken zu wollen. Guter Rath war itzt in ſeinem Lager ſehr theuer. Maximilian ſelbſt war nicht fähig einen feſten und gehörig zuſammenhängenden Plan zu entwerfen, oder ſich durch eine ſchnelle und wohlberechnete Maasregel aus einer Verlegenheit zu ziehn. Er ſah nicht über die zunächſt vor ihm liegende Begebenheit hinaus, und war ängſtlich unentſchloſſen, ſobald er nicht ein entſchiedenes Uebergewicht auf ſeiner Seite erkannte. Marſin war kühn, decidirt, thätig; aber er hatte weder Kenntniſſe noch Erfahrung, noch Ueberlegenheit des Geiſtes. Mit einer Brigade Dragoner auf dem Schlachtfelde den Feind im Angeſichte anzugreifen, oder eine Batterie zu beſtürmen,

das war der Wirkungskreis, den ihn seine Talente anwiesen, und worauf ihn sein Schicksal eigentlich hätte begrenzen sollen. Von ihm hatte also Maximilian auch keine sichere und bessere Rathschläge zu erwarten. Hätte er sie aber auch erhalten, so würde er sie doch schwerlich befolgt haben; weil er ihn nicht genug achtete, um das eigene Urtheil dem seinigen zu unterwerfen. Er begrenzte sich also auf die einzige Sicherheits-Maaßregel, den Feldmarschall Arco, mit zehn tausend Mann, auf den Schellenberg, in eine Verschanzung zu legen; um dadurch dem Feinde am Eindringen zu hindern.

Der Schellenberg war zu diesem Zweck vorzüglich geschickt. Seine Form und natürliche Beschaffenheit, seine Lage, seine Nachbarschaft des Flusses und der Festung Donauwerth schienen ihn einem jeden Feinde unersteiglich wenigstens uneroberlich zu machen. Die Verschanzungen wurden schnell mit vieler Sorgfalt auf demselben errichtet, und die Gegend weit umher verlassen und verwüstet.

Indem die Bayern hiemit zu Stande gekommen waren, hatten auch die verbündeten Feldherren ihren Entſchluß gefaßt. Marlborough drang darauf, im Gefühle ſeines Muths und ſeines Glücks, den Schellenberg anzugreifen. Der Widerſpruch des Markgrafen blieb ohne Wirkung. Marlborough griff an einem Tage, wo er das Oberkommando führte, den Schellenberg an. Der Muth des Feldherrn beſeelte die Krieger. Mit einer unglaublichen Kühnheit erklimmten ſie den Berg und griffen mit geſenktem Bajonnet die Verſchanzungen an. Der heftige Widerſtand ſchreckte ſie nicht. Zwey Stunden fochten ſie mit unermüdlicher Beharrlichkeit, und immer noch war der Ausgang zweifelhaft. Endlich führte der Markgraf einen Sukkurs deutſcher Truppen herbey, und nun war der Sieg bald entſchieden. Mit einer Tapferkeit, die bey Reichstruppen eine noch gröſſere Bewunderung erregen muß, unterſtützten ſie die Engländer. Neuer Muth und neue Kraft belebte nun auch dieſe wieder. Die Feſte wurde erſtürmt, die Feinde theils niedergeworfen, theils vertrie-

hen. Was durch die Flucht ſich zuretten ſuchte fand ſeinen Tod gröſſestentheils in den Wellen der Donau. Die Brücke war abgebrochen, und ein feindliches Korps wehrte ihnen die Zuflucht nach der Feſtung Donauwerth. Der Feldherr ſelbſt rettete ſich nur mit Lebensgefahr durch Schwimmen. Alles Gepäck, alle Artillerie und Munition gerieth in die Hände der Sieger.

Nach der Beſitznehmung des Schellenbergs die feilich auch ihnen viel gekoſtet hatte, fanden die Verbündeten weiter kein Hinderniß, in Bayern einzudringen. Der Kurfürſt hielt ſich nun auch nicht mehr ſicher in ſeinen feſten Lager und zog ſich unter die Kanonen vor Augsburg. Die Alliirten lagerten ſich ihm gegen über. Das Land war dem Sieger preis gegeben, und empfand es nur zu ſehr, daß die Truppen es als eine reiche Eroberung betrachteten.

Dieſe Niederlage auf dem Schellenberge hatte dem Kurfürſten mehr als ſechstauſend

Mann und den Beſitz des größeſten Theils ſeines Landes gekoſtet. Er ſah einen überlegenen Feind ihn gegen über, und dieſen überlegenen Feind die ſchrecklichſten Verheerungen in ſeinem Lande unter ſeinen Augen vornehmen. Allein dieſer Feind erklärte, er ſey nur gekommen, um von dem Kurfürſten die Entſcheidung zu hohlen: ob er Krieg oder Frieden begehre? In dem Augenblicke da er das erſte wählte, und ſeiner itzigen Verbindung entſagte, hatte er in ihm einen Freund und Bundesgenoſſen; und dennoch konnte er es nicht über ſich erhalten, dieſe Entſcheidung zu geben. Bis dahin hatte er die Unterhandlungen ausgedehnt, nie ſie ganz abgeriſſen, aber auch nie ſich auf etwas entſcheidendes eingelaſſen. Auch jetzt konnte ſein Stolz und ſein Haß gegen Oeſtreich ſich noch nicht unter dem eiſernen Joche der Nothwendigkeit beugen. Frankreich hatte ihm wiederhohlt Unterſtützung verſprochen. Dieſer harrte er, mit dieſer hofte er das Uebergewicht und Vermögen zur Wiedervergeltung in Kurzem auf ſeiner Seite zu ſehen. Nun mogten vor ſei-

nen Augen nach allen Seiten hin Dörfer und Städte in Flammen auflodern; nun mogten ſeine Unterthanen zu Grunde gerichtet, gemißhandelt, verſcheucht werden: — es erhöhte ſeine Erbitterung, aber es brach ſeinen Sinn nicht. Wenn das Sengen und Brennen nicht aufhöre, ließ er Marlborough ſagen, ſo werde er eine unerhörte Rache nehmen. Dieſe Rachbegierde verhärtete ihn nur noch mehr; ſie machte ihn völlig unfähig ſich zur Annahme des einzigen leichten und ſicheren Mittels ihrer Rettung zu entſchließen. Je mehr er über das Verfahren des Feindes ergrimmte, deſto weniger fühlte er ſich fähig, durch Aufopferung ſeiner unedlen Leidenſchaften ſeine Unterthanen zu retten, ihnen, wo nicht Frieden, doch Sicherheit zu ſchenken. Seine Erbitterung, aber auch ſeine Verhärtung ſtieg aufs Höchſte, als nun auch noch von der andern Seite, über die Gebürge am Intbale die Tyroler Scharfſchützen eindrangen, und — um Rache für Maximilians räuberiſchen Zug durch ihre Thäler zu nehmen, — das Land verheerten und das Vieh und die übrige be-

wegliche Habe der Einwohner mit hinweg schleppten.

Um die Zeit und Gelegenheit zur Rache desto sicherer zu erreichen, nahm er zur Verstellung und Trug seine Zuflucht. Noch immer mogte Marlborough die Hoffnung nicht aufgeben, den Kurfürsten zur Annahme gütiger Vorschläge und zur Vereinigung mit dem grossen Bunde zu bewegen. Er setzte deshalb seine Auffoderungen mit steigendem Eifer fort, und der Kurfürst, um Zeit zu gewinnen, ließ sich itzt näher ein, und bezeigte selbst den Wunsch, diese Mishelligkeit auf eine friedlichere Weise beenden zu können. Es wurden nun aufs neue Unterhandlungen angeknüpft. Durch Foderungen und Verwilligungen kam man sich allmählich näher. Alles Zögern vermogte nicht mehr den Moment, wo Maximilian den Frieden unterzeichnen sollte, auf zu halten. Seine Verlegenheit stieg aufs Höchste. Plötzlich warf er die Maske weg; denn so eben hatte er die Nachricht erhalten, daß sich der Marschal Tallard mit einem ansehnli-

chen Hülfskorps nahte. Anſtatt zu unterzeichnen gab er nun die Erklärung: ſeine Ehre fodere es von ihm, die Franzöſiſchen Hülfs-Truppen zu erwarten. — Die Verheerungen ſeines Landes, mit denen man während den Negotiationen inne gehalten hatte, erhielt einen neuen und weit ſchrecklichern Fortgang. Die Erbitterung der verbündeten Feldherren, die ſich durch die Verſtellung des Kurfürſten hintergangen ſahen, mußten die unglücklichen Einwohner büßen. Dafür hatten ſie die Genugthuung, Unterthanen eines Fürſten zu ſeyn, der auf Ehre hielt. Mit kaltem Grimme ſah der Kurfürſt den Greueln und dem Elende zu; — und wartete die Hülfsvölker ab, welche denn auch (am 4ten Aug.) ſich mit ſeinem Heer vereinigten.

Auf die dringenden Auffoderungen des Kurfürſten und den wiederhohlten Befehl ſeines Monarchen, war Tallard mit fünf-und dreyßig tauſend Mann nach dem Schwarzwalde zu aufgebrochen. Eugen hatte die Linien bey Stelhofen verlaſſen, um ihm wo möglich

den Weg zu verſperren. Allein der Franzöſiſche Feldherr wich ihm aus und ging, an den Ufern der Donau, ungehindert über Ulm nach Augsburg. Eugen begleitete ihn, auf dem gegenſeitigen Ufer, bis nach Höchſtädt. Von hieraus eilte er in das Lager Marlboroughs, um mit ihm die zu nehmenden Maasregeln zu verabreden.

Eugens erſte Idee war, ohne Zeit-Verluſt, mit dieſer dreyfach vereinigten Armee den Feind anzugreifen. Allein er ſah in der Eigenwilligkeit des Markgrafen von Baden ein Hinderniß der Ausführung, was nicht anders als durch die Trennung von ihm, alſo auch die Aufopferung ſeines Heeres aus dem Wege geräumt werden konnte. Eugen kannte die Schwäche des Prinzen Ludewig, daß er ſich nie größer fühlte, als in einer Belagerung. Er redete daher von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Belagerung von Ingolſtadt, um ſich Bayerns völlig zu bemächtigen, und Ludewig war bereit, dieſelbe zu übernehmen. So bald er dahin abgezogen

war, vereinigten ſich Marlborough und Eugen zu dem Entſchluſſe dem Feinde ſobald als möglich eine Schlacht zu liefern. Zwar war ihr vereinigtes Heer an Mannszahl dem feindlichen nicht ganz mehr gewachſen. Allein dagegen waren die Talente und Geſchicklichkeit der Anführer dieſer ihnen weit untergeordnet. Auch konnten ſie vorausſetzen, daß die Truppen denſelben nicht mit ſoviel Ergebenheit und Vertrauen folgen würden, als die ihrigen ihnen bereits bey ſo manchen Gelegenheiten bewieſen hatten. Marlborough vertraute ſeinem Glücke und Eugen erwog den Drang der Nothwendigkeit. Nur durch Schlacht und Sieg konnten ſie ſich itzt in dieſer Gegend behaupten, das Land umher vermogte ihnen keinen weitern Unterhalt zu geben. Ihre Magazine waren von ihnen entfernt und die feindlichen Feldherren hatten bereits alle Maasregeln genommen, um ihnen jede Zufuhr von dorther abzuſchneiden. Dieſe ſchickten ſich an, das feſte Lager zwiſchen Launingen und Dillingen zu beziehn. Von hier aus war es ihnen leicht, jede Zufuhre aus dem zu Rürn-

berg und Nördlingen befindlichen Magazine der Verbündeten zu verhindern. Villarei, der am Rhein zurückgeblieben war, ſetzte ſich nach dem Wirtenbergiſchen in Bewegung, um dieſem Herzogthume die Neutralität abzunöthigen. Der Marſchal Tallard ſollte dann unverzüglich das ſechszehn tauſend Mann ſtarke Korps des Prinzen Eugen, eh es ſich mit dem Heere Marlboroughs vereinigen könne, angreifen und, wie er für gewiß hielt, zu Grunde richten. Dann konnte Marlborough freilich auch unangegriffen ſich nicht lange halten.

Als die Feldherren des Franzöſiſch-Bayerſchen Heers dieſen Plan entwarfen, rechneten ſie allerdings darauf, daß die Verbündeten die Maasregeln, welche ſie zu ergreifen für gut finden dürften, ruhig abwarten würden. Allein ſchon waren dieſe mit der Ausführung ihres, von jenen freilich ſehr abweichenden, Planes emſigſt beſchäftigt. Indem ſich das Franzöſiſch-Bayerſche Heer gegen Dillingen bewegte, war Marlborough

über den Leg und die Donau, bis in die Nähe von Donauwerth zurückgegangen und vereinigte ſich mit Eugen, ehe noch Tallard daran dachte, daß dieß geſchehen könne. Die vereinigte Armee lagerte ſich zwiſchen Münſter, Erlingen und Oppershofen,

Am folgenden Tage (den 12ten Aug.) ſah ſie die Franzöſiſche Armee vor ſich. Die Feldherren erforſchten das Terrain, und die Stellung der feindlichen Armee, und fanden dieſelbe für ſie eben ſo vortheilhaft, als für ſich ungünſtig. Ueberdieß erfuhren ſie mit Zuverſicht, daß eine Ueberzahl von wenigſtens ſechstauſend Mann Infanterie auf Seiten des Feindes ſey, und daß, beſonders das von Tallard erſt herbeygeführte, Hülfskorps aus dem Kern der Franzöſiſchen Armee beſtehe. Allein ſo wie die Sachen lagen, konnten dadurch keine Veränderungen in den Entſchlüſſen der Feldherren bewirkt werden. Auſſer den allgemeinen Beſtimmungs-Gründen, — wäre es auch ein Wageſtück — zu unternehmen, hatte der Herzog von Marlborough noch Privatgründe,

Seine Feinde in England hatten im Parlamente manche Beſchwerden gegen ihn erhoben. Beſonders misbilligten ſie den Heerszug nach Bayern. Männer von Anſehn und Einfluß ſprachen von Verantwortlichkeit und Büßung eines eigenmächtigen Verfahrens mit ſeinem Kopfe. Wäre auch davon für Marlborough nichts zu fürchten geweſen, ſo war doch ſein Ehrgeitz dadurch auf das empfindlichſte ergriffen. Er wollte dieſe Redner beſchämen und zum Schweigen bringen, und wäre es auch durch ſeinen Tod auf dem Schlachtfelde. Eugen hegte mit ihm gleiche Geſinnungen, und ſo fanden diejenigen kein Gehör, welche das Gefahrvolle dieſer Unternehmung in dem Kriegesrathe darzuſtellen ſich angelegen ſeyn ließen. Die Schlacht wurde auf den andern Tag beſchloſſen und alle Veranſtaltungen ſchon am Abend vorher dazu getroffen.

Mit Sonnen Aufgang (am 13ten Aug.) ſetzte ſich die Armee der Verbündeten in Bewegung und ging auf verſchiedenen Brücken über den Bach Keſſel. Marlborough führte

den linken Flügel. Er beſtand aus den Engliſchen und Holländiſchen Truppen, den rechten formirten die Oeſtreicher, Dänen, Preußen und Heſſen, unter der Anführung Eugens. Das ganze Heer war zwey und funfzig tauſend Mann ſtark, den Feind an Reuterei überlegen und mit achtzig Kanonen verſehn.

Der Feind ſtand indeſſen ruhig in ſeinem Lager und ahnete nichts von einem ihm ſo nahen Angriffe. Er wußte nicht einmal, daß ſich Eugen bereits mit dem Engliſchen Feldherrn vereinigt habe. Als er nun die Verbündeten in Schlachtordnung ſich nähern ſah, waren ſowohl der Kurfürſt als die Franzöſiſchen Feldherren nur unzufrieden darüber, daß ſie ihnen zuvorkamen. Stolz auf ihre Uebermacht und die Vortheile, welche ihnen ihre Stellung gewährten, ſahen ſie einen glänzenden Sieg mit Zuverſicht voraus und eilten, die Anſtallten zum Empfang der Ankommenden zu treffen.

Die Alliirten ſahen nun die Stellung der Franzoſen in der Nähe, und zugleich die Schwierigkeiten, welche ſie ihnen in den Weg legten. Der rechte Flügel des Franzöſiſch-Bayerſchen Heers begann in dem Dorfe Blondheim und zog ſich nach einer Anhöhe zu, von welcher man die ganze Gegend beherrſchen konnte. Der linke lehnte ſich an den Wald, bis über das Dorf Klagheim hinauf. Hinter ſich war es durch die Donau geſchützt, und vor ihm in der Tiefe erſchwerte der ſumpfige und mit hohen Ufern verſehene Nebelbach die Annäherung des Feindes. Dieſe Schwierigkeiten befeuerten indeſſen den Muth der Angreifenden nur noch mehr. Sie wurden die Unthätigkeit in dem Franzöſiſchen Lager gewahr und beſchloſſen ſo gleich davon Nutzen zu ziehn. Marlborough ließ Brücken über den Nebelbach ſchlagen und ging ungehindert hinüber; indem Eugen ſich mit ſeiner Infanterie über ein waldigtes Gebürge hinzog, um einen Moraſt zu umgehn, und den linken Flügel des Feindes in den Flanken zu nehmen. Die Franzöſiſch-Bayerſche

Schlachtordnung bildete zwey verſchiedene Heere. Auf dem rechten Flügel ſtand Tallard mit ſeinem Hülfskorps; auf dem linken der Kurfürſt und Marſin. Das Centrum war ganz unbeſetzt. Als der Marſchal Tallard das Heer zur Schlacht ordnete, legte er in die Dörfer Blondheim und Oberblau ſtarke Beſatzungen ſeiner beſten Infanterie, um ſich gegen einen Seiten-Angriff zu ſichern. Marlborough bemerkte dieß, und ſein richtiger Blick zeigte ihm ſogleich den Vortheil, welchen er bey dem Angriffe hieraus ziehn könne. Dieſer verzögerte ſich indeſſen; weil die Verabredung getroffen war, nicht eher anzugreifen, als bis er von Eugen ein Zeichen erhalten habe, daß auch er zum Angriff bereit ſey. Der weite und beſchwerliche Umweg den dieſer nehmen mußte, verzögerte ſeine Ankunft bis um zwey Uhr Nachmittags. Da die Franzoſen nicht Luſt hatten, ihre vortheilhafte Stellung zu verlaſſen, ſo wurde auf dieſer Seite die Zeit durch eine Kanonade ausgefüllt; während welcher die Armee völlig über den Bach gehen und ſich ordnen konnte. Endlich erfolgte

folgte das verabredete Zeichen. Marlborough ließ nun die Dörfer angreifen, um den Franzöſiſchen Feldherrn glaubend zu machen, daß er hierhin ſeinen Hauptangriff richten werde. Dieſe Liſt gelang. Tallard legte immer mehr ſeiner beſten Infanterie in dieſe Dörfer, und ſchwächte dadurch ſeine Schlachtordnung. Indem Marlborough hier den falſchen Angriff mit ſcheinbarem Eifer fortſetzte, richtete er die Hauptkraft ſeiner Armee gegen die von der Infanterie verlaſſene Reuterei des Feindes. Die Dörfer werden lange vergebens berennt. Die Franzöſiſche Reuterei wird deſto ſchneller geworfen. Noch einmal bringt ſie der Feldherr zum Widerſtande, es entſteht ein Drängen hin und her. Die Schlacht wird immer heftiger und mörderiſcher. Endlich entſcheidet ſich der Sieg für Marlborough. Die Franzöſiſche Reuterei flieht, theils nach Höchſtädt zu, theils von den Siegern verfolgt, gegen die Donau-Brücke, um hier Rettung zu ſuchen. Mit Schrecken ſehn ſich die Fliehenden von ihr abgeſchnitten und aufs Neue angegriffen. Ihnen bleibt nun einzig die trau-

rige Wahl, zwiſchen dem Tode in den Fluten und dem Tode im Kampfe. Tauſende wählen den erſten. Einer drängt den andern; die Donau iſt mit Leichen bedeckt. In dieſem ſchrecklichen Gedränge ſinkt der Sohn des Marſchall Tallard an ſeiner Seite todt nieder. Er ſelbſt iſt im Begriffe, mit Wunden und Blut bedeckt, ſich in den Fluß zu ſtürzen, als er erkannt, und zum Gefangenen gemacht wird. Tod und Gefangenſchaft macht dem Kampfe hier ein baldiges grauſenvolles Ende.

Mit erhöhter Kraft wird nun die Beſatzung in den verſchanzten Dörfern angegriffen. Lange vertheidigen ſich die muthvollen mit dem Schickſaale ihrer Streitgenoſſen und ihres Feldherrn unbekannten Krieger, mit der unerſchütterlichſten Tapferkeit. Selbſt als ſie ihres Anführers beraubt ſind, als man Anſtalten macht, die Dörfer anzuzünden, verwerfen ſie jede Aufforderung, ſich zu ergeben. Schon lodern die Flammen rings um den Dörfern her, ſchon tönt das Jammergeſchrey durch den Donner des Geſchützes und das Getümmel der

Kämpfenden; als ſie endlich ſich zu unterhandeln geneigt bezeigen. Ein Heer von dreyzehn tauſend Mann ſtreckt nun, Angeſichts der Sieger, das Gewehr. Selbſt dieſe erſtaunen über die unerwartete Zahl und Europa bewundert es, als ein damals unerhörtes Ereigniß.

Während ſich das Treffen hier auf eine ſo ſchauderhafte und entſcheidende Weiſe endete, hatte auf der andern Seite Eugen mit gleichem Ruhme, obwohl nicht mit gleichem Glücke gefochten. Ohne ſeinem, von dem beſchwerlichen Marſche ermüdeten Truppen Zeit zum Ausraſten zu geſtatten, ſuchte er ſogleich den Feind in der Seite anzugreifen. Allein der Kurfürſt, der hier kommandirte, zeigte ihm durch eine geſchickte Wendung die Stirn und erwartete den Angriff in einer günſtigen Stellung. Nicht leicht iſt ein Angriff mühſamer und gewagter, eine Vertheidigung mit mehr Ueberlegenheit geſchehen als hier. Der gröſſeſte Theil des verbündeten Heers muß ſich durch ſumpfigte Tiefen mit Gefahr zu verſin-

ken und Aufopferung ſeiner beſten Kräfte hindurch arbeiten, um dem Feinde die Anhöhe hinan ſeinen Angriff entgegen zu tragen. Mit Muth und Kraft wird er gleichwohl gewagt; aber mit überlegener Kraft zurück geworfen. Noch einmal greift die Kavallerie an, und noch einmal wird ſie bis in den Moraſt zurück gedrängt. Eugen ſieht den Schlachtgewinn und ſeinen Ruhm in der dringendſten Gefahr. Aufgebracht über die ungewohnte Muthloſigkeit ſeiner Reuterei, ſchießt er zwey fliehende Küraſſier mit eigener Hand vom Pferde, redet den übrigen Muth ins Herz, ſetzt ſich an ihre Spitze und ſtürmt aufs Neue der feindlichen Reuterei entgegen. Unvermögend dieſem unerwarteten und ungeſtümen Angriffe zu widerſtehen, geräth ſie in Unordnung und überläßt ſich der Flucht. In dieſem Augenblicke erneuert die verbündete Infanterie ihren Angriff. Das Schlachtgetümmel erhöht ſich bis zu einem furchtbaren Grade. Mit ſchrecklicher Heftigkeit greifen die Verbündeten an. Mit eiſerner Dauer ſtehn die Bayern. Der Kurfürſt ficht ſelbſt mit der Tapferkeit, die die

Verzweiflung einhaucht. Er verliehrt ſich tief in den Reihen der Streitenden, und wird nur mit Mühe der Gefangenſchaft entriſſen. Nun endlich, da die Reihen der Kavallerie unwiederbringlich zerrüttet ſind, beginnt auch die Infanterie zu weichen. Um dieſe Zeit langt die Nachricht von der gänzlichen Niederlage des rechten Flügels hier an, und verbreitet durch das ganze Heer Schrecken und Muthloſigkeit. Der Sieg iſt für Eugen entſchieden. Der Kurfürſt und Marſin ziehen ſich in guter Ordnung gegen Dillingen zurück. Dieſer Rückzug iſt mit eben ſo viel Blut und Todte bezeichnet, als die Schlacht ſelbſt. Die Nacht macht ſpät dem Verfolgen ein Ende.

Dieß iſt ein matter Abriß der Schlacht, welche Oeſtreich rettete, den Kurfürſten von Bayern zu Grunde richtete, Frankreich eine faſt unheilbare Wunde ſchlug, in dem ganzen Kriege Epoche machte und den Ruhm der ſiegenden Feldherren über jeden andern jener Zeit erhob. Der Verluſt war auf Seiten der Ueberwundenen unermeßlich. Von der Armee,

die vor der Schlacht acht und funfzig tauſend größestentheils der beſten Krieger zählte, waren nach derſelben kaum vier und zwanzig tauſend übrig. Zwanzig tauſend lagen auf der Wahlſtädte todt oder verwundet. Ueber dreytauſend hatten ihren Tod in den Fluten der Donau gefunden; funfzehn tauſend waren gefangen. Alles Gepäck wurde Eigenthum der Sieger. Fünf tauſend drey hundert Wagen Lebensmittel und Munition, drey hundert dreißig beladene Mauleſel, die ganze Artillerie, die Kriegskaſſe, und alles was zum Train gehörige, fiel in die Hände der Sieger.

In ganz Europa ertönte es von den Ausrufungen des Schreckens und der Freude über dieſen Sieg wieder. In Wien ſchrieb man ihn dem kräftigen Gebete des frommen Kaiſers zu. Er ſelbſt fand ſich in dieſem Glauben um ſo mehr beſtätigt, da er ſich einer Ahnung erinnerte, welche er am Tage vor derſelben empfunden hatte. Drey Tage nach einander waren deßhalb, auf ſeinen Befehl, außerordentliche Gebete gehalten, die er ſelbſt

durch seine gewaltige Wehrkraft unterstützt hatte. Ohnerachtet der festen Ueberzeugung, daß der an diesem Tage erfochtene Sieg eine Wirkung derselben gewesen sey, sandte er dennoch ein langes Danksagungsschreiben an Marlborough, worin er ihm den Titel eines deutschen Reichsfürsten beylegte. Ueberhaupt wurde diesem die gröſsere Ehre von diesem Siege zu Theil; wiewohl Eugen das gröſsere Verdienst davon gebührte.

Indem man zu Wien Freudenfeste feyerte, herrschte am Hofe zu Versailles Niedergeschlagenheit und Trauer. Den König brachte zwar die Nachricht nicht aus seiner gewöhnlichen Fassung. Erstaunen war das einzige Gefühl, was er bey derselben öffentlich äuſserte. Als er aber nachher mit der Frau von Maintenon allein war, überlieſs er sich einigen, doch sehr gemäſsigten Klagen. Sie mißbilligte auch diese und befahl ihm, sich unter der gewaltigen Hand Gottes zu demüthigen. Der König erkannte diese Nothwendigkeit seufzend. Ach! rief er, Madam, bedenken sie! dreiſsig Ja-

taillon Franzoſen zu Kriegsgefangenen! Dieß war es alſo, was ihm von dieſer ganzen ſchauderhaften Scene allein oder hauptſächlich zu Herzen ging. Man erkennt leicht das Gefühl, was auch itzt ſich einzig in ihm regte.

Der Kurfürſt, Tallard und Marſin verklagten ſich wechſelſeitig; um wenigſtens die Schuld dieſer Niederlage von ſich abzuwälzen, wenn ſie die Folgen derſelben, (die wichtiger als die Schlacht ſelbſt waren), nicht verhindern konnten. Ganz Schwaben und Bayern war nun in den Händen der Alliirten. Der Kurfürſt wurde ſeiner Staaten für verluſtig erklärt und ſeiner Gemahlin allein die Stadt und das Amt München zu ihrem Unterhalte überlaſſen. Oeſtreich war gegen jeden Angriff geſichert, Würtenberg gerettet; die Ueberbleibſel der Franzöſiſch-Bayerſchen Armee über den Rhein zurückgetrieben. Der Muth der verbündeten Feldherren war erhöht und Marlborough drang darauf, den Krieg nach Frankreich ſelbſt hinüber zu tragen. Zu ſeinem großen Verdruſſe, aber wahrſcheinlich zu

ſeinem Heile — denn noch nie iſt eine feindliche Armee ungeſtraft in das Herz von Frankreich gedrungen — ſah er ſich durch höhere Beſchlüſſe daran verhindert. Einige Reichsfürſten hatten auf die Belagerung von Landau angetragen. Markg. Ludewig von Baden, der die Belagerung von Ingolſtadt aufgeben müſſen, unterſtützte dieſen Vortrag und der römiſche König Joſeph hoffte bey dieſer Gelegenheit ſeine ehmals hier erworbenen Lorbeeren aufs Neue aufgrünen zu ſehen. Prinz Ludewig hatte noch vor ſeiner Ankunft die Belagerung angefangen und ſeine Gegenwart beſchleunigte ſie nicht. Marlborough und Eugen, die mit ihrer Armee die Belagerung decken mußten, ſahn mit Verdruß beynah zwey Monathe lang dieſer Zeitverſplitternden Unternehmung zu. Endlich (am 24ten Nov.) ging die Feſtung auf dieſelbe Bedingungen, als das erſtemal, an die Belagerer über und endete dieſen höchſt merkwürdigen Feldzug.

8

Anfang des Krieges der beyden Gegenkönige, (1704) an der Portugiſiſchen Gränze; zum Vortheil Philips von Anjou. Rückkehr der verbundeten Flotte. Vergebener Verſuch auf Barcelona, glücklicherer auf Gibraltar. Seeſchlacht bey Mallaga. Vermehrte und verbreitete Unzufriedenheit mit der Franzöſiſchen Regierung in Spanien, Aragonien, und mißliche Lage Philips im Anfange des Jahrs 1705. Gibralter wird vergebens von ihm belagert. Hingegen nimmt Karl Barcellona ein und unterwirft ſich Catalonien, Aragonien und den gröſſeſten Theil von Valenzia. Der fortgeſetzte Streit der beyden Gegenkönige wird nun zu einem Bürgerkriege. Philips Verſuch ſeinen Gegner durch Franzöſiſche Unterſtützung (1706) Barcelona wieder zu entreiſſen, gewinnt einen höchſt unglücklichen Ausgang. Nach dieſer mißlungenen Expedition unterwirft ſich in kurzem der gröſſeſte Theil Spaniens Karl dem Dritten. Die

Feldherren des engliſch-portugiſiſchen Heers laſſen ihn an eben dem Tage zu Madrit zum Könige von Spanien ausrufen, an welchem er zu Saragoſſa als ſolcher ſeinen feierlichen Einzug hält.

Als Karl der Dritte in Portugal landete, näherte ſich ein Spaniſches Heer von dreißig tauſend Mann der Portugiſiſchen Grenze. Karl hatte ſeinem Gegner itzt noch keine gleiche Macht entgegen zu ſtellen. Sein Uebergewicht war auf die Zahl der Anhänger Oeſtreichs in Spanien berechnet, deren Erklärung und Vereinigung mit ihm man nun erwartete. Zwar hatte er zwölf tauſend Mann Engliſche und Niederländiſche Truppen mitgebracht, und der König von Portugal hielt ein Heer von etwa achtzehn tauſend Mann zu ſeinen Dienſten bereit. Allein auf dieſe letztern war wenig zu rechnen. Sie beſtanden größeſtentheils aus zuſammengeraftem Geſindel, ohne Uebung und Kriegeszucht. Auch konnte Don Pedro nicht alles für die Unterhaltung und zur Benutzung dieſes Heers thun, was er wohl zu thun wünſchte, und was erforderlich geweſen

wäre, wenn es eine kräftige Wirkſamkeit hätte üben ſollen. Sein Verhältniß zu den Großen des Reichs, die geheimen Verbindungen ſeiner Miniſter mit dem Franzöſiſchen Hofe; der wenige Gemeingeiſt und die Rangſucht der Anführer zeigten ſich als eben ſo viel Hinderniſſe, welche vorher größeſtentheils außer Acht gelaſſen waren.

Auch die Wirkſamkeit der Engliſch-Holländiſchen Armee wurde durch dergleichen Armſeeligkeiten für die erſte Zeit faſt gänzlich gehemmt. Rangſucht und Privat-Intereſſe beſchäftigte die Feldherren weit mehr, als die Angelegenheiten der Monarchen, für welche ſie kämpfen ſollten und der Kriegesruhm, welcher hier zu erwerben war. Der engliſche General Schomberg wurde, auf den Wunſch des Königs Karls, abgerufen. Allein Lord Galloway, der ſeine Stelle erſetzte, beobachtete beynah daſſelbe Betragen. Von den Generalſtaaten mußte erſt die Entſcheidung eines Rangſtreits zwiſchen ihm und dem Holländiſchen General Fagel eingehohlt werden. Dieß hemmte natürlich

die Wirksamkeit der Armee ungemein und war eine Hauptursach von der Verzögerung der Operationen und den geringen Fortschritten, welche die Verbündeten in diesem Feldzuge machten. Keiner der Feldherren wollte unter dem andern dienen: keiner vereinet mit dem andern wirken. Die Gegenwart beyder Könige (Don Pedros und Carls) bey dem Heere wirkte nur wenig. Beyde genossen keines großen persönlichen Ansehens: beyde waren keine Soldaten. Unter der Anführung des Herzogs von Bernyk drang daher die spanische Armee schnell und tief in Portugal ein. Die Vortheile, welche der Marquis das Minas mit dem Portugisischen Heer dagegen an der spanischen Grenze erkämpfte, waren jenen nicht gleich zu schätzen. Die Sommerhitze nöthigte beyde Heere bald, die Waffen einige Zeit ruhen zu lassen. Als sie im Herbste wieder gegen einander rückten, hätte eine Schlacht dem Feldzuge eine für die Verbündete vortheilhafte Wendung geben können; allein die Uneingikeiten der Anführer verhinderten sie. Die Portugisischen Generale be-

ſtimmten den König Don Pedro, ſeine Einwilligung zu verweigern. Die Heere gingen alſo auch in die Winterquartiere, ohne daß etwas von einiger Erheblichkeit geſchehen wäre.

Die Thätigkeit der Armeen wurde von der Flotte der Verbündeten, auf ihrer Rückfahrt, bey weitem übertroffen. Durch den Prinz von Darmſtadt war ſie veranlaßt, einen Verſuch zur Hinwegnahme der Hauptſtadt Cataloniens, Barcelona, zu machen. Er war unter der vorigen Regierung Gouverneur dieſer Provinz geweſen und hatte bisher in derſelben ſtets Verbindungen, ſowohl für ſich perſönlich, als das Haus Oeſtreich unterhalten. Im Vertrauen auf daſſelbe ſetzte er ſeine Truppen aus, foderte die Feſtung auf und fing die Belagerung an. Da man ihm die Uebergabe verweigerte, begann er die Stadt zu beſchießen; in der Erwartung, daß ſeine Anhänger, der Verabredung gemäß, einen Aufſtand wagen und ihm die Thore öffnen würden. Allein der Gouverneur ward noch zur rechten Zeit von dieſem Anſchlage unterrichtet und machte die kräf-

tigſten Vorkehrungen dagegen. Der Prinz durfte mit der geringen Anzahl ſeiner Truppen keinen offenbaren Angriff wagen, und der Muth ſeiner Anhänger in der Stadt war ebenfalls ſehr geſchwächt. Sie erwarteten, ſeinem Verſprechen gemäß, ein Heer von zwanzig tauſend Mann bey ihm, und ſahen nun kaum viertauſend. Gleichwohl wagten ſie eine Bewegung zu ſeinem Vortheile, wurden aber bald zerſtreuet. Der Prinz ſah ſich genöthigt, ſeine Truppen wieder einzuſchiffen und unverrichteter Sache den Hafen zu verlaſſen.

Glücklicher war die Unternehmung auf die Feſtung Gibraltar, welche der Engliſche Admiral Rook, nachdem er ſich mit der Holländiſchen Flotte vereinigt hatte, gleich nachher wagte. Nach einem kurzen Bombardement landeten die Engländer und beſchoſſen die Feſtung von den Felſen herab, welche ſie umgaben. Die Beſatzung wie die Einwohner geriethen in Erſtaunen und Schrecken. Von allen Vertheidigungs-Erforderniſſen gänzlich entblößt und völlig ſich ſelbſt überlaſ-

ſen, übergab der Kommandant (den 4ten Aug. 1704.) dieſe wichtige Feſtung. Der Prinz von Darmſtadt ließ die Kaiſerlichen Fahnen aufſtecken. Allein der Engliſche Admiral erklärte den Platz für eine Eroberung ſeiner Königin und behauptete dieſelbe durch eine Engliſche Beſatzung.

Indem die verbündete Flotte von hier ihren Rückweg nahm, begegnete ihr auf der Höhe von Mallaga die Franzöſiſche, unter dem Grafen von Touluſe. Sie beſtand aus zwey und funfzig Linienſchiffen und zwanzig Galeeren; die verbündete aus drey und zwanzig Linienſchiffen. Wiedrige und ungeſtüme Winde hinderten ſie eine Zeitlang, ſich einander zu nähern. Einige Schiffe der Verbündeten wurden dadurch noch vor der Schlacht von den übrigen getrennt. Der Kampf war heftig und zweifelhaft. Die Nacht nöthigte die Anführer dem Gefechte ein Ende zu machen. Keine der ſtreitenden Flotten hatten ein Schiff eingebüßt; allein viele der Franzöſiſchen waren ſehr beſchädigt. Sie mußte

ſos

ſo gleich nach Toulon zurück ſeegeln und erſchien in der Folge des Kriegs nie wieder in der ofnen See. Die Alliirten behaupteten daher, von dieſer Schlacht an, eine ungeſtörte Herrſchaft zur See. Denn die kleinen Franzöſiſchen Geſchwader, welche ſich von Zeit zu Zeit ſehen ließen, waren nicht fähig irgend einer Unternehmung der Alliirten zum Hinderniß zu gereichen.

Noch in dieſem Jahre (1704) verſuchte Philip vergebens, die Feſtung Gibraltar wieder zu erobern. Mit nicht mehrerm Glücke wurde dieſer Verſuch auch in dem folgenden fortgeſetzt. Das Glück wandte ihm in dieſem Feldzuge immer mehr den Rücken. Allen ſeinen Unternehmungen fehlte es an dem erfoderlichen Nachdrucke. Die Sache, welche er vertheidigte, erſchien immer mehr als die Sache ſeiner Perſon. Die Nation wandte ſich immer mehr von ihm, und von ihr. Die Frucht der Bemühung Amelots, die Großen dem Könige und der Franzöſiſchen Regierung geneigt zu machen, hatte ſich nur ſehr ſparſam und kurz

dauernd gezeigt. Sie erkannten itzt zu deutlich, daß man ſie mit Kleinigkeiten und Spielereyen der Eitelkeit für die wichtigen und groſſen Vorzüge zu entſchädigen ſuche, welche ihnen der Franzöſiſche Despotismus geraubt hatte. Ein faſt allgemeines Misvergnügen des hohen Adels hatte ſich ſchon dadurch zu erkennen gegeben, daß im vorigen Jahre nur ein Grand dem Könige zum Heere wieder ſeiner Gegner gefolgt war. Der öffentliche Uebergang eines der angeſehendſten Grandes zur Gegenparthey und zu dem Heere des Gegenkönigs legte die Geſinnungen eines groſſen Theils, die im Verborgenen bisher fortgebrütet hatten, deutlicher zu Tage. Das Beyſpiel des Grafen Ciufentes reizte viele zur Nachfolge und verſchafte dem Gegenkönige mannigfaltige neue Verbindungen unter den reichſten und mächtigſten Familien, durch alle Provinzen.

Nicht allein unter den Groſſen herrſchte dieſe Unzufriedenheit. Faſt alle übrigen Stände theilten ſie mit ihnen. Die neuen Auflagen, welche man mehr der Franzöſiſchen Fi-

nanzverwaltung, als dem Zeitbedürfniſſe zuſchrieb, waren eine der wichtigſten und allgemeinſten Veranlaſſungen dazu. Der Handelsſtand konnte es der Regierung nicht verzeihen, daß ſie die von der Silberflotte geretteten Millionen allein für ſich behalten, und die vielen Privatperſonen, welche Antheil an den fremden Schätzen hatten, gänzlich von der Theilnahme ausgeſchloſſen hatte. Das Publikum argwohnte: Frankreich habe erhalten, was ihm eigentlich zukommt. Der Glaube wurde immer allgemeiner: daß Frankreich ſich auf Koſten Spaniens bereichern wolle und die Spaniſchen Schätze mit unerſättlicher Gier verſchlinge.

Die Handlungs-Geſellſchaften führten die bitterſten Beſchwerden, über die gänzliche Zerſtöhrung der Schiffarth und des Verkehrs, mit den fremden Welttheilen. Ueberall kreuzten die Engliſchen und Holländiſchen Kriegesſchiffe vor den Häfen und an den Küſten und verhinderten das Ein und Auslaufen eines jeden Spaniſchen Fahrzeugs. Vergebens foderten

ſie von der Regierung ein ſicheres Geleit für ihre Handelsſchiffe; vergebens erhielten ſie von ihr wiederhohlte Verſprechungen. Die Ohnmacht ſie zu erfüllen, nahm nur fühlbarer zu, und mehrere Jahre hindurch lagen Handel und Gewerbe faſt gänzlich darnieder. Die Quellen, woraus Spanien ſeine Kräfte ſchöpft, waren verſtopft, der Zugang zu denſelben abgeſchnitten, und dennoch machte die Regierung Anſprüche auf eine erhöhte Anſtrengung derſelben. Die gewöhnlichen Zuflüſſe hörten auf und dennoch wurden erhöhte Abgaben verlangt und mit ungewohnter Strenge beygetrieben. Reſourcen im Innern kannte die Nation nicht; wie mogte ſie eine überſpannte Anſtrengung anders als drückend empfinden. Ueberall erhoben ſich laute Klagen. Verſchiedene angeſehene Städte verweigerten die gefoderten Abgaben gerade zu. Beſonders wurde es in Catalonien unruhig. Gegen ſieben tauſend Einwohner verſammelten ſich, um mit den Waffen in der Hand Carl von Oeſtreich zu ihrem Könige auszurufen. In mehrern Städten wurden nach und nach Ver-

ſchwörungen zu gleichem Zwecke entdeckt. Ueberall glühete das Feuer unter der Aſche; hin und wieder loderte es in einzelnen Ausbrüchen hervor und es bedurfte nur einer Anregung, um das ganze Königreich in Flammen zu ſetzen.

Wären die Verbündeten nach einem gemeinſchaftlichen, genau in ſich ſelbſt zuſammenhängenden Plane, mit möglichſter Anſtrengung ihrer Kraft verfahren: vielleicht wäre in dieſem Feldzuge Philip gänzlich und für immer aus dem Beſitze ſeiner Krone geſetzt worden. Allein daran war auf keine Weiſe zu gedenken. Am Hofe zu Liſſabon intereſſirte man ſich im Grunde nur ſehr wenig für die Abſichten Karls. Der König war itzt ſchwach am Körper und Geiſt, zur Selbſtthätigkeit größeſtentheils unfähig. Die Miniſter theils dem Hauſe Bourbon verkauft, theils mit der Einrichtung einer Regentſchaft beſchäftigt. Sie hielten den Tod des Königs für nahe und gewiß, und der Nachfolger war noch nicht zur Mündigkeit gelangt. Unter

den Kriegsanführern herrſchte noch immer keine Harmonie. Jeder hatte ſeine eigenen Plane, für deren Ausführung er ſtritt; jeder trachtete darnach für ſich und allein den Oberbefehl zu erhalten. Mit Mühe wurde endlich ein Vergleich dahin zu Stande gebracht: nach welchem unter dem Portugiſiſchen, Engliſchen und Holländiſchen Feldherrn das Oberkommando jede Woche wechſelte. Selbſt zwiſchen Don Pedro und Carl war eine merkliche Kälte eingetreten. Carl und noch mehr ſeine Gehülfen und Räthe gedachten den Krieg in dieſem Jahre mit mehrerm Nachdrucke, als in dem vorigen zu betreiben, und gaben daher Entwürfe an, um ſchnell und tief in Spanien einzudringen. Die Miniſter Don Pedros hatten itzt weniger als je Sinn und Geneigtheit dafür. Der ſchwache König folgte ihren Inſinuationen und verwarf manche Unternehmungen, die Carl in Vorſchlag gebracht hatte, und von welchen er ſich einen guten Fortgang verſprach. Durch dieſen Mangel an Uebereinſtimmung in allen Verhältniſſen wurde gegenſeitiges Mistrauen immer

mehr begründet; Unternehmungen von Wirkſamkeit und Entſcheidung verhindert. Die Hinwegnahme einiger Plätze an der Portugiſiſchen Gränze war alles was geſchah; bis die zunehmende Sonnenhitze die Armeen nöthigte, ſich der Ruhe und einer gänzlichen Unthätigkeit zu überlaßen.

Indeſſen war eine Engliſche Flotte in den Tago eingelaufen, und hatte dem Könige Carl funfzehn tauſend Mann Hülfstruppen, unter der Anführung des Grafen Peterborough, zugeführt. Mehr als je, dachte man nun darauf, etwas Entſcheidendes zu unternehmen. Zu dem Ende wurde ein allgemeiner Kriegesrath gehalten, zu welchem ſich auch der Prinz von Darmſtadt einfand; der bisher die Feſtung Gibraltar gegen die belagernden Spanier und Franzoſen vertheidigt hatte. Er brachte zugleich die Nachricht von dem Entſatz derſelben, durch die Engliſche Flotte. Der Vortheil welchen die Verbündeten dadurch erhielten, war in mehr als einer Rückſicht groß und weſentlich. Nicht nur der erhaltene Be-

ſitz dieſes äußerſt wichtigen Platzes war als ſolcher zu betrachten; ſondern Philip hatte bey der Belagerung deſſelben einen großen Theil ſeiner, ohnehin nicht zahlreichen, Armee aufgeopfert, die er ſo leicht nicht wieder erſetzen konnte.

Mit Recht fanden daher die Verbündeten in dieſem Ereigniß eine Aufmunterung mehr, zu nachdrucksvollen und entſcheidenden Maasregeln. Wenn die Partheyführer und Feldherren hierein übereinſtimmten, ſo waren ſie deſto verſchiedener Meinung in Betreff deſſen, was eigentlich unternommen werden ſollte. Der Prinz von Darmſtadt, der immer noch ſehr auf ſeine Verbindungen in Catalonien rechnete, drang auf eine Unternehmung auf Barcelona, die Hauptſtadt dieſes Königreichs, und verſicherte, daß Carl hier mit Sehnſucht erwartet und ſeine Erſcheinung, die Unterwerfung von ganz Arragonien und Catalonien, zur unmittelbaren Folge haben werde. Dieſen Plan beſtritt beſonders der Admiral von Kaſtilien. Er bewies aus der Verachtung der

Kaſtilier gegen die Arragonier und Catalonier, daß dieſer Weg den König Carl nie zu ſeinem Ziele führen werde; indem die Kaſtilier nie einen König anerkennen würden, welcher aus Arragonien nach Kaſtilien käme, den Kaſtiliern wohl gar mit Hülfe der Arragonier aufgedrungen würde. Dagegen ſchlug er vor, in Andaluſien einzudringen, und von Cadix aus über Sevilla nach Madrit zu gehn. Der Engliſche Feldherr, Lord Gallovay, verwarf beyde Vorſchläge. Er wollte den Krieg nach Frankreich hinüber tragen, ſich in Languedoc mit den Sevennen vereinigen. Als eine ſichere Folge dieſer Unternehmung ſah er voraus, daß Ludewig der Vierzehnte, um ſich ſelbſt zu retten, die Vertheidigung ſeines Enkels würde aufgeben, dieſer dann von ſelbſt ſeinem Gegner den Spaniſchen Thron überlaſſen müſſen.

Alle drey Vorſchläge fanden ihre Anhänger. König Carl ſchien ſich anfangs für die Meinung des Admirals zu beſtimmen. Allein der Prinz hatte den Fürſten Lichtenſtein gewonnen, und das Urtheil dieſes Miniſters

gab auch in dem Urtheile des Königs die Beſtimmung. Verdroſſen gaben ſich die Partheygänger der andern Meinungen zu der Ausführung dieſer her. Der Admiral von Kaſtilien konnte einen Ausbruch ſeines Misvergnügens und ſeiner Misbilligung nicht unterdrücken. Er zog ſich dadurch einen Verweiß von dem Könige Carl und die Entfernung von ſeiner Perſon zu. Dieſe Ungnade des Königs und die Beraubung jedes Einfluſſes für die Zukunft kränkte ihn ſo ſehr, daß er bald darauf vor Kummer ſtarb. Seine zweydeutige Politik hatte ihn das Vertrauen Philips entzogen und ihn gehindert, das Vertrauen Carls zu gewinnen. So endete es mit dieſem Haupte der Oeſtreichſchen Parthey auf eine ähnliche Weiſe, wie mit dem Haupte der Franzöſiſchen, dem Kardinal Portocarrero. Beyde liefern lehrreiche Beyſpiele, wie trüglich die Entwürfe des Ehrgeizes ſind, auch wenn ſie noch ſo ſicher berechnet zu ſeyn ſcheinen.

In kurzen ſeegelte nun die verbündete Flotte mit dem Erzherzoge und dem zur Un-

ternehmung auf Barcellona beſtimmten Heere nach Catalonien ab. Sie ſeegelte Cadix und Gibraltar vorüber und erſchien am 8ten Aug. in dem Meere von Alicante. Hier verweilte ſie einige Zeit, um Erkundigungen von den Anhängern des Prinzen von Darmſtadt und den jtzigen Verhältniſſen einzuziehn. Bey Denia ſetzte ſie zu dieſem Ende einen unternehmenden Abentheurer ans Land, der nicht nur dies, ſondern auch gar bald weit mehr leiſtete, als man von ihm erwartete. Dieſer Mann hieß Baſſet. Er hat ſeinen Nahmen der Nachwelt eben ſo ſicher empfohlen, als einer der angeſehnſten Feldherren dieſes Krieges. Sein Antheil an der Geſchichte dieſes Krieges, liefert ein ſeltenes Beyſpiel, von dem was ein einzelner Menſch, auch ohne andere Unterſtützungen als die der Klugheit und Entſchloſſenheit und ohne alle Verbindungen, als die welche ſeine Gewandtheit ihm erſt erwerben muß, zu leiſten vermag. Baſſet war aus Valencia von unbekannter Herkunft. Vor dieſem Zeitpunkte iſt weiter nichts von ihm anzumerken, als daß er eine Zeitlang in Deutſch-

land Kriegesdienſte geleiſtet hatte und mit den Niederländiſchen Truppen wieder nach Spanien gekommen war. Mit einer ſeltenen Geſchmeidigkeit des Geiſtes verband er eben ſo viel Muth und Unternehmungsgeiſt. Er kannte den Nationalcharacter ſeiner Landesleute genau und wußte ihn auf das geſchickteſte zu benutzen. In der Verkleidung eines Bettlers verließ er ganz allein das Schiff. In kurzen hatte er drey eben ſo entſchloſſene Männer mit ſich verbunden, und durch dieſe unterſtützt verſammlete er ſehr bald eine anſehnliche Schaar um ſich her. Er wagte nun einen Angriff auf die Stadt Denia und eroberte ſie, nach einem kurzen Widerſtande. Der Beſitz dieſes Orts war ſehr wichtig, des Hafens wegen. Baßet ließ Carln zum Könige ausrufen und erklärte ſich zum Vicekönig und Befehlshaber der Truppen im ganzen Königreiche Valencia. Aus allen Gegenden dieſer Provinz liefen die Unzufriedenen herbey, und huldigten dem neuen Könige; durch die Anerkennung des neuen Vicekönigs und die Befolgung ſeiner Befehle. Alle Glücksritter,

Räuber, und eine Menge unnützen Geſindels fand ſich ebenfalls bey ſeinen Fahnen ein. In kurzem ſah er ſich an der Spitze eines anſehnlichen Heers. Nunmehr erklärte er Befreyung von allen Abgaben und Laſten. Wenn er Auflagen und Lieferungen ausſchrieb, ſo nannte er dieß freywillige Beyträge. Man lieferte ſie gern, ohnerachtet ſie mehr betrugen, als die bisherigen Kriegesſteuern, die man zu entrichten ſich ſchlechterdings geweigert hatte. Nach und nach gelang es ihm auch, mehrere Große dieſer Provinz mit ſich zu verbinden. Seine Armee wurde immer regelmäßiger ausgebildet. Der Graf Peterborough ließ nun auch einige tauſend Engländer ſich mit derſelben vereinigen. Vergebens verſuchte der Vicekönig von Valencia alles, um dieſen Aufſtand zu dämpfen. Ueberall ſah er ſich von Baſſet überliſtet, überall ſich von ihm zurückgetrieben.

Während die Revolution in Valencia auf dieſe Weiſe begann, erſchien die vereinigte Flotte (den 22ſten Aug.) vor Barcelona, und

veranſtaltete, ohne Hinderniß die Landung der Truppen. Kaum hatte man die Belagerung begonnen, als ſich ſchon durch die ganze Provinz der Geiſt des Aufruhrs regte. Ueberall eilten die Anhänger Oeſtreichs und die Unzufriedenen mit der itzigen Regierung zu dem Hauptkorps der Inſurgenten; welches ſchon ſeit vorigem Jahre in dieſer Provinz unter den Waffen ſtand, nach und nach unterwarfen ſie ſich den größeſten Theil des Königreichs. Die Belagerung der Hauptſtadt wurde indeſſen nur langſam fortgeſetzt. Auch bey dieſer Unternehmung gereichte die Eiferſucht der Feldherren zu einem Hinderniſſe. Der Prinz von Darmſtadt, als Erfinder dieſes Operationsplans dirigirte auch die Ausführung deſſelben. Der Engliſche General, Graf Peterborough, ſah mit Augen der Eiferſucht und des Neides dieſer Unternehmung zu, bey welcher er nur die untergeordnete Rolle eines Gehülfen ſpielen konnte. Seine Unterſtützung war daher verdroſſen, unzulänglig und unzeitig. Die Feſtung war in einen ſo ſchlechten Zuſtande, die Aufrührer in derſelben bemühten ſich

ſo ſehr, jede Vertheidigungs Anſtalt unkräftig zu machen, daß es bey einem ernſtlichen Angriffe der Verbündeten nicht hätte fehlen können. Dennoch zog ſich die Belagerung bis in den September hin. Mehrere andere Städte wurden während der Zeit belagert und genommen. Die Hauptſtadt allein hielt ſich noch; ohnerachtet der Verheiſſung des Prinzen von Darmſtadt, daß ſie dem Könige Carl ſogleich die Thore öffnen werde. Der Graf Peterborough machte ihm daraus einen Vorwurf, beſchuldigte ihn falſcher Vorſpiegelungen, und drohte ſeine Truppen einzuſchiffen und nach Italien über zuführen. Den Foderungen und Befehlen des Königs Carls, wie den Vorſtellungen ſeiner Miniſter ſetzte er eine geheime Ordre ſeiner Monarchin entgegen; welche ihm Vollmacht gab, nach Gutbefinden ſeine Truppen zur Unterſtützung des Herzogs von Savoyen zu verwenden. Vergebens bemühte ſich der König Carl und Lichtenſtein den Eigenſinn des Engliſchen Feldherrn aufzulöſen. Er machte die ernſtlichſten Anſtalten, ſeine Drohungen zur Ausführung zu bringen, als

der Zufall bewürkte, was keine Gründe und keine Ueberredungskunſt zu bewirken im Stande geweſen waren.

Der Prinz von Darmſtadt, voll Unmuths über das Betragen des Engliſchen Heerführers und nun ſeine, an dieſem Unternehmen haftende, Ehre zu retten, waagte einen masquirten Angriff auf das feſte Schloß Montjui, den Schlüſſel der Feſtung. Durch ſeine geheimen Verbindungen war es ihm gelungen, das Wort der Beſatzung für die nächſte Nacht zu erfahren. In der Kleidung eines Grenadiers ſchleicht er ſich mit einer auserleſenen Schaar, unter der Hülle der Nacht, an die Thore der Zitadel. Hier giebt er der Beſatzung das Wort und wird, als zu den ihrigen, gehörig eingelaſſen. In den Augenblicke rufen einige unbeſonnene Soldaten: es lebe König Carl! und der Anſchlag iſt verrathen und mislungen. In dem hartnäckigen Gefechte, was ſich nun zwiſchen Angreifern und Vertheidigern erhebt, zerſchmettert eine Kugel den Schenkel des Prinzen. Während dem Verbinden trift ihn ein Stück einer zerſprun-

ſprungenen Bombe und tödtet ihn vollends. Sie vernichtet mit ihm alle ſeine Anſchläge und Anſprüche, aber auch zugleich die Eiferſucht und die Wiederſpenſtigkeit ſeines Rivals. Schon hatte der Graf Peterborough Befehl zur Einſchiffung des groben Geſchützes gegeben und den König Carl erſuchen laſſen, ſich zur Abfahrt bereit zu halten. Sobald er den Tod des Prinzen vernahm, änderte er ſeine Geſinnungen. Jetzt war er der Erſte und Einzige, der Ruhm erjagen und Ehre einerndten konnte; und von itzt an fand er die Schwürigkeiten bey der Belagerung nicht mehr unüberwindlich. Die Anſtalten zum Einſchiffen wurden eingeſtellt. Gleich am andern Tage ließ er den Befehl zu einem Sturme geben. Das Schloß wurde erobert. Bald darauf vereinigten ſich das ganze vierzehn tauſend Mann ſtarke Heer der Misvergnügten mit der verbündeten Armee. Mit vereinigten Kräften und ſteigendem Eifer ſetzten nun die Belagerer ihre Angriffe auf die Stadt ſo nachdrücklich fort, daß der Gouverneur ſich im kurzen genöthigt ſah, die Stadt zu übergeben.

Der Gouverneur hielt viele, der Anhänglichkeit an den Gegenkönig Carl verdächtige, gefangen, und hatte die Abſicht, ſie bey ſeinem Abzuge mit hinweg zu führen. Sobald hievon etwas ruchtbar wurde, erhob ſich die Mehrheit der Einwohner, um ihre Partheygenoſſen zu befreyen. Während ſich Unordnung und Getümmel durch die Stadt verbreitete, drang eine Schaar umherſtreifenden Geſindels (deren es itzt vieles gab, das unter dem Nahmen der Anhänger Carls das Land durchſtreiften, und die Unordnung zum Rauben und Plündern benutzten) in die Stadt, und überließen ſich dem Plündern und jeder Art der Ausſchweifung. Die öffentliche Ruhe war gänzlich geſtöhrt. Der Kommendant und alle ſeine Anhänger geriethen in Gefahr, die ſchimpflichſten Mishandlungen zu leiden, und ſelbſt ſchmälich gemordet zu werden. In dieſer Noth nahm er ſeine Zuflucht zu dem Grafen Peterborough, und bat ihn um Schutz und Befreyung. Nichts konnte dem engliſchen Feldherrn erwünſchter ſeyn, als eine Gelegenheit, wie dieſe, ſeinen Hang nach Abenteuern zu befriedigen.

An der Spitze der Engländer dringt er in die Stadt, treibt die Räuberſchaar hinaus, nimmt ihnen ihre Beute ab, und ſtellt Ruhe und Sicherheit wieder her. Den Gouverneur und deſſen Familie nahm er unter ſeinem beſondern Schutz, und ließ ſie in geheim ſicher aus der Stadt und auf ein Schiff bringen.

Carl der Dritte ſah ſich nun in dem Beſitze der Hauptſtadt Cataloniens, und durch ſie des ganzen Königreichs. Alle Große, die bisher noch zurückgehalten hatten, erklärten ſich nun ebenfalls öffentlich für ihn. Nur die einzige Stadt Roſes verſchloß ihm noch ihre Thore. Alle übrigen waren theils der Hauptſtadt vorangegangen; theils folgten ſie ihrem Beyſpiele. Ein gleiches thaten die meiſten Städte Arragoniens. Selbſt die Hauptſtadt Saragoſſa würde ſich ihm unterworfen haben, wenn nicht der Marſchall von Teſte', mit einem Franzöſiſcher Heere, ſie in Unterwürfigkeit erhalten hätte. Auch in Navarra waren eine große Anzahl Anhänger des Hauſes Oeſtreich zerſtreut. Gleich nach der Landung Cars hat-

ten ſich hier einige Haufen derſelben verſammlet, und zu ſeinem Heere begeben.

Das meiſte Aufſehn erregte indeſſen noch immer der Fortgang der Revolution in Valencia. Baſſet erhielt nicht nur ſich und ſeine Eroberungen, ſondern vergrößerte ſie wie ſein Heer und ſein Anſehen mit jedem Tage. Er hatte Oliva und Gandia eingenommen und zeigte ſich nun vor den Thoren von Valencia. In der Stadt war bereits eine große Parthey, ſelbſt der angeſehnſten von Adel, entſchieden für den König Carl. Indem Baſſet die Stadt belagerte, arbeiteten die Partheyen in der Stadt eine Zeitlang gegen einander, um das Volk für ſich zu beſtimmen. Das Volk erhob ſich denn endlich auch, um die Entſcheidung zu geben. Es öffneten den Belagerern die Thore. Der Gouverneur entfloh und Baſſet zog mit ſeinem Heere und als Vicekönig dieſer Provinz triumphirend in die Hauptſtadt ein. Baſſet fand für gut, den Häuptern der Gegenparthey einen freyen Abzug zu geſtatten und ſeine Würde als Vicekönig dem Grafen von Cardonne, (ei-

nem der angeſehenſten Edlen dieſes Königreichs) abzutreten. Ihm gebrach es an anderweitigen noch wirkſamern Anſprüchen auf Ehre und Unterwürfigkeit nicht. Er ſah ſich überall gefürchtet, bewundert, vergöttet. König Carl überhäufte ihn mit den ſchmeichelhafteſten Ehrenbezeugungen. Er erhob ſeine Mutter, eine alte, bis dahin völlig unbekannte Matrone zu einer Marquiſe von Cullera und beſchenkte ſie mit den Gütern dieſes Nahmens. Wie durch einen Zauberſchlag ſah ſich dieſe alte Frau aus dem Staube zu Ehre und Reichthum erhoben. Man bezeigte ihr die unbegränzteſte Verehrung. Einige fanatiſche Pfaffen gingen gar ſo weit, auf ſie die Ausdrücke beatus venter ꝛc. anzuwenden, welche ein Kirchen-Vater von der heiligen Jungfrau gebraucht, und erregten dadurch eben ſo großes Aergerniß bey der Gegenparthey, als Baſſet ſelbſt und ſeine glänzenden Fortſchritte ihnen zum Verdruß gereichten.

Nun war der Streit der beyden Gegenkönige zu einem Bürgerkriege geworden und erhitzte ſich bald zu dem Grade der unna-

türlichen Erbitterung, welche dieſer verabſcheuungswürdigen Kriegsart leider nur zu ſehr eigenthümlich iſt. Es waren nicht mehr blos reguläre Korps, welche ſich gegen einander ins Feld ſtellten und nach Kriegesſitte gegen einander operirten. Gröſſere und kleinere unregelmäſſige Haufen, von beyden Partheyen, liefen hie und da zuſammen, griffen zu den Waffen und kämpften mit einer Wuth, die man nur in wilden und regelloſen Balgereien dieſer Art kennt. Mehrere Granden, von beyden Partheyen, unterhielten kleine und gröſſere Schaaren Bewaffneter, theils zu ihrem Schutze, theils zu Streifereien und einem räuberiſchen kleinen Kriege. Selbſt Geiſtliche, beſonders die Biſchöfe, unter andern von Murcia und Origuela, unterhielten kleine Heere dieſer Art. Während man, unter dem Vorwande, die Rechte eines Monarchen zu erkämpfen oder zu vertheidigen, gegen einander zu Felde zog, hatte jede andere Autorität aufgehört, als die, welche der Waffenvortheil gewährt. Die Zeiten des Fauſtrechts und der Anarchie ſchienen völlig wieder hergeſtellt zu ſeyn.

Unter den Anhängern Carls zeichneten ſich die Cataloniſchen Gebürgsbewohner, die Miquelets, durch ihren Muth, ihre Ausdauer und ihre Wirkſamkeit am meiſten aus. Die heftigſte Wuth und die auffallendſten Grauſamkeiten begingen indeſſen die Anhänger Philips. In den Eifer für die Erhaltung ſeiner Rechte, miſchte ſich unvermerkt Religionshaß und Verfolgungeſucht. Alle Grauſamkeit, welche ſich in dem Gefolge dieſer ſo oft leider als untrennbar bewährt hat, bezeichnete auch die Fußtritte der Streiter, für die anmaßlichen Rechte des Hauſes Bourbon.

Wäre nicht Nationalhaß und der Abſcheu vor den Ketzern, welche der Gegenkönig zu ſeinem Schutze mit ſich führte, geweſen, Philip würde noch weit weniger Unterſtützung bey ſeinen Unterthanen gefunden haben. Schon waren mehrere der ſchönſten Provinzen faſt gänzlich für ihn verlohren, und in denen, welche ihm noch anhingen, herrſchte ebenfalls Unzufriedenheit durch alle Stände. Fortwährend fand man die Franzöſiſche Regierung

drückend und fortwährend nahm dieſe wenig Rückſicht auf die Geſinnungen, Urtheile und Klagen der verſchiedenen Claſſen der Nation. Anſtat des Adels und Clerus zu ſchonen und durch ſie das Volk zu feſſeln, reizte die franzöſiſche Adminiſtration beyde durch ſtrenge Maasregeln und Gewaltſtreiche. Fortwährend wurden alle nur einigermaaſſen Verdächtige eingezogen; es wurden, da die alten nicht mehr hinreichten, neue Gefängniſſe für Geiſtliche wie für Layen erbauet, und mehrere ſehr ſtrenge und drohende Dekrete gegen die Unzufriedenen erlaſſen. Zugleich wandte man alles an, um dieſe Drohungen in ihrer ganzen Ausdehnung zur Ausübung zu bringen. Es wurden ſo viele Truppen als möglich zuſammengebracht und zur Wiederunterwerfung der abtrünnigen Orte abgeſandt. Die höchſte Strenge und ſelbſt ſchaudererregende Grauſamkeit begleitete dieſe bey allen ihren Unternehmungen. In den Städten und Dörfern, die in ihre Gewalt geriethen, loderten die Flammen der Mordbrenner; der Kampf wurde zu einem wüthenden Morden. Keine Un-

terwerfung, kein Flehen, kein Jammergeſchrey rettete von dem unvermeidlichen und grauſamſten Tode. Dieſe kanibaliſche Mordbegierde wirkte in die Gegenparthey hinüber und reizte zur Wiedervergeltung, wo die Uebermacht die Gelegenheit dazu gewährte. Auch da, wo die Partheigänger Carls der ſchwächere Theil blieben, wagten ſie ehr alles, eh ſie ſich unterwarfen. Nichts gleicht der Ausdauer, womit ſie ſich vertheidigten, als die Wuth, womit ſie angegriffen wurden. Blieb keine Ausſicht zur Rettung, dann opferten ſie ſich endlich ſelbſt ehe ſie ſich den Mördern und Mordbrennern in die Hände lieferten. So hatten ſich die Einwohner eines kleinen Orts mit der unüberwindlichſten Beharrlichkeit vertheidigt. Die Greiſe, Weiber und Kinder waren entfernt, und das äußerſte zur Vertheidigung gewagt. Endlich von den Feinden umringt, und an jeder Rettnng verzweifelnd, zündeten ſie ſelbſt die Stadt an und opferten ſich den Flammen.

Alle dieſe Grauſamkeiten brachten gleichwohl den Krieg ſeinem Ziele auf keine Seite

auch nur um einen Schritt näher. Man erkannte in Verſailles, wie in Madrit, die Nothwendigkeit, denſelben im nächſten Jahre (1706) mit mehr Kraft und Nachdruck zu führen. Nur von Ludewig konnte dieß erwartet werden. Denn eben die Bedrängniſſe Philips, welche dieſe höhere Anſtrengung nothwendig machten, ſetzten ihn auſſer Stand, ſie in dem Grade anzuwenden, als ſie angewandt werden mußte. Mit einem anſehnlichen Hülfskorps ſandte Ludewig den Herzog von Noilles nach Catalonien. Der Herzog von Berwyk kehrte ebenfalls wieder nach Spanien zurück, um die vereinigte Franzöſiſche Spaniſche Armee anzuführen. Die Hauptkraft ſollte indeſſen in Catalonien gegen Carl angewandt und der Feldzug mit der Belagerung von Barcelona eröffnet werden. Philip und ſeine Miniſter ſuchten zugleich alles aufzubiethen, was ihnen, in Spanien ſelbſt, noch zu Gebote ſtehen könnte. Der König wollte in Perſon zu Felde gehen, und rechnete dann auf die Begleitung und Unterſtützung des Caſtiliſchen hohen Adels. Zu dem Ende verſammlete er denſel-

den vor ſeiner Abreiſe, und ſuchte ihn, in einer Nachdruckvollen Anrede, zu ſeinen Abſichten zu beſtimmen. Die verſammleten Granden erwiederten dieſelbe größeſtentheils mit den lebhafteſten Aeußerungen ihres Eifers und ihrer Ergebenheit, für ſeine Perſon und Sache. Allein die meiſten ſuchten und fanden nachher Entſchuldigungen, ſich von der Theilnahme an den Feldzuge zu befreyen. Auf Ludewigs Anordnung ſollte dieſer Feldzug mit der Belagerung von Barcelona eröffnet werden; um den König Carl aus ſeinen hier erlangten Vortheilen zu vertreiben, Catalonien und die angränzenden Provinzen zum Gehorſam zurück zu bringen. Als König Philip bey der Belagerungs-Armee anlangte, fand er bereits die Korps des Herzogs von Noilles und des Marquis von Teſſé mit einander vereinigt. Mit einer Abtheilung beobachtete der Graf de la Torre die Gegner in Valencia. Der Herzog von Berwik deckte die Grenzen von Caſtilien und beyde ſuchten den Grafen von Peterborough von der Feſtung abzuhalten und zu beſchäftigen. Um die Belagerung zu unterſtützen, war der Ueberreſt der

Franzöſiſchen Flotte, fünf und zwanzig Schiffe ſtark, unter dem Grafen von Touluſe, vor Barcelona angekommen. Mit dem Anfange Aprils wurde die Belagerung begonnen. Die Belagerungs-Armee war über achtzehn tauſend Mann ſtark, hatte ſich vortheilhaft poſtirt und wurde von den Bombardier Gallionen der Flotte nachdrücklich unterſtützt.

Ein Blick auf den Zuſtand der Feſtung überzeugt indeſſen leicht, daß die Belagerer dennoch erſt manche Beſchwerden ausſtehen und Hinderniſſe aus dem Wege räumen mußten, eh ſie auf eine glückliche Beendigung ihres Unternehmens rechnen konnte. Die Engliſche Beſatzung in der Stadt war freylich nicht über dreytauſend Mann ſtark. Die Armee König Carls hatte ſich in verſchiedene kleine Korps vertheilen und überdieß noch einen großen Theil zu Beſetzungen in den Städten und feſten Plätzen hergeben müſſen. Allein auſſer der eigentlichen Beſatzung befanden ſich in Barcelona noch eine große Anzahl Miquelets

und die Einwohner selbst besorgten ihre und ihres Königs Vertheidigung mit unglaublichem Eifer. Die Hoffnung auf die Unterstützung der Landleute und einen baldigen Ersatz stärkte ihren Muth zu der beharrlichsten Ausdauer. Die Landleute fingen die Zufuhr der Castilischen Armee auf und entzogen ihr jede Unterstützung, aus der benachbarten Gegend. Sie verbrandten die Lebensmittel für Menschen und Vieh, trieben ihre Heerden in die Gebürge und vergifteten Quellen und Brunnen. Was die Waffen tragen konnte, wurde aufgeboten, und versammlete sich unter der Fahne des Grafen von Ciufentes. Im Kurzen war dieser Heerhaufen bis zu zehntausend Mann angewachsen. Sie schwärmten in der Gegend umher, neckten die Belagerungsarmee unaufhörlich und stöhrten sie in ihren Unternehmungen.

In der Stadt selbst vertheidigte man sich, durch die Gegenwart und Ausdauer des Königs aufgemuntert, mit unglaublicher Thätigkeit und Entschlossenheit. Niemand dachte

an Uebergabe und Unterwerfung. Alles, ohne Unterſchied des Geſchlechts und des Standes, wetteiferte in den Aeuſſerungen des Muths und der Entſchloſſenheit, Blut und Leben zu wagen. Gleich den Layen griffen Prieſter und Mönche zu den Waffen. Die Kapuciner knüpften ihre Bärte auf, und umgürteten ſich mit dem Schlachtſchwerdte. Ausfälle wurden ohne Unterlaß und mit eben ſo vielem Glücke als Muthe gewagt. Durch ſie wurden die Arbeiten der Belagerer gehindert und vernichtet, und ihnen nach und nach eine beträchtliche Anzahl ihrer beſten Streiter geraubt.

Indeſſen würde ſich die Stadt auf die Länge dennoch nicht haben halten können. König Carl hatte ſich hier unvorſichtiger Weiſe eingeſperrt. Dieß mußte ſeinen Gegenkönig zu jeder Anſtrengung reizen, um mit der Feſtung ihn, und mit ihm das ganze Königreich in ſeine Gewalt zu bekommen. Die Häupter der Oeſtreichſchen Parthey ſtellten ihm die Gefahr, worin er ſich befand, vor, und entwarfen einen Plan, ihn verkleidet aus der Stadt

und in Sicherheit zu bringen. Allein theils ſchien Carl ſelbſt zu träge und furchtſam dazu, ſich einem Wagſtücke dieſer Art zu unterziehn; theils beſtanden auch die Einwohner darauf, daß er da bleiben ſolle. Die Belagerer gewannen indeſſen immer mehr Vortheile. Schon war das feſte Schloß Monjui in ihrer Gewalt und nun für die Stadt ſelbſt alles zu fürchten.

Die Verlegenheit, worin ſich die Belagerungs-Armee ſelbſt befand, wurde für ſie zum Antriebe, die Beſtürmung der Stadt zu beſchleunigen und zu verſtärken. Die Catalonier ſammleten ſich immer mehr, und wagten immer kühnere Angriffe. Auch der Graf von Peterborough näherte ſich mit einem Korps Engländer und MiqueletS. Es mußte etwas Entſcheidendes unternommen werden, und es war voraus zu ſehn, daß die Belagerten einem Sturme nicht lange würden widerſtehen können. Schon waren alle Anſtalten dazu gemacht, die Befehle zum Sturme ausgetheilt, der Muth der Angreifer gereizt, in jedem Au-

genblicke erwarteten ſie das Gebot zum Angriffe, — als ein Signal-Schiff dem Franzöſiſchen Admirale die Annäherung einer Engliſch-Holländiſchen Flotte ankündigte. Im Gefühl ſeiner Schwäche, und in Folge des gemeßnen Befehls, welche er hatte, ſich nicht wieder auf eine Schlacht einzulaſſen, verließ der Graf von Toulouſe den Hafen. Ohne Hinderniß nahm der Admiral Leake, mit drey und funfzig Kriegsſchiffen, an ſeiner Statt Beſitz davon.

Nun erhob ſich die Hofnung in der belagerten Stadt wieder neu und kräftig. Der Sturm unterblieb. Bald erſcholl es nun im feindlichen Lager: der Admiral Leake habe eine Armee von zehn tauſend Mann Infanterie und zwey tauſend Mann Reuterey herbey geführt. Wirklich ſetzte er ein beträchtlich Truppenkorps ans Land. Auſſerdem ließ er täglich eine ähnliche Anzahl Matroſen in Soldaten-Coſtüm ans Land gehn; um durch dieſe Mummerey den Feind über die wahre Zahl der mitgebrachten Truppen zu täuſchen. Von

der

der andern Seite näherte ſich der Graf von Peterborough ebenfalls, und der Graf Cluſentes lagerte ſich mit ſeinen Cataloniern unter den Mauern der Stadt. Für die Armee Philips ſchien alſo in der That nichts weiter übrig zu ſeyn, als in einen ſchnellen Rückzuge ihr Heil zu ſuchen. Drey Tage nach der Ankunft der Flotte brach ſie eilig auf und zog ſich in großer Unordnung nach Caſtilien zurück. Aus Mangel an Zugvieh mußte ſie alles Geſchütz, alle Munition, allen Mundvorrath und alles ſchwere Gepäck, alle Verwundeten und Kranken zurück laſſen. Alles wurde eine Beute der Belagerten, die nicht ſäumten, den Feind auf ſeinen flüchtigen Rückzuge zu verfolgen. Schrecken, Furcht und Verwirrung machten dieſen Rückzug zu einer regelloſen Flucht. Die Unordnung, wie die Angſt, erhöhte ſich durch eine totale Sonnenfinſterniß, welche die Fliehenden mitten am Tage mit Dunkelheit bedeckte. Mit Entſetzen nahmen ſie drey Stunden lang die Sterne am Himmel deutlich wahr. Der Aberglaube vereinigte ſich hier mit dem verfolgenden Feinde, um die Fliehenden noch wehr-

loſer zu machen und den Sieg der Verfolger zu vervollkommen.

Jetzt war Carl auf einmal vom Rande des Unterganges zum Gipfel der Macht und Glorie erhoben. Alles, wohin er blickte, unterwarf ſich ſeinem Scepter und bewaffnete ſich zu ſeiner Unterſtützung. Es ſchien natürlich, mit der entſchiedenen Uebermacht den gedehmüthigten Gegner zu verfolgen, um ihn vollends zu Grunde zu richten, ehe er Zeit und Mittel fände, ſich aufs Neue in wehrhaften Stand zu ſetzen. Der Graf von Peterborough ſetzte ſich auch zu dem Ende in den Marſch nach Madrit. Von der andern Seite her bewegte ſich das Portugiſiſch-Engliſche Heer bereits ebenfalls zu dieſem Ziele hin. Lord Galloway, und der Marquis das Minas waren nicht mehr über zehn Meilen von der Hauptſtadt entfernt. Dem ohnerachtet verweilte König Carl unbegreiflicher Weiſe noch vier Wochen lang zwecklos zu Barcelona. Dann wandte er ſich erſt nach Arragonien, anſtatt auf dem nächſten Wege ſich nach der Hauptſtadt Caſti-

liens zu begeben. Auch die Portugiſiſche Armee, vielleicht hierdurch aufgehalten, zog ſich plötzlich ſeitwärts nach Lion; wo ſie freilich keinen Widerſtand fand, aber auch ihre Eroberungen keinen weſentlichen Nutzen gewähren konnten.

Dieſe zweckloſen Maasregeln ſeiner Feinde retteten Philip für diesmal. Schon eh er nach Madrit zurückkehrte, hatte ſich ſeine muthvolle Gemahlin aufs Neue an die Großen des Reichs gewandt, und ſie zu einer thätigen und kräftigen Unterſtützung aufgefodert. Ein gleiches that der Franzöſiſche Geſandte, Amelot, im Nahmen ſeines Monarchen. Der Herzog von Medina Celi benutzte dieſe Gelegenheit, eine Reihe von Beſchwerden vorzutragen. Der Geſandte verſprach die ſchleunige und gänzliche Abhülfe derſelben, und der Herzog verhieß eine nachdruckvolle Unterſtützung. Beyde betrogen ſich einander. Die Grandes rechneten auf keine Veränderung nach ihren Wünſchen; übereilten ſich aber auch nicht mit der Erfüllung ihrer Verſprechungen.

Indeß langte der König von ſeiner unglücklichen Unternehmung auf Barcelona in Madrit an. Aber auch der Lord Gallovay und der Marquis das Minas zeigten ſich ihrer Armee in der Nähe vor Madrit. Der König und ſeine ganze Familie ſahen ſich genöthigt, zu fliehen. Philip hatte kaum ſo viel Zeit, um ſeine Koſtbarkeiten einpakken zu laſſen, und ſich nach der Armee des Herzogs von Berwyk zu begeben. Wenige Tage nachher (den 25ten Jun.) rückte die Engliſch-Portugiſiſche Armee vor Madrit, und die Feldherren ließen Carl zum Könige von Caſtilien ausrufen. An eben dieſem Tage hielt Carl in Saragoſſa als König von Arragonien, ſeinen feierlichen Einzug. Es ſchien itzt, als könne ihn nichts mehr hindern, ſich ganz Spanien zu unterwerfen, und ſeinen Gegner für immer aus dem Bezirke, wie aus dem Beſitze deſſelben zu verdrängen.

10.

In Italien und den Niederlanden, war Carl am Ende dieſes Jahrs (1706) ſehr entſchieden im Vortheile, den Beweis davon liefert die Ueberſicht der Kriegsgeſchichte in Italien und den Niederlanden, bis auf dieſen Zeitpunkt. Mißliche Lage der Kaiſerlichen Armee in Italien. Steigende Verlegenheit des Herzogs von Savoyen. Belagerung und Entſetzung der Stadt Turin. Verdrängung der Franzoſen aus Ober-Italien. Fortgang des Kriegs in den Niederlanden. Erſte vergebliche Bemühung Ludewigs die vereinigten Staaten zu einem Separatfrieden zu bewegen. Feldzug im Jahr 1706. Entſcheidende Schlacht und Sieg Marlboroughs bey Ramillies. Folgen derſelben.

In Italien und den Niederlanden hatte ſich der Streit um den Beſitz der Spaniſchen Monarchie am Ende des Jahres 1706 ebenfalls zum Vortheile Carls von Oeſtreich ſo geneigt, daß er ſich zu der Erwartung eines

baldigen und für ihn entſcheidend glücklichen Endes allerdings berechtigt halten konnte. In Italien war es freylich erſt nach langem, oft zweifelhaften und ſelbſt nachtheiligen Kampfe dahin gediehen. In dem ganzen Feldzuge im Jahre 1704 behaupteten die Franzoſen einen ſehr entſchiedenen Vortheil. Die Oeſtreichſche Armee, unter dem Grafen von Stahrenberg, konnte ſich nur durch die große Klugheit und die höchſte Anſtrengung gegen eine gänzliche Ueberwältigung vertheidigen. Sie vermogte es, ſelbſt in Vereinigung mit den Truppen des Herzogs von Savoyen — nur zu erſchweren, daß die Franzoſen immer weiter in Piemont vordrangen und einen feſten Platz nach dem andern in Beſitz nahmen. Ueberall erfuhr der Franzöſiſche Feldherr den hartnäkkigſten Widerſtand, und mußte ſeine Eroberungen theuer erkaufen. Aber freylich machte er dennoch eine Eroberung nach der andern und unterwarf ſich die Beſitzungen des Herzogs von Savoyen, ſo wie die übrigen Länder des obern Italiens immer weiter und ſicherer. Verua, das der Herzog ſelbſt vertheis

digte, hielt die Uebermacht des Siegers ein halbes Jahr auf. Endlich aber mußte es freylich dennoch fallen. Die Uebermacht der Franzoſen wurde täglich größer, denn die Oeſtreichſche Armee ſchmolz durch ſteten Kampf, Mangel und Krankheit immer mehr zuſammen; ſo daß ſie kaum auf acht tauſend Mann geſchätzt werden konnte. Der Herzog von Savoyen ſah ſich ebenfalls außer Stand, ſie anſehnlich zu verſtärken. Daher mußte man für dieß Jahr die Vertheidigung Piemonts aufgeben. Stahrenberg zog ſich in das Feroneſiſche und Brescianiſche Gebieth zurück. Hier erhielt er ſich, ohnerachtet der Franzöſiſche Feldherr alles anwandte, um auch hier ihm die Exiſtenz ſeines Heers zu erſchweren.

In dieſem Feldzuge hatte alſo der Herzog von Savoyen noch wenig Aufmunterung in ſeiner Verbindung mit Oeſtreich gefunden. Vielmehr ſchien es, als werde ihn der gänzliche Verluſt ſeiner Länder eine ſchmerzhafte Reue über ſeine Bundbrüchigkeit bereiten. In dem folgenden Feldzuge zeigte zwar Oeſtreich

eine erhöhte Anſtrengung, in der Fortſetzung des Krieges in Italien. Auch übernahm Eugen wieder das Kommando, und wandte alles an, was Einſicht und Muth vermögen, um wo möglich das Schickſaal ſelbſt zu zwingen, dem Kriegeslaufe eine für Oeſtreich günſtigere Wendung zu geben. Allein Uebermacht, Beſitz und manche andere Vortheile, machten ihm jeden Schritt ſtreitig. Wenn dieſe Verbündeten ſeines Gegners, ſeinen Muth und ſeine Anſtrengung auch nicht zu ermüden vermogten, ſo hemmten ſie doch, gleich unbeweglichen Maßen, ſeine Fortſchritte. Was er durch Kraft nicht vermogte, ſuchte er durch Liſt zu bewirken. Auf dieſe Weiſe bahnte er ſich den Weg nach Mayland. Allein der Herzog von Savoyen verlohr dagegen alle ſeine Beſitzungen, bis auf Turin und Coni. Vergebens verſuchte Eugen den Uebergang über die Adda, um ihm Hülfe zu bringen. Ein heftiges Gefecht, welches bey dieſer Gelegenheit vorfiel, blieb unentſchieden. Auch in dieſem Jahre erhielt der Herzog von Savoyen keine Hülfe.

Mit jedem Tage wurde ſeine Lage bedenklicher; denn ſchon ſtand eine Belagerungs-Armee, unter dem Herzog de la Feuillade, vor Turin. Nur die Schiewrigkeit, welche dieſer unerfahrne und zu einem ſolchen Unternehmen völlig unfähige General fand, die Belagerung gegen den Winter zu unternehmen, rettete die Hauptſtadt in dieſem Jahre von dem Schickſaale, was ganz Europa ſchon für gewiß hielt. Auch Viktor Amadäus, von der Oeſtreichſchen Hülfe abgeſondert und unfähig ſich allein zu vertheidigen, konnte nichts anders erwarten. Er hatte, einige Oeſtreichſche Hülfstruppen mit eingerechnet, nicht mehr als ſiebentauſend Mann. Seine Länder waren längſt eine Beute, des Feindes und wurden von demſelben, nicht blos als Feindesland, ſondern als Eigenthum eines abtrünnigen Bundesgenoſſen behandelt. Zwey Jahre war es nun, daß er ſich Oeſtreich und den Seemächten verkauft hatte, und noch zeigte ſich auch nicht einmal der entfernteſte Anſchein von den Vortheilen, welche ihm ſo beſtimmt verheißen waren. War es nicht Man-

gel an Willen bey den Verbündeten, wodurch er dieſem unglücklichen Schickſaale hingegeben wurde, ſo war es Mangel an Kraft. Für jeden Fall enthielt es ſehr wenig Tröſtliches für ihn. Die Verſuchung, abermals die Verbindung zu wechſeln, war itzt wenigſtens weit ſtärker, als das erſtemal. Sein offenbareſter Vortheil, ſeine Rettung, die Rettung ſeiner Unterthanen und die Befreyung ſeiner Staaten foderten ihn täglich dazu auf und mannigfaltige und vortheilhafte Anerbietungen lockten ihn. Die Bitten ſeiner Unterthanen, der Klerus, ſeine Gemahlin beſtürmten ihn. Nie hat ſich der Drang der Noth mit den Ueberredungen der kräftigſten Neigungen ſtärker vereinigt, als hier, und dennoch blieb der Herzog unerſchütterlich. War es Schaam? abermals vor ganz Europa und der Nachwelt als ein Bundbrüchiger zu erſcheinen? War es Furcht, bey den Franzoſen nie den nachtheiligen Eindruck ſeiner Abtrünnigkeit auslöſchen zu können? War es Mistrauen gegen ihre Verſprechungen, oder Vertrauen auf die neuen und verſtärkten Verheiſſungen der Ver-

bündeten, was ihn zu dieſer Beharrlichkeit beſtimmte? — Allen Bitten, allen Vorſtellungen und Zuredungen ſetzte er eine unerſchütterliche Standhaftigkeit entgegen. Um ſich möglichſt dagegen zu ſichern, verſtattete er keinem Biſchofe den Sitz in ſeinen geheimen Rathsverſammlungen, und wechſelte ohne Unterlaß mit ſeinen Beichtvätern. Gegen die Gefühle der Liebe und des Wohlwollens nahm er weniger ängſtliche Maasregeln. Es ſcheint, als hatte er von der Gewalt dieſer weniger zu befürchten, als von der Gewalt des Aberglaubens

Die Verbündeten, die dennoch ſeinen Uebergang zur feindlichen Parthey fürchteten, machten ernſtlichere Anſtalten, als je vorher, dem Herzoge in dem folgenden Feldzuge kräftig zu unterſtützen. Auſſer einer Oeſtreichſchen Verſtärkung wurde noch ein Sächſiſches und ein Heſſiſches Hülfskorps in Sold genommen, um dem Prinzen Eugen nach Italien zu folgen. Auch wurde für die Unterhaltung der Armee beſſer geſorgt. Die Seemächte über-

nahmen einen beträchtlichen Theil der Kosten. Das Uebrige wurde durch Anleihen von Oestreich aufgebracht.

Indem sich Oestreich auf diese Weise zu dem bevorstehenden Feldzuge rüstete, ließ es Frankreich auch nicht an neuen Anstrengungen fehlen. Besonders richtete der Kriegsminister bey den Vorbereitungen sein Augenmerk auf das Hauptunternehmen dieses Feldzuges, die Belagerung von Turin. De la Feuillade, dem sie übertragen war, hatte eine Armee von wenigstens vierzig tausend Mann und einen Ueberfluß an allen Kriegsbedürfnissen.

Jedermann behauptete laut, daß dieser Feldherr keine anderen Verdienste, kein anderes Zeugniß für seine Fähigkeit zu einer so wichtigen Unternehmung habe, als daß er ein Schwiegersohn des Kriegs-Ministers und ein Liebling der Frau von Maintenon sey. Allein diese waren auch für ihn völlig hinlänglich. Sie hatten ihm das Kommando zu Wege gebracht und waren auch die Ursach, daß

er an allen Ueberfluß hatte, woran die übrigen Franzöſiſchen Armeen zum Theil ſehr Mangel litten. Ihm wollte man die Ehre einer Eroberung verſchaffen, auf welche man zu Verſailles mit Recht einen vorzüglichen Werth legte. Er hatte über zweyhundert und funfzig Artillerie Officiere und Ingenieurs bey ſeiner Armee, einen Ueberfluß an Munition und allen Belagerungs-Erfoderniſſen, und fing das Werk mit einer Thätigkeit an, welche der Wichtigkeit deſſelben und dieſem Reichthume an Hülfs-Mitteln völlig entſprach. Dennoch fand die Ausführung deſſelben, auf welche er ſelbſt wohl am wenigſten gerechnet hatte, aller Anſtrengung und Koſten ohnerachtet, einen langſamen und wenig verſprechenden Fortgang. Ueberall, nur nicht in dem Miniſterium Ludewigs und dem Kabinette der Frau von Manitenon, gab man der Unfähigkeit und Unwiſſenheit des Feldherrn die Schuld, und verfolgte ſelbſt in Frankreich mit dem lebhafteſten Unwillen ein Unternehmen, was das höchſte und allgemeinſte Intereſſe der Nation erregte. Als der König einſt mit dem

alten Vauban ſich über dieſen Gegenſtand unterredete, bat der ehrwürdige Veteran in der Befeſtigungs und Eroberungs Kunſt, ihn dieſe Belagerung führen zu laſſen. „Ihr bedenket nicht, Herr Marſchall“, antwortete ihm Ludewig, „daß ein ſolches Geſchäft unter eurer Würde iſt. Sir, erwiederte der Greis mit einer edlen Hitze, meine Würde beſteht darin, daß ich dem Staate diene. Ich will meinen Marſchallsſtab hier vor der Thür ſtehen laſſen; und vielleicht kann ich dem Herrn de la Feuillade die Feſtung erobern helfen. Aber eben das war es, was die Gönner und Freunde des Herrn de la Feuillade nicht wollten. Er ſollte ſie allein erobern, allein die Ehre und den Vortheil davon einerndten. Ludewig beharrte alſo auf ſeiner Verweigerung; ohnerachtet der würdige Greis am folgenden Tage noch einmal ſein Geſuch wiederhohlte. De la Feuillade behielt das Kommando allein und der Erfolg war ſeinem Talente angemeſſen.

Turin hat eine vortheilhafte Lage in einer Ebene am Ufer des Po's. Dieſer dient ihr ge-

gen Morgen zum Schutze. Gegen Norden ſtreift ſie der Fluß Doire, der ſich etwas weiter Nordoſtwärts in den Po ergießt. Die Kunſt war der Natur zu Hülfe gekommen, um ſie gegen feindliche Anfälle zu ſichern. Der Herzog hatte nichts verſäumt, was zu einer beharrlichen Vertheidigung in den Stand ſetzen konnte. Sie war mit gut angelegten Auſſenwerken verſehn; ſie hatte eine Beſatzung von zehntauſend Mann, und an Munition und Proviant hinlänglichen Vorrath. Eine Zeitlang kommandirte der Herzog die Belagerung ſelbſt. Allein da die Gefahr ſtieg, überließ er die Vertheidigung dem Grafen Daun, und zog ſich mit einem kleinen Korps nach den Luzerner Thälern. Von Javillade verfolgt war er unſtät und flüchtig, kletterte bald auf den Gebürgen umher, bald ſuchte er ſich in den Thälern zu verbergen, bis die Annäherung des Oeſtreichſchen Heers, unter Eugens Anführung, ihm Rettung und Schutz verhieß.

Lange hatte ſich die Feſtung gegen die zwar fehlerhaften, aber doch heftigen und oft wie-

verhohlten Angriffe der Belagerer gehalten. Nicht nur die Beſatzung, ſondern auch die Einwohner ohne Unterſchied des Standes und Geſchlechtes, bewieſen eine ſeltene Ausdauer. Nach drey Monathen war die Belagerung noch nicht viel weiter, als beym Anfange. Nachdem aber der Herzog von Orleans angekommen war, wurde die Belagerung mit verdoppelter Kraft betrieben. In der Stadt begann es endlich auch an Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen zu fehlen. Lange konnte ſich die Feſtung nicht mehr halten, wenn ſie nicht hiemit aufs Neue verſehn, oder durch einen Entſatz von der Belagerung befreyet wurde.

Und dieſer Entſatz war bereits in der Nähe, als die Wünſche danach anfingen heftiger und ungeſtümer zu werden. Zwar ließ der Anfang dieſes Feldzuges nichts erwarten, daß er ſo enden würde. Der Herzog von Vendome hatte den ganzen Winter über darauf gedacht und dahin gearbeitet, die Oeſtreichſche Armee bey der Eröffnung des Feld-

zugs

zugs ſogleich, durch einen Ueberfall völlig zu Grunde zu richten. Die wenige Behutſamkeit, welche die Oeſtreichſchen Generals, die in Abweſenheit Eugens das Kommando führten, beobachteten, ſchien zu den ſicherſten Erwartungen, von dem Gelingen dieſes Anſchlags zu berechtigen. Dieſer Ueberfall und die gänzliche Zernichtung der Oeſtreichſchen Armee, kam freylich nicht zu Stande; indeſſen eröffnete doch Vendome den Feldzug durch einen rühmlichen und wichtigen Vortheil. Bey Montechiari ſtand der Graf Rewentlov mit zwölftauſend Mann, in ſorgloſer Ruhe. Vendome ſchrieb heute an Ludewig den Vierzehnten: ich werde den Feind ſchlagen, und morgen grif er Rewentlov an und ſtreckte ihm gegen drey tauſend Krieger auf das Schlachtfeld. Dieſer Verluſt war für die Oeſtreicher um ſo wichtiger, da ſie ohnehin den Franzoſen in Italien an Zahl auf keine Weiſe gewachſen waren, und die Schwürigkeit Verſtärkung zu erhalten, die Schonung der Streiter hier mehr als irgendwo zu einem höchſt wichtigen Geſetze für die Anführer machte.

Eugen eilte herbey, um wenigſtens dem Feinde jeden anderweitigen Vortheil dieſes Sieges zu entziehn. Er ſammlete die Zerſtreuten Krieger, zog die verſchiednen Korps zuſammen und rückte mit dem Heere von dem Gebürge längſt der Etſch immer weiter in die fruchtbare Ebene. Bey Verona bezog er ein Lager, um die ihm verſprochenen und bereits auf dem Marſche befindlichen Hülfstruppen zu erwarten.

Allein die Nachrichten von der Lage Turins und die wiederhohlten, immer dringendern Auffoderungen des Herzogs von Savoyen, zur Rettung ſeiner Perſon und Staaten veränderten ſeinen Entſchluß. Nur ein Theil der erwarteten Hülfstruppen, die Sachſen, hatten ſich mit ihm vereinigt, als er aufbrach, um ein Unternehmen zu wagen, was zu den kühnſten und bewundertſten dieſes ganzen Kriegs gehört. Er wollte ſich mit dem Herzoge von Savoyen vereinigen, und Turin entſetzen. Um dieß zu vollbringen mußte er einen Marſch von funfzig deutſchen Meilen zurück legen,

er mußte in einem Lande, das ganz von einem übermächtigen Feinde beſetzt war, vier Flüſſe, viele Kanäle und Moräſte paſſiren. Die größten Flüſſe, die Etſch, der Mincio und Po waren von Schneewaſſer aufgeſchwellt. Eben dadurch waren kleine Bäche zu reißenden Strömen geworden, und die Kanäle hatten durch Uebertreten Sümpfe und Seen gebildet. Wo noch Brücken oder Furthen waren, oder angelegt werden konnten, hielten die Feinde zahlreiche Beſatzungen und hatten bey den überwiegenden Vortheilen noch das höchſte Intereſſe, alles aufzubieten, um dem kühnen Feldherrn in dieſem Unternehmen ſeinen und ſeines Heeres Untergang zu bereiten. Aller dieſer Schwierigkeiten ohnerachtet wagte er es mit einem Heere von ohngefähr dreyßig tauſend Mann und vollbrachte es glücklich in einigen und dreyßig Tagen. Am 7ten Jul. ging er über die Etſch, ohnerachtet der Franzöſiſche Feldherr alle Maasregeln getroffen hatte, um es zu verhindern. Durch künſtliche Kombinationen und die geſchickteſte Verdeckung ſeiner Angriffe und Märſche, machte er allen

Widerſtand der Franzöſiſchen Armee unnütz. Eben ſo glücklich überwand er die Hinderniſſe der Natur. Faſt angeſichts des feindlichen Heers ging er über den Mincio und Po, drang in Piemont ein, und vereinigte ſich (den 29ten Aug.) in dem Thale Chieri mit dem Herzoge von Savoyen.

Zwey Umſtände waren ſeiner Kühnheit und Geſchicklichkeit bey dieſem Unternehmen zu Hülfe gekommen. Der erſte war der Sieg, welchen Marlborough in den Niederlanden bey Ramillies erfocht, der zweyte die Abrufung des Herzogs von Vendome aus Italien; eine Folge jener für die Franzoſen ſo höchſt unglücklichen Schlacht. Die Nachricht von dieſer Niederlage hatte auf den Muth der Franzöſiſchen Soldaten, auch in Italien, einen gewaltigen Eindruck gemacht. Der Muth des Franzöſiſchen Soldaten iſt durch Glück und Vertrauen auf die Feldherren leicht bis zur höchſten Kühnheit zu erheben; aber auch eben ſo ſchnell iſt er durch Unglück und Wechſel der Anführer bis zur äußerſten Muthloſigkeit nie-

herzuſchlagen; eine Bemerkung, welche, unſerer Einſicht nach, in der Geſchichte der Franzöſiſchen Kriege aller Zeiten ihre Beſtätigung findet. Die Abrufung des Herzog von Vendome verſtärkte die nachtheilige Wirkung, welche die Niederlage bey Ramillies hervorgebracht hatte, um vieles. Eins der vorzüglichſten Talente dieſes Feldherrn beſtand in der Kunſt, die Liebe und das Vertrauen der Soldaten ſich zu erwerben und zu erhalten. Er hatte noch mit dem meiſten Glücke gegen Eugen gefochten, wenigſtens die Kunſt gezeigt und unermüdet geübt, ihm Hinderniſſe in den Weg zu legen, und die Vortheile, worin er ſich befand, zu behaupten. Seine Abrufung erregte daher nicht blos in dem Heere Misbilligung. Jeder unbefangene Urtheiler rechnete ſie Ludewig den Vierzehnten als einen Beweis mehr, ſeiner zunehmenden Geiſtesſchwäche, an.

Durch die Beſetzung ſeiner Stelle wurde dieſer Vorwurf keinesweges vernichtet. Der Herzog von Orleans galt zwar für einen Mann

von guten Fähigkeiten. Allein Niemand traute ihm die Kenntniſſe und Erfahrungen zu, welche einem Feldherrn unentbehrlich ſind. Jedermann kannte ihn, als einen Wüſtling, der Witz genug hatte, um ſein liederliches Leben und ſeine ſittenloſen Geſellſchafter erträglich genug ſelbſt zu verſpotten; auch wohl manchen guten Einfall über auffallende Fehler der Heerführer zu ſagen. Uebrigens aber hatte er kein Zeugniß für ſeine Feldherrn-Fähigkeit, als daß er ein Prinz von Geblüte war. Lange hatte ihm der König und die Frau von Maintenon ein Kommando, was er ſuchte, verweigert; weil die Frömmigkeit beyder ein Aergerniß an ſeinem ungebundenen Leben nahm. „Ihre ewigen und unmäßigen Liebeshändel", ſagte die tugendſame Matrone, in einer langen Strafpredigt unter andern zu ihm, „ſind die einzige Urſach der Abneigung des Königs gegen ſie. Er iſt ſehr ſtrenge in dieſem Punkte, und Ew. Königl. Hoheit leben ſo ſehr liederlich, daß auch der Toleranteſte Aergerniß daran nehmen muß." Als der Herzog dieſe Vorwürfe mit anſcheinender Reue und Demuth an-

hörte und ihr ſogar das Opfer einer ſehr geliebten Maitreſſe brachte, — weil er ihrer überdrüſſig war — ſo waren auf einmal alle Hinderniſſe gehoben. Weil er dieſem Mädchen entſage, hieß es, ſo würde der Friede mit dem Könige leicht wieder hergeſtellt ſeyn. Auf einmal nahm man die erfederlichen Feldherren-Fähigkeiten an ihm wahr und übergab ihm ſogar das wichtige Kommando in Italien. Um ihm jedoch in dem, was ihm noch mangeln dürfte, nachzuhelfen, wurde ihm der Marſchal Marſin zugeordnet. Ueberdieß erhielt er die beſtimmteſten Verhaltungsbefehle. Indem man ihn hindern wollte, Fehler zu machen, hinderte man ihn zugleich, ſeine etwanigen Talente und Einſichten zweckmäßig zu verwenden.

Als der Herzog von Orleans bey der Armee in Italien anlangte, fand er dieſelbe bey weitem nicht in dem Zuſtande, in welchem man ſie in Paris glaubte. Krankheiten und Deſertion hatten die Anzahl derſelben ſehr vermindert, und die Unzufriedenheit und Muth-

loſigkeit auch die, welche da und zum Dienſt fähig wären, ungemein geſchwächt. Dadurch wurde dem Prinzen Eugen allerdings ein Unternehmen um vieles erleichtert, was dennoch Anſprüche genug auf die Bewunderung der Zeitgenoſſen und der Nachwelt behauptet.

Nachdem ſich Viktor Amadeus und Eugen zu Carmagnola umarmt hatten, zweifelten beyde nicht mehr an dem Entſatz Turins und der Rettung Italiens. Der Herzog ließ ſein kleines Heer ſich mit den Deutſchen vereinigen. Die Bewillkommung, welche daſſelbe von den Deutſchen erfuhr, war ein Beweis von der Bereitwilligkeit dieſer zum gemeinſchaftlichen Kampf und von der Zuverſicht auf einen glücklichen Erfolg. Die Freude über die beſtandenen Mühſeeligkeiten und Gefahren erzeugte das Verlangen, durch einen entſcheidenden Sieg ihren Mühſeeligkeiten ein ſicheres Ziel zu ſetzen und ſich durch Pflege und Bequemlichkeit für alles erlittene Ungemach, ſo wie für die noch zu beſtehende Gefahr ſchadlos zu

halten. Durch das ganze Lager herrſchte guter Muth und Schlachtbegierde. Nur eine gänzliche Niederlage des Feindes konnte Beſchwerden, wie die ausgeſtandenen, vergelten und die Entſchädigung gewähren, welche ihnen der Feldherr für dieſen Fall zugeſichert hatte.

Nicht lange ließen ſie die Feldherren vergebens auf den Befehl zum Angriffe warten. Nach der Ankunft des Herzogs von Orleans im Lager vor Turin und der Vereinigung ſeines Heers mit der Belagerungs-Armee wurden die Stürme auf die Feſtung häufiger und kräftiger. Es war die höchſte Zeit, ihr zu Hülfe zu eilen. Das Deutſche Heer näherte ſich in dieſer Abſicht dem Franzöſiſchen Lager. Mit ſichtbarer Aengſtlichkeit machten die Franzoſen Anſtalt, es zu empfangen. Den Deutſchen wuchs bey ihrer Annäherung eben ſo ſichtbar der Muth und die Streitbegierde. Am 7ten Sept. erhielten ſie den Befehl zum Angriffe. Mit raſcher aber regelmäſiger Tapferkeit ſtürmten ſie auf die Linien der Fran-

zoſen hin. Zugleich brach der Graf Daun mit ſeiner Beſatzung aus der Stadt hervor. Ein furchtbarer Kampf begann. Die Einwohner der belagerten Stadt eilten mit banger Erwartung auf die Türme und Mauern, um die Entſcheidung ihres Schickſaals zu beobachten. Allein der Dampf, welcher ſich über das Schlachtfeld lagerte, und das Geſchütz der Belagerer, das mit erneuerter Heftigkeit, während der Schlacht, über die Stadt Tod und Verderben zu bringen ſuchte, zwang ſie, dieſem traurigen Vergnügen zu entſagen, und ſich der ängſtlichſten Ungewißheit hinzugeben.

Die Entſcheidung zögerte jedoch nur wenig Stunden. Als die Schlacht begann, war die Ueberzahl und der Vortheil des Kampfplatzes in einem befeſtigten Lager auf Seiten der Franzoſen. Der gewaltige Angriff der Verbündeten wurde auf den rechten Flügel der Franzoſen zweymal zurückgeworfen und immer kräftiger erneuert. Zum drittenmale aber ſtürmten die Preußen, die hier fochten, die Verſchanzungen und bemächtigten ſich des

Sieges. Bald darauf errangen im Mittelpunkte die Pfälziſchen Truppen dieſelben Vortheile und die Sachſen vollendeten endlich, durch das Beyſpiel jener aufgemuntert, am linken Flügel den Sieg. Der Ausgang dieſes Treffens war nicht ſo zweifelhaft, als bey den meiſten bisher in Italien gefochtenen. Die Niederlage der Franzoſen war vollkommen und entſchieden. Sechs tauſend Todte und Verwundete ließen ſie auf der Wahlſtätte. Unter ihnen befand ſich der Marſchal Marſin. Gegen ſieben tauſend geriethen in die Gefangenſchaft. Die ganze Kriegeskaſſe, Bagage, alles Belagerungsgeſchütz, alle Munition und Mundvorräthe mußten zurückgelaſſen werden. Die Flucht war allgemein, höchſt unordentlich und entſchieden. In kleinen zerſtreuten Schaaren flohen ſie theils nach den Gränzen von Frankreich, theils nach Mayland. Nicht ſechszehn hundert Mann blieben in einer Kolonne beyſammen. Der Herzog von Orleans war einige Zeit ungewiß, wohin er ſich wenden ſollte. Endlich beſtimmte ihn die Flucht der Mehrheit ſeiner Truppen für den Rückzug

nach der Franzöſiſchen Gränze. Man ſagte, er müſſe die Dophinée decken, weil hier am nächſten der Angriff des Feindes zu fürchten ſey.

Allein Eugen fand für rathſamer, die Franzoſen, anſtatt ſie dorthin zu verfolgen, zunächſt völlig aus Italien zu verdrängen. Er wandte ſich daher nach Mayland und unterwarf ſich im Kurzen die Hauptſtadt und alle übrigen Plätze, welche ſie hier und in den übrigen Fürſtenthümern Oberitaliens noch beſetzt hielten Der Verluſt, welchen das zurückgebliebene Hülfskorps des Erbprinzen von Heſſen, in einem Treffen gegen den General Mondovi erlitt, änderte nichts in dieſem Plane und in den Wirkungen des Sieges.

Jetzt war alſo der Herzog von Savoyen auf einmal, über alle ſeine Erwartungen, von dem Glücke wieder erhoben, in Beſitz von ganz Piemont, und einer unermeßlichen Beute. Seine Verbindung mit Oeſtreich war neu und ſtark befeſtigt, und durch die erhöhte Erbitterung gegen Ludewig, unauflöslich gemacht.

Auf der Bruſt des getödteten Marſchalls Marſin fand man eine verſiegelte Ordre, die erſt auf den Wällen Turins geöffnet werden ſollte. Dieſe enthielt Befehle, die auch den unbefangenen Beobachter auf das äußerſte empören mußten. Turin ſollte der Plünderung preis gegeben, die Feſtungswerke geſchleift, das ganze Land mit den unerſchwinglichſten Contributionen belegt, und zehntauſend Mann zur Rekrutirung der Franzöſiſchen Armee ausgehoben werden. Die Bekanntmachung dieſes Befehls mußte die Freude über die erfahrene Rettung, aber auch den Abſcheu gegen die Franzöſiſche Regierung, in der Hauptſtadt und durch das ganze Land, eben ſo allgemein verbreiten, als zu einem hohen Grade erheben.

Ehe ſich noch das Schickſaal auf dieſe Weiſe in Italien zum Vortheile des Hauſes Oeſtreichs wandte, hatte es auch den größeſten Theil der Niederlande demſelben unterworfen. Als Marlborough, nach dem Siege bey Hochſtädt, ſeine Idee, in Frankreich einzudringen, aufgeben mußte, wandte er ſich auf Ver-

langen der Generalſtaaten, wieder nach der Maas. Der Marſchall von Villeroi und der Kurfürſt von Bayern hatten Hui erobert und hielten Lüttich belagert. Marlborough verdrängte den Feind von beyden Orten, und der Krieg zog ſich allmählig wieder aus Deutſchland nach den Niederlanden zu. Villars, der itzt an der Stelle des Marſchall Tallard das Kommando erhalten hatte, drang zwar an der Saar ins Trierſche vor und ſprengte, in Verbindung mit dem Marſchall Marſin, die Linien der Deutſchen, bey Kreuzweiſſenburg. Dagegen aber verdrängte Marlborough den Feind aus den Linien bey Hillesheim, wodurch er ſich den Weg in die Niederlande eröffnete. Als er im Begriff war, dieſen Vortheil zu benutzen und den Feind mit aller Wahrſcheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs anzugreifen, ſah er ſich durch eine Kabale in ſeinen Operationen aufgehalten. Die noch übrige Zeit dieſes Feldzuges (1705) ſchlich ſo hin, ohne daß von der einen oder der andern Seite etwas Entſcheidendes unternommen und ausgeführt wäre.

Ludewig der Vierzehnte hatte nun die Schwierigkeiten kennen und fühlen gelernt, welche mit der Behauptung der Teſtamentsannahme, gegen den Willen und den Vortheil der übrigen Regenten und Staaten, verbunden waren. Er hatte erfahren, daß es nicht mehr hinreichend ſey, zu drohen, und daß ſelbſt die Ausführung der Drohungen noch keineswegs die Aufrechterhaltung ſeiner Plane ſichere. Er fand daher für gut, während der Waffenruhe, die Politik wieder in Thätigkeit zu ſetzen, um durch die Künſte dieſer zu erlangen, was die Gewalt der Waffen wenigſtens nicht mehr ſo ganz ſchnell und ſicher gewährten. Der Plan war, die vereinigten Staaten, auch wohl beyde Seemächte, von dem großen Bündniſſe abzuziehn, und zu einem Separatfrieden zu bewegen.

Der Vortheil einer ſolchen Zerreiſſung des Bündniſſes war in die Augen fallend. Allein eine Verbindung, die vor drey Jahren leicht zu verhindern geweſen wäre, war itzt ſehr ſchwer zu zerſtören. Es waren der Fäden zu

viele und diese zu fest, für itzt wenigstens noch, zu einem unauflöslichen Bande verknüpft. Der Gang des Krieges schien in der Fortsetzung, zu der Erwartung, wo nicht großer Vortheile für die Verbündeten, doch einer wesentlichen Schwächung Frankreichs zu berechtigen. Marlborough und Heinsius standen in dem genauesten Einverständnisse; und von diesem hingen meistens die Entschließungen der Staaten ab.

Alles dieß konnte und mußte man in dem Conseil Ludewigs wissen und in Erwägung ziehn, ehe man sich für seine Anträge eine verweigernde Antwort einhohlte. Gleichwohl schien der Minister darauf gar keine Rücksicht genommen zu haben. Es wurden insgeheim im Haag Unterhandlungen eröffnet und von Ludewig Anerbietungen gemacht, welche nur zu deutlich verriethen, daß er sich itzt schwächer fühle, als vor Anfange des Krieges. Er, derselbe Monarch, der so stolz und bestimmt alle Anträge auf einen Ersatz für Oestreich zurück wieß und sie für ungereimt erklären ließ, bath

itzt

itzt selbst die Italiänischen Staaten, als eine Schadloshaltung für Oestreich an, wenn man Philip im Besitz Spaniens und der Indischen Länder lassen wolle. Er begnügte sich hiebey nicht; sondern da er wenig Geneigtheit fand, auf das Erbieten Rücksicht zu nehmen, bezeigte er sich eben so bereit, den Theilungs-Vertrag wieder hervor zu suchen und auf die Annahme des Testaments gänzlich Verzicht zu leisten. Er ließ sich so gar herab, den vereinigten Staaten vorzustellen: wie die Schwächung Frankreichs kein Gewinn für sie seyn könnte; indem die Verstärkung Oestreichs sie weit mehr in Gefahr setze; wie daher der Grundsatz der Erhaltung des Gleichgewichts und die Sorge für ihre eigene Erhaltung die Erhaltung Frankreichs ihnen zur Pflicht mache. Um diesem Vortrage den erforderlichen Nachdruck zu geben, waren noch mehrere Anträge und Versprechungen hinzugefügt, welche für die Seemächte, besonders die vereinigten Staaten, allerdings sehr vortheilhaft zu seyn schienen.

So geheim dieſe Unterhandlungen auch getrieben wurden, ſo konnten ſie doch den Theilnehmern des groſſen Bundes nicht lange verborgen bleiben. Kaiſer Joſeph, der indeſſen ſeinem Vater gefolgt war, fand ſich dadurch nur noch mehr zu einer eifrigen Fortſetzung des Kriegs angereizt. Der Oeſtreichſche Miniſter erklärte ſich in einer öffentlichen Schrift ausführlich über die von Frankreich gemachten Anträge und bewies ſehr gründlich, daß Oeſtreich nie ſo mächtig alſo auch nie ſo gefährlich werden könne, als Frankreich ſchon jtzt ſey; indem die Macht Frankreichs in der natürlichen Lage und Verfaſſung ſeiner Staaten, die Macht Oeſtreichs hingegen in den Verbindungen und Verhältniſſen deſſelben gegen andere Staaten begründet ſey. Was indeſſen mehr, als dieſes Memoire, wirkte, war die Abneigung Marlboroughs und Heinſius, die Waffen niederzulegen. Die Unterhandlungen zerſchlugen ſich. An ihrer Stadt wurden die Zurüſtungen zu dem nächſten Feldzuge (1706) mit deſto gröſſerer Emſigkeit betrieben. Marlborough den ſeine Ruhmſucht und bereicher-

rungs Begierde immer mehr für dieſen Krieg intereſſirte, wandte ſeinen ganzen Einfluß in London und dem Haag an, und benutzte alle ſeine Verbindungen und die große Achtung, in welcher er an den übrigen Höfen der Theilnehmer an dem Kriege ſtand, um eine erhöhte Anſtrengung zu bewirken.

Ludewig der Vierzehnte, deſſen Stolz die erfahrene Demüthigung ſehr übel empfand, ſuchte ſeiner Seits auch alle Kräfte ſeines Staats zu einer wirkſamen Fortſetzung des Kampfs zuſammen zu nehmen. Nicht minder als ihm, lag dem Kurfürſten von Bayern daran. Dieſer hatte ſeine Staaten wieder zu erobern, ſeine Verhältniſſe, als deutſcher Reichsfürſt herzuſtellen, und die Schande von ſich abzuwälzen, welche die verlohrenen Schlachten und die im vorigen Jahre publicirte Aechtung auf ihn geladen hatten. Sein Unglück und ſeine Erbitterung gegen Oeſtreich hatten ihn Frankreich nur noch inniger verknüpft. Allein er war unzufrieden mit der Art, wie der Krieg von Frankreich betrieben wurde, und mit ſeinem Ver-

hältniſſe zu dem Franzöſiſchen Miniſter und den Anführern der Armee. Deshalb faßte er den Entſchluß, dieſen Winter in Paris zuzubringen, um mit Ludewig unmittelbar über dieſe Gegenſtände, wie über den Operationsplan für den künftigen Feldzug, Verabredungen zu treffen. Er wollte nur eingeladen ſeyn. Allein wie wohl er die Einladung allerdings erwarten konnte, und Ludewig ſelbſt ihn zu ſprechen wünſchte, ſo blieb ſie dennoch aus. Der Kriegsminiſter und ſeine Freunde fürchteten, im Gefühle ihrer Unfähigkeit und begangenen Fehler, den Beſuch des Kurfürſten. Sie beſorgten: er werde bey dem Könige über ſie Beſchwerden führen, und durch ſeine Vorſtellungen ihren Sturz bewirken. Sein Beſuch mußte alſo verhindert werden, und dazu bedurfte es nur eines ſehr leichten und einfachen Mittels. Sie trugen dem Könige, unter Achſelzucken, die Bedenklichkeit vor, daß der Kurfürſt auf einem Armſtuhle zu ſitzen begehre. Dieſe Bedenklichkeit war, wie ſie voraus wußten, in den Augen Ludewigs, von der größeſten Wichtigkeit. Verweigerte man

dem Kurfürſten den Armſtuhl, ſo würde man ihn beleidigen. Ihm denſelben zugeſtehen, konnte man noch viel weniger. Denn was würde Europa geſagt haben, wenn der große König Ludewig, dem kleinen Kurfürſten von Bayern einen Armſtuhl hätte ſetzen laſſen. Es blieb alſo kein Ausweg, als dieſe Verlegenheit gänzlich zu vermeiden. Die Einladung unterblieb, und der Kurfürſt mußte ſeinen Plan aufgeben, und ſich ferner der Leitung Chamillards und dem Schickſale überlaſſen, welches über den nächſten Feldzug verhengt war.

Der Franzöſiſche Feldherr Villeroi hatte den Auftrag, alles anzuwenden, um Marlborough aus den Vortheilen zu vertreiben, welche dieſer in dem vorjährigen Feldzuge an der Maas errungen hatte. Seine Aufträge ſtimmten mit ſeiner eigenen Neigung völlig überein. Er ſowohl als die Miniſter ſchrieben den ſchlechten Fortgang im vorigen Feldzuge dem Vertheidigungs-Kriege und der Verminderung der Kraft, durch die ausgedehnten Linien zu. Von einem entgegen geſetzten

Verfahren verſprachen ſie ſich auch eine deſto glücklichere und ſichere Wirkung. Villeroi ſuchte daher ſeinem Auftrage gemäß, und im Vertrauen auf eine zahlreiche und in der That gröſtentheils auserleſene Armee, Gelegenheit, zu einer entſcheidenden Feldſchlacht. Sein Gegner wünſchte dieſelbe eben ſo ſehr. Er war entſchloſſen und autoriſirt, alles aufzubieten, um die Eroberung der Niederlande in dieſem Feldzuge zu vollenden. Mit kluger Benutzung der Schwächen ſeines Gegners, ſuchte er daher ihn noch mehr zu reitzen; um ihn deſto ſicherer und ſchneller ins Schlachtfeld zu locken.

Der Zufall both ihm dazu eine erwünſchte Gelegenheit an. Ein Officier der Bürgerwache von Namour, Nahmens Pasquier, ein Freund der Alliirten und Verehrer Marlboroughs, entwarf den Anſchlag, die Feſtung Namour den Alliirten zu überliefern. Marlborough, der ſich gröſsere Vortheile von einer Feldſchlacht verſprach, und dieſelbe zu beſchleunigen wünſchte, benutzte die Bereitwilligkeit

dieſes Mannes, um Villeroi, noch vor der Ankunft der Verſtärkung, welche ihm der Marſchall Marſin vom Oberrhein her zuführen ſollte, aus ſeinen Verſchanzungen zu locken. Von ihm angewieſen und unterrichtet, begab ſich Pasquier zu dem Marſchall und eröffnete ihm im höchſten Vertrauen einen Anſchlag, welchen Marlborough, ſeinem Vorgeben nach, entworfen haben ſollte, um Villeroi in ſeiner itzigen Stellung ſo einzuſchließen, daß er es nicht würde wagen dürfen, aus derſelben hervor noch weniger über die Dyle zu gehn.

Gerade da wollte Marlborough ihn haben und erreichte ſeine Abſicht. Villeroi, aufgebracht über ein ſolches Unterfangen ſeines Gegners und um zu zeigen, wie wenig er ihn fürchtete, ging aus ſeinen Linien hervor, noch ehe Marſin ſich mit ihm hatte vereinigen können, ſetzte nicht nur über die Dyle, ſondern ging Marlborough bis in die Nähe des Dorfs Ramillies entgegen, und veranlaßte auf dieſe Weiſe die Schlacht, welche ihn aufs Neue mit Schande bedeckte, indem ſie den

Ruhm ſeines Gegners aufs Neue und höher als jemals erhob.

Villeroi hatte die Garniſonen der meiſten Feſtungen umher geſchwächt, um ſich zu verſtärken. Sein Heer war mit dem des Kurfürſten von Bayern über ſiebzigtauſend Mann ſtark. Unter dieſen befanden ſich die Garden des Königs auserleſene Truppen, die auf den Ruhm Anſpruch machten, daß ſie noch nie wären überwunden worden. Im Gefühle ſeiner Stärke ſcheute er ſo wenig eine Schlacht, daß er ſie vielmehr ſehr wünſchte, und ſelbſt zu beſchleunigen ſuchte. Er hatte erfahren, daß die Däniſchen Hülfsvölker ſich geweigert hatten, die Winterquartire zu verlaſſen; weil ihnen ſeit einiger Zeit ihr Sold nicht gehörig ausgezahlt war. Hiervon beſchloß er Nutzen zu ziehn und durch eine Beſchleunigung des Treffens ſich das Uebergewicht der Zahl, ſo wie der Stellung zu ſichern.

Indem er ſich dem Feinde entgegen ſtellte, wußte er freylich nicht, daß dieſe Irrungen

durch Marlboroughs Betriebſamkeit längſt beygelegt waren, und daß von dieſem abſichtlich das Gerücht der Fortdauer derſelben erregt worden, um ihn zu hintergehn. Ineben der Abſicht hatte der Engliſche Feldherr erſt am Tage vor der Schlacht die Däniſchen Truppen ſich mit dem übrigen Heere vereinigen laſſen. Wie er es wünſchte und erwartete, erlangte Villeroi keine Kunde davon. Freylich blieb ihm dennoch immer die Ueberzahl der Truppen; denn die Preußen und Heſſen hatten ſich noch nicht bey der alliirten Armee eingefunden.

Es war am 23ſten May, als er ſeine Schlachtordnung in der Ebene, von der Floz an der Hauſe nach der Branchü an der Mehaigne hin ausdehnte. Gegen über bildete ſich die Schlachtordnung des Franzöſiſchen Heers. Im Mittelpunkte hatte ſie das Dorf Ramillies. Der rechte Flügel dehnte ſich bis an die Mehaigne, der linke bis Judoigne aus. Beyde Theile glaubten den Vortheil der Poſition zu haben. Die alliirte Armee hatte ihn

wirklich. Marlborough richtete seinen Angriff am kräftigsten gegen den rechten Flügel der Franzosen. Auf den entgegen gesetzten hinderte ein Sumpf, Angriff und Vertheidigung und diente also beyden streitenden Partheyen auf gleiche Weise zum Schutze und Hinderniſſe. Villeroi achtete hierauf, wie auf die Anordnung des Feindes, nicht und verlohr darüber den Vortheil der Ueberzahl. Er hörte nicht auf die Vorstellungen, welche einige Untergenerale ihm deshalb machten. Eifersüchtig auf sein Ansehn, verweigerte er auch die Foderung des Kurfürsten von Bayern, durch die Königlichen Garden einen Angriff auf den schwächern rechten Flügel des Feindes zu versuchen. Ungehindert konnte daher Marlborough seinen Plan verfolgen, den gröſsten Theil seiner Truppen auf den linken Flügel ziehn, und hier mit verdoppelter Kraft den rechten Flügel des Feindes angreifen.

Hier war es auch, wo sich für ihn bald und zuerst der Sieg entschied. Mangel an Uebereinstimmung zwischen Villeroi und

dem Kurfürſten hinderte die Wiederherſtellung des verlohrnen. Auf dem linken Flügel war die Schlacht durch einen muthvollen Angriff der Engliſchen Kavallerie ebenfalls bald zum Vortheile der Alliirten entſchieden. Verwirrung und Flucht war rettungslos und allgemein; der Sieg in vier Stunden für Marlborough errungen und entſchieden. Von beyden Theilen lagen über fünftauſend auf der Wahlſtätte. Die Franzöſiſche Armee war beynahe völlig zu Grunde gerichtet. An Todten, Verwundeten, Gefangenen und auf der Flucht Entronnenen verlohr ſie über zwanzigtauſend Mann. Das ganze Lager, eine Artillerie von mehr als achtzig Kanonen, die ganze Bagage, die Kriegskaſſe war eine Beute der Sieger.

Den eigentlichen Werth erhielt dieſer Sieg indeſſen durch ſeine Folgen. Die Niederlande gingen dadurch für das Haus Bourbon verloren. Der größte Theil derſelben unterwarf ſich eben ſo ſchnell als die Franzoſen daraus entwichen. Villeroi und Maximi-

lian Emanuel eilten vor dem verfolgenden Feinde von Löven nach Brüſſel, von Brüſſel nach Gent. Von hier ging der Kurfürſt nach Bergen im Hennegau; Villeroi nach Valenciennes. Die Armee, ſo viel davon noch übrig war, wurde in die Grenzfeſtungen verlegt, und dem Sieger völlig freye Hand gelaſſen, die Feſtungen, Oſtende, Dendermonde und Ath zu belagern und zu erobern.

So hatte alſo Carl der Dritte am Ende dieſes Jahres weſentliche und große Vortheile über ſeinen Gegner erhalten, und Urſach zu glauben, daß er ſie behaupten und im Kurzen am Ziele ſeiner Beſtrebungen ſeyn werde.

III.

Die merkwürdigsten Feldherren der alliirten und französischen Armeen in dem spanischen Successionskriege.

Vorläufige allgemeine Bemerkung.

Bey dem Ueberblicke eines so merkwürdigen Krieges verweilt die Aufmerksamkeit sehr natürlich, auch bey der Persönlichkeit der Männer, welche als die Triebräder so großer Wirkungen erscheinen. Feldherren-Größe hat immer ein eigenthümliches Interesse, was kein anderes Verdienst, keine andere Art von auszeichnenden Talenten, oder vorzüglichen Wirksamkeit zu erregen und zu unterhalten im Stande ist. Es entspringt dasselbe aus eben dem Grunde, aus welchem das kriegerische Verdienst so großen Reiz für Män-

ner von großen Talenten oder großen Ansprüchen hat; warum große Männer, die Völker regieren, sich doch noch weit größer, weit mächtiger und wirksamer an der Spitze einer Armee, auch wohl nur eines Regiments — selbst wenn sie dieselbe nach dem Oberbefehle, oder den Vorschriften eines andern anführen müssen.

Große Männer gab es überall, zu allen Zeiten und in allen Verhältnissen, nur wenige, und selten mehr als einen oder einige neben einander. Es gehört gar zu viel zu einem großen Mann, und die Natur pflegt gewöhnlich an einem dieser Art, wenn auch nicht, sich zu erschöpfen, doch wenigstens so viel zuzusetzen, daß ihr zu gleicher Zeit höchstens noch Stoff zu einigen vorzüglichen und ausgezeichneten Menschen übrig bleibt.

Immer finden sich aber auch dieser zu der einen oder der andern Zeit mehrere oder wenigere; doch scheint dieß mehr die Wirkung der Umstände und Verhältnisse, als der Natur zu seyn. So ist die Bemerkung aller-

dings gegründet, daß Frankreich in dem Spanischen Successionskriege weniger vorzügliche Feldherren aufstellte, als in den nächstvorhergehenden Kriegen. Allein wer mögte behaupten wollen: dieser Zeitraum habe in Frankreich keine Männer hervorgebracht, welche höhere Anlagen und eine vollendetere Ausbildung der Feldherren-Talente gehabt hätten, als diejenigen, welche der Zufall und die Verhältnisse auf dem Kriegsschauplatze als Anführer der Französischen Heere erscheinen ließen. Wenn bey der Wahl nicht mehr blos auf Kriegs-Kenntnisse und Fähigkeit, sondern weit mehr noch auf höfische Sitten, die Kunst zu schmeicheln und zu heucheln, gesehn, oder ein Anstrich von Frömmeley und die gewissenhafte Besuchung der Messe für Kennzeichen des Mannes von Verdienst genommen wurden: wie manche Männer von hoher Vortreflichkeit mußten da ausgeschlossen werden; wie unsicher wird überall die Bestimmung seyn?

Gleiche Beschaffenheit muß es haben, wenn die Wahl nur auf gewisse Stände und Ver-

hältnisse beschränkt ist. Man vergleiche nur in dieser Rücksicht mit einem flüchtigen Blicke den gegenwärtigen Krieg mit dem vorigen, oder verweile auch nur einige Augenblicke bey dem jetzigen Kriege allein. Ist es zu verwundern, daß in den Französischen Armeen so viele vorzügliche, und fast lauter ausgezeichnet fähige Anführer sind, daß sie hierin die Armeen aller andern, mit ihnen kriegenden Nationen so weit übertreffen? Die Französischen Feldherren sind die Auswahl vorzüglicher Männer der Französischen und anderer Nationen; die Feldherren der gegen sie Verbündeten waren und sind — man kann nicht einmal sagen die Auswahl des Prinzen- und Adelstandes. Nicht nur ist die Wahl auf diese — bey weitem die kleinsten — Stände beschränkt; sondern sie ist auch durch Verhältnisse und Umstände bestimmt. Niemand hätte Ursach, sich darüber zu wundern, wenn Bouneparte ein vorzüglicherer Feldherr, als der Erzherzog Karl, wäre. Denn es fällt auf den ersten Blick ins Auge, daß diesen das Verdienst aus mehr als einer Nation heraus-

gehe-

gehoben; und Carl hat die Geburt und sein Verhältniß zu dem Monarchen, dessen Willkühr die Stelle der Verdienste vertreten kann, auf gleicher Stufe jenem gegenüber gestellt.

Wer mögte es indessen auf sich nehmen, den Grad der Größe, oder der Vorzüglichkeit bey ausgezeichneten Menschen, besonders Feldherren, genau bestimmen zu wollen? Wo findet sich öfterer und in einem höhern Grade das alter tulit honores, als bey diesen leztern? Wie mannigfaltig und leicht sind hier nicht die Täuschungen? Wer bey einem Jahrhunderte für einen großen, für einen ausgezeichnet vortreflichern Feldherrn galt, dem zieht das andere die gleissende Hülle ab und zeigt ihn in seiner wahren — der ganz gewöhnlichen Menschen-Gestalt. Wo der große und berühmte Feldherr von der hohen Stufe des Geburtsstandes, auf die hohe Stufe seiner öffentlichen Würde schreitet, da ergeben sich die Täuschungen dieser Art besonders leicht und häufig. Indessen gelangt es nicht immer, oder doch für die richtige Würdigung des Verdien-

stes häufig nur allzuspät, — größestentheils erst nach Jahrhunderten — zu der Kunde der Geschichte, wer den Drat geführt hat, an welchen die glänzende Morionette vor den Augen der Welt umher schreitet, oder in wiefern sie Morionette, und in wiefern belebtes, selbstständiges Wesen genannt zu werden verdient.

Die von unten hinauf, von Stufe zu Stufe stiegen, wurden allerdings auch zum Theil ohne Verdienst und eigene Kraft, durch Gunst und Glück, gehoben. Aber in der Regel darf man doch bey diesen weit mehr Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit voraussetzen. Wenigstens ist es in der Regel leichter zu bestimmen: in wiefern Geisteskraft und Verdienst sich bey solchen befinde, und in wiefern ihre Erhebung das Werk des Zufalls, der Verhältnisse und selbstsüchtiger Leidenschaften anderer war.

Gleichwohl bleibt in der Geschichte nichts schwieriger und mißlicher, als die Schätzung ausgezeichneter Männer, besonders Feldherren.

Wie viel genaue Kentniß specieller, oft der kleinsten und von der Geschichte größestentheils übersehenen Umstände, wie viel sorgsame Rücksicht, auf allgemeine und individuelle Verhältnisse, Eigenheiten der Zeit und Nation, den Grad der Kultur im allgemeinen und in den Ständen, Verhältnissen und Personen, welche den Gegenstand der Schätzung zunächst umgaben; welche detaillirte und durchaus pragmatische Darstellung seines Lebens, handeln und Wirkens ist nicht dazu erforderlich, um nur einigermaßen sicher zu gehn; und wie selten und schwierig ist und bleibt nicht, auch bey fortwährender Anhäufung der Geschichts-Materialien, alles dieses! Was sind die ältern Biographien vorzüglicher Männer größestentheils anders, als Geschlechtsregister und trockene Aufzählungen der politischen Ereignisse, an welchen die zu schildernden Männer nähern, oder entferntern Antheil genommen haben? Fügt man diesen noch die Stufenleiter ihrer Erhebung und das Register der Ehrenbezeugungen, Belobungsschreiben und Ordensbänder, die sie erhielten, bey, so sieht man die Gerippe, welche die Bene-

nung, Beographien, an der Stirne tragen, vollendet vor sich. Daher ist es so schwer, ja unmöglich, in ihnen die Person zu erkennen; denn Individualität und Persönlichkeit sind das, worauf die Verfasser am wenigsten Rücksicht nahmen; auch nach dem Stoffe, woraus sie ihre Kunstwerke bilden mußten, am wenigsten Rücksicht nehmen konnten. Selbst die neuen Biographen können mit aller ihrer Bemühung in dieser Hauptsache nur wenig leisten; denn sie finden überall nur einen sehr dürftigen Stoff und fast gar nichts vorgearbeitet.

Der große, einzige Mann macht auch hier wohl eine Ausnahme. Er erzwingt durch eben die Kraft die Anerkennung und Huldigung des Geschichtschreibers und der Nachwelt, durch welche er auf seine Zeitgenossen wirkte und die Thatsachen hervorbrachte, welche seine Größe verkündigen. Ist der große Mann ein Regent, oder ein Staatsmann, so wird durch diese Verhältnisse die Bestimmung seines Werths in manchem Betrachte befördert. Auch untergeordnete Menschen sind in diesen Verhältnis-

sen leichter zu beobachten, also auch leichter zu beurtheilen. Besonders ist, in den letzten Jahrhunderten, die Regenten-Würdigung, durch eine sorgfältigere Beobachtung ihres Privatcharakters und ihrer häuslichen Lebensart, ungemein erleichtert worden.

Für alle übrigen Personen von großen Namen und Ansprüchen, besonders in militärischen Verhältnissen, dünkt es uns für den Geschichtschreiber immer noch sicherer, sie durch die allgemeine Bezeichnung, merkwürdig, auszuheben. Merkwürdig ist jeder, der auf dem Schauplatze eines merkwürdigen Krieges, als Feldherr an der Spitze eines Heers, erscheint; er sey groß oder klein, ein Mann von Talenten und Verdiensten, oder ein Sohn des Glücks. Seine Merkwürdigkeit steigt und fällt freylich nach der Größe oder Geringfügigkeit seiner Wirksamkeit. Allein sie zeigt doch für alle einen sichern Standpunkt an, von welchem man ausgehn und ihrem persönlichen Werthe nachspüren muß. Von hieraus greife man die Züge der Individualität auf, welche sich hin und wieder zerstreut finden, suche sie mit Behutsam-

keit und Sorgfalt wieder zu verbinden, und ein Ganzes daraus zu bilden. Dabey wird man sich aber bescheiden, daß die Aehnlichkeit mit dem Originale immer nur unvollkommen und unsicher bleiben, mehr errathen als gefunden werden, daß alle Versuche dieser Art nie lebendige und vollkommen wahre Darstellungen, sondern nur gewagte Umrisse liefern könne.

Hiernach sind denn also leicht die Ansprüche zu bestimmen, welche wir für die nachfolgenden machen, und welche der beobachtende Leser an ihnen selbst nicht verkennen und ausser Acht lassen wird.

A.

Feldherren der alliirten Armeen.

Unter den Feldherren der Alliirten heben wir als Hauptfigur zuerst aus

1) Eugen Franz, Herzog von Savoyen.

Eugen Franz war ein Sohn Eugens Moritzens, Grafen von Soisson, eines Abkömmlings aus dem Hause Savoyen. Seine Mut-

ter war Olympia Manzini, eine der berühmten Nichten des berühmten Kardinals Mazarini. Aus dieser Ehe waren vier Söhne und drey Töchter entsprossen. Eugen Franz war der vierte Sohn, im Jahre 1663 geboren.

So lange der Kardinal Mazarini lebte, waren auch alle die mit ihm verwandten Familien im höchsten Ansehn bey Hofe und auf dem Gipfel des Glücks und der Ehre. Nach seinem Tode sanken sie zum Theil in Vergessenheit zurück, zum Theil lebten sie unter dem Drucke einer Art von Ungnade, welche sie sich durch fortgesetzte, nun aber unzeitige Ansprüche zugezogen hatten. Vor andern traf dieß Schicksaal die Familie des Grafen von Soissons. Er starb früh, und seine Gemahlin, welche die Stelle einer Oberhofmeisterin in dem Hause der Königinn bekleidete, wurde veranlaßt, dieser Stelle zu entsagen. Von dieser Zeit an verfolgte sie ein übler Ruf, und sogar der Verdacht eines Antheils an eine projektirte Giftmischerey. War es aus diesem oder einem an-

dem Grunde, daß sie Frankreich verließ, und sich nach den Niederlanden wandte. Von hier aus begab sie sich nach Spanien, wo ihre Verbindung mit der Königinn und der plötzliche Tod derselben die Beschuldigung der Giftmischerey gegen sie erneuerte. Französische Schriftsteller geben sogar zu verstehen, daß sie sich als ein Werkzeug des Hauses Oestreich dazu habe brauchen lassen, die Königinn von Spanien aus dem Wege zu schaffen; weil man diese, als eine Freundin Frankreichs, für ein Hinderniß der Oestreichschen Erbfolge in Spanien angesehen habe. Beschuldigungen dieser Art dürfen wenigstens nicht anders als nach dem strengsten Beweise angenommen werden. So hingeworfen beweisen sie nur, wie man in Frankreich von der Gräfin von Soisson dachte. Auch kehrte sie nie dahin zurück, sondern lebte und starb zu Brüssel; wie man sagt, nicht in dem vortheilhaftesten Zustande, und selbst von ihrem berühmten Sohne wenig geachtet und bedauert.

Bey einem Blicke auf dieß Verhältniß der Mutter, wird man sich nicht wundern, wenn

die Söhne an dem Hofe Ludewigs des Vierzehnten keine Auszeichnung und Begünstigung fanden. Ludewig betrachtete diese Familie schon damals, als an das Oestreichsche Interesse geknüpft, und sah es daher vielleicht nicht ungern, wenn sie seinen Hof und Frankreich ganz verließ.

Als jüngster Sohn war Prinz Eugen in seiner Jugend zum geistlichen Stande bestimmt. Auch kannte man ihn einige Zeit am Hofe und in der Hauptstadt unter der Bezeichnung le petit Abbé; welches eine Anspielung auf seinen kleinen und zierlich gebaueten Körper enthalten sollte. *) Er verdankte dieser anfänglichen Bestimmung mancherley wissenschaftliche Kenntnisse, die er sonst nicht würde erlangt haben, und die ihm nachher in seinen

*) Seine Lebensbeschreiber finden es der Mühe werth, bey dieser Gelegenheit anzumerken, daß er in der Folge von den vereinigten Staaten zum Grand Abbé, einer einträglichen Pfründe, ernannt, also gewissermaßen in den geistlichen Stand zurück gekehrt sey. d. V.

mannigfaltigen Verhältnissen auszeichneten und zu statten kamen.

Ein gelehrter Geistlicher war er freylich nicht geworden, aber er hatte auch bald gefühlt, daß in diesem Stande seine Bestimmung nicht sey. Früh erkannte er den Heldenberuf in sich. Er verließ den geistlichen Stand und suchte bey Hofe um ein Regiment nach; die gewöhnliche Art, mit welcher junge Männer von angesehnen und begünstigten Familien in Frankreich damals ihre militärische Laufbahn zu eröffnen pflegten.

Allein itzt zeigte es sich, daß nicht nur das Misverhältniß seiner Familie ihm zum Hinderniße gereichte, sondern daß Ludewig der Vierzehnte ihm persönlich abgeneigt war. Man führt an, der König habe den offnen, festen Blick nicht ertragen können, womit Eugen jedermann, auch ihn, den erhabenen König, anzusehen pflegte. Als er den König einst so starr und anhaltend ansah, wie er es gewöhnlich that, wenn er bey Hofe erschien, wandte sich

der König zur Seite und sagte mit sichtbarem Widerwillen zu einem daneben stehenden: ich fürchte, dieser Prinz wird uns noch einmal Verdruß machen. Diese Vorstellung war es auch, wie man behauptet, die ihn bewog, sein Gesuch um im Regiment zu verweigern, ihn dadurch also eine kriegerische Laufbahn in Frankreich für immer zu verschließen.

Sey dem, wie ihm wolle. Eugen erkannte endlich, daß er am Französischen Hofe seine Absicht nicht erreichen werde. Der zwischen Oestreich und den Türken damals erneuerte Krieg reizte seinen Trieb nach Auszeichnung und kriegerischen Ruhm. Beydes zusammen bestimmte ihn, sich (1683) an den Kaiserlichen Hof zu wenden, um hier die Befriedigung seines Wunsches zu suchen. Der Hof zu Wien fand es damals seinen Absichten gemäß, das Haus Savoyen mit sich zu verbinden; wovon ein älterer Bruder Eugens bereits vor ihm einen Beweis erhalten hatte. Auch Eugen fand eine sehr günstige Aufnahme und die Aussicht auf eine ausgezeichnete militärische Laufbahn.

Eben dies Jahr war eins der merkwürdigsten dieses Krieges. Die Belagerung und der Entsatz von Wien; die Wiederwärtigkeiten und Bedrängnisse der Kaiserlichen Armeen und ihr Glück und ihre Siege öffneten diesem eben so emsigen, als fähigen und gut vorbereiteten Lehrlinge die große und reichhaltige Schule der Kriegs-Erfahrungen. Für die Ausbildung seiner Feldherren-Talente, für jede Art des Krieges, hätte er nicht leicht eine vollständigere Gelegenheit finden können, als ihm damals der Dienst in den Heeren des Kaisers darbot; dessen lange Regierung nur ein selten unterbrochenes Kriegführen mit den verschiedenartigsten Nationen war.

Die Entwicklung und Ausbildung seiner ausgezeichneten Talente ging, bereits in den nächsten Feldzügen, mit derjenigen Schnelligkeit der Vollendung entgegen, welche den vorzüglichen, eminenten Geist bezeichnet. Auch blieb derselbe in seinen ersten Aeusserungen nicht unbemerkt. Deutlicher und wirksamer wurden sie indessen in der Folge, als sich der Krieg mit

Frankreich (gegen das Ende des Jahres 1688) an den Krieg mit den Türken schloß. Italien war der Schauplatz, auf welchem er nun seine schon entwickelten großen Talente der Welt zur Anerkennung und Würdigung vorlegte. Sie wurden nicht verkannt. Europa zollte ihm die gebührende Schätzung und der Kaiser zeigte ihm ein stets wachsendes und sich mehr befestigendes Vertrauen. Im Anfange des Jahrs 1693 wurde ihm der Marschallsstab verliehen und im folgenden Jahre ihm das Oberkommando über die ganze Kaiserliche Armee in Italien anvertraut.

Schon in diesem Kriege war er zu einem Schützer seines Verwandten, des regierenden Herzogs von Savoyen geworden. Ihm konnte man keinen Vorwurf daraus machen, wenn er diese Bestimmung nicht in der Vollkommenheit erreichte, als wonach seine Talente und sein Wille ihn streben ließen. Der zweydeutige intriguenvolle Charakter Victor Amadäus zeigte sich hier zuerst auf die bekannte höchst auffallende Weise. Zu einer Zeit, wo Eugen al-

les aufbot, ihn gegen die Französische Armee zu vertheidigen, negotiirte er im Geheim einen Separatfrieden und ein Bündniß mit Ludewig dem Vierzehnten. Plötzlich erschien er als Freund der Franzosen und Generalissimus der Französischen Armee, gegen eben das Heer als Feind im Felde, von dem er noch wenig Wochen vorher den Titel eines Generalissimus geführt hatte.

Dieser Vertrag endete für jetzt die kriegerische Laufbahn Eugens in Italien. Ruhm und Bewunderung ließ er bey seiner Rückkehr nach Wien daselbst zurück. Schon itzt hatte er die Genugthuung, gleiche Gefühle dem Monarchen abgedrungen zu haben, welcher ihn verkannt und eine geringfügige Begünstigung versagt hatte. Nicht aus Stolz, oder um Verachtung mit Verachtung zu vergelten, sondern aus eigentlicher innerer Neigung für Oestreich und den Dienst des Kaisers wieß er die Anerbietungen Ludewigs zurück und begnügte sich mit dem Gefühle, dem stolzen Monarchen diese Beweise von Achtung und

Schätzung seines Werths abgedrungen zu haben. Ludewig mußte die ihm bis dahin völlig fremde Erfahrung machen, daß auch seinen glänzendsten Anerbietungen eine standhafte und kalte Zurückweisung entgegengesetzt werden könne.

Der fortdauernde Türkenkrieg wurde nun zur Veranlassung für Eugen, durch große und entscheidende Thaten seinem Ruhme die Krone aufzusetzen. Er erhielt das Kommando in Ungarn gegen Mustapha den Zweyten, und der glänzende Sieg bey Zenta (1697.) und eine größestentheils glückliche Fortsetzung des Kriegs machten seinen Namen zu einem Schrecken der Muselmänner. Die Friedens-Neigung, welche der Großherr bald nachher äusserte, war größestentheils sein Werk. Ihm gebührte der gerechteste Anspruch auf das Verdienst: endlich den Türken eine Achtung vor den Oestreichschen Waffen abgedrungen, und von dieser Seite her den Staaten dieser Monarchie auf einige Zeit wenigstens Ruhe gesichert zu haben.

Der Ausbruch des Spanischen Successionskriegs vergönnte sie ihm persönlich nur wenig Monathe. Allein sein Geist war auch nicht für den Genuß der Ruhe, die aus Thatlosigkeit entspringt, gemacht. Sein Antheil an diesem Kriege, so weit wir denselben kennen, ist aus der Darstellung desselben zu ersehn. Die Fortsetzung dieser wird auch in der Folge zum Theil die Geschichte seiner Wirksamkeit und seines Ruhms enthalten.

Für itzt bleibt uns nichts hinzuzufügen, als einige Züge zu der Charakter-Schilderung dieses ausserordentlichen Mannes. Wir können deren nur wenige liefern und bey der Auftragung derselben auch nur mit unsicherer Hand verfahren. Die Muse der Geschichte ist nie karger, als in der Mittheilung solcher Beyträge zur Menschenkunde und besserer Würdigung ausgezeichneter Männer; vielleicht weil sie zu viel Erfahrungen gemacht hat, daß der Werth dieser Schätze nicht hinlänglich und allgemein genug erkannt worden ist.

Eugen

Eugen gehörte zu den seltenen Menschen, die große Eigenschaften, ohne große Fehler besitzen. Er ist den einfachen geraden Weg des Verdienstes gegangen und nur auf diesem zum Tempel des Ruhms gelangt. Kein Flekken entstellt daher seinen Lorbeerkranz, der für die Unsterblichkeit hier aufgehangen ist und der der spätesten Nachwelt noch eben so frisch und grünend erscheinen wird, als seinen Zeitgenossen.

Die Geschichte seiner Kriegsthaten zeigt seine Feldherren-Talente eben so mannigfaltig, als groß. Seine Einsicht glich seinem Muthe. Sein Geist war unerschöpflich an Hülfsmitteln; und seine Gewandtheit stand in gleichem Verhältnisse mit seiner Kraft. Eben so geschmeidig als unerschütterlich fehlte es ihm in Verlegenheiten nie an einem Auswege, und vermogten ihn Hindernisse in dem Streben nach seinem Ziele nicht leicht zu hemmen. Mit allen Theilen und jeder Art des Kriegs auf das genaueste bekannt und im Besitz der Achtung und des Zutrauens seiner Un-

terbefehlshaber, wie seine Soldaten, mißlang ihm fast nie ein Unternehmen. Wenn ihn auch ja die Uebermacht hinderte, seine Gegner zu besiegen, so konnte sich auch keiner seiner Gegner rühmen, ihn je besiegt zu haben.

Was seine Ansprüche auf wahre Größe am meisten unterstützt, ist die Reinheit seines Charakters, von egoistischen Trieben und unedeln Leidenschaften. Nie hat man ihm Ruhmsucht, oder Bereicherungs-Begierde vorgeworfen; wodurch er zu einer Seltenheit unter den berühmtesten Feldherrn geworden ist. Nie hat Eitelkeit oder eine kleinliche Eifersucht auf Ruhm oder Belohnungen einen Augenblick seine Thätigkeit gehemmt. Stets zeigte er sich bereit, andere an dem zu erlangenden, oder schon erlangten Ruhme oder Ehrenbezeugungen Antheil nehmen zu lassen; wenn er nur den allgemeinen Zweck erreichte.

Nie hat man bey ihm ein Ringen nach Belohnung am Gelde oder Besitzungen wahrgenommen. Selbst der Neid und die Verläumdungssucht

hat es nie gewagt, ihm dergleichen nachzureden, oder auch nur den entferntesten Verdacht dieser Art auf ihn zu werfen. Er war und blieb ein Prinz ohne Eigenthum. Bey der Aussicht, in Italien sich ein eigenes Land erkämpfen zu können, begnügte er sich mit der Statthalterschaft von Mayland und gab auch diese in der Folge leicht für die Statthalterschaft in den Niederlanden hin. Sein Gemüth war vom Egoismus eben so frey, als vom Hochmuth. Wo sich diese Eigenschaften bey großen Verdiensten in einem Verhältnissen, wie bey ihm, wahrnehmen lassen, wer mögte da wahre Größe des Geistes und Charakters verkennen wollen!

Sein Aeusseres verrieth den Geist, der in dieser Hülle wohnte, nur durch das Feuer seiner großen schwarzen Augen und durch eine Stirn, auf welcher Ernst und Nachdenken ruhte. Sein Wesen war wie seine Lebensart einfach und prunklos. Im Frieden überließ er sich nie einer sibaritischen Gemächlichkeit, oder einem übermäßigen Genusse; im

Kriege konnte er mit Leichtigkeit alles Gewohnte entbehren. Er redete wenig, aber mit Nachdruck und Gewicht. Ein Geweihter würde vielleicht das Arbeiten seines Geistes in dem Ausdrucke seiner Phisionomie gelesen haben. Dagegen aber hätte jeder Ungeweihte ihn leicht übersehn, wenigstens den großen Mann in ihm leicht unbemerkt lassen können.

2. Ludewig Wilhelm, Markgraf von Baaden.

Ludewig Wilhelm, Markgraf von Baaden, war der einzige Sohn Ferdinand Maximilians, Erbprinzens zu Baaden-Baaden, und Luisen Christinen von Savoyen-Carignan. Er war im Jahre 1655. zu Paris gebohren, wohin sich seine Mutter, um sich von ihrem Gemahl für immer zu trennen, begeben hatte. Drey Monathe nach seiner Geburt wurde er nach Deutschland zurück gebracht, um unter den Augen seines Vaters und Großvaters zu Baaden erzogen zu werden. Sein Vater erlebte seine

Ausbildung nicht. Er starb im Jahre 1669, ohne zur Regierung gelangt zu seyn.

Der Prinz Ludewig Wilhelm wurde erzogen, wie man damals — und freylich auch größestentheils noch jezt — Prinzen zu erziehen pflegte. Früh erhielten seine guten Talente eine militairische Richtung. Im Jahr 1676. trat er in Kaiserliche Dienste und machte seinen ersten Feldzug in dem Kriege gegen die Franzosen. Er zeigte persönlichen Muth und Besonnenheit, und empfing verschiedene Aufmunterungen, welche ihn ausschließlich für diese Art von Thätigkeit interessirten.

Im folgenden Jahre gelangte er, durch den Tod seines Großvaters, zur Regierung seiner Erblande. Allein schon hatte ein leidenschaftlicher Hang zum Kriegs-Ruhm seinen Geist ergriffen und ihn für das große, aber geräuschlose Verdienst eines Landesvaters und Beglückers seiner Unterthanen wenig Empfänglichkeit übergelassen. Es ist nicht etwa blos eine Eigenheit unsers Jahrhunderts, daß

in Fürsten, die zu Regenten bestimmt sind, ein unseeliges Streben nach Kriegs-Ruhm und Feldherren-Größe, durch eine frühe Gewöhnung an militairische Spielereyen und Theilnahme an Kriegszügen entzündet und unterhalten wird. Hätte Wilhelm Ludewig von Kindheit an eine zweckmäßige Ausbildung und Richtung seiner Talente auf die Regenten-Bestimmung und die menschenfreundliche und belohnende Wirksamkeit für das Wohl eines Volks erhalten, er würde Sinn und Nutzbarkeit für diese hohe Bestimmung erlangt, sich auch unter den Regenten ausgezeichnet haben. Die Anlagen seines Kopfes wie die seines Herzens waren gut und hinlänglich, um ihm den edelsten Ruhm des Menschenbeglückers und den schönsten Kranz der Unsterblichkeit zu erwerben. Allein so genügte ihm dieser nicht, weil er keinen Sinn dafür hatte. So überließ er die Regierung seiner Staaten größestentheils der Willkühr seiner Diener und lebte selbst als Diener am Hofe des Kaisers, oder trieb sich in Kriegszügen umher; um den Helden-Ruhm zu erringen, der seine Besserung nicht war.

Die meiste und anhaltendste Beschäftigung dieser Art gewährte ihm der lange und hartnäckige Kampf Oestreichs gegen die Türken. Das wechselnde Glück und die hohe Anstrengung der gegenseitigen Bestrebungen gab diesem Kriege, für den Theilnehmer, wie für den Beobachter, allerdings ein hohes Interesse. Der Markgraf wurde in demselben durch die erhöhte Achtung und Wirksamkeit, welche er sich darin erwarb, noch besonders gefesselt. In ihm erlangte er die Würden eines kaiserlichen General-Feldmarschalls (1686.) und eines Kaiserlichen Generallieutenants (1691.) In ihm führte er mehrere Jahre hindurch mit ziemlichem Glücke ein Oberkommando. Der Ausbruch des Reichskriegs gegen Frankreich zog ihn endlich (1692.) einmal wieder in die Nähe seiner Staaten; aber freylich nur, um die Anführung des Kaiserlichen und Reichsheers am Oberrhein zu übernehmen. In eben diesem Wirkungskreise haben wir ihn in der ersten Hälfte des Spanischen Successions-Krieges wahrgenommen, und ihm unsere Achtung, als einem muthvollen und fähigen thä-

tigen Krieger und Feldherrn nicht versagen können.

So hat er sich auch in seiner ganzen kriegerischen Laufbahn bewährt. Allein das, wonach er so sehr trachtete, und was er sich zu seyn dünkte, ein grosser Held, war er wohl nicht. Den ganzen Feldherrn-Ruhm, den er sich auf seiner langen und mühevollen kriegerischen Laufbahn erworben hat, wiegt das Gefühl der Nutzbarkeit und des zufriedenen Hinschauens auf die emporwachsende Saat nicht auf, welche ihm ein einziges Jahr wohl angebrachter Regenten Wirksamkeit hätte verschaffen können. Bey allem Egoismus, den er als Feldherr hatte, konnte er auf diesem Wege nie zu der Zufriedenheit gelangen, welche er als Regent bey dem halben Aufwande von Kräften und Betriebsamkeit, die er als Feldherr übte, sicher würde erworben haben; wenn seine Seelenkräfte frühzeitig genug die erfoderliche Richtung erhalten hätten. Das Schicksaal wollte überdieß, daß die letzten Jahre seiner kriegerischen Wirksamkeit ihm noch den

Ruhm und das Selbstgefühl verkümmern soll-ten, welches er sich in seinen glücklichern Jah-ren erworben hatte.

Als Anführer der Reichsarmee mußte er einen beträchtlichen Theil seiner besten Jahre und Kräfte an den Kampf mit den Hinderniſſen verschwenden, welche der unverbesserliche Zustand der Kriegsverfassung des Deutschen Reichs einem jeden Feldherrn in den Weg legen und legen wird, so lange das morsche Gebäude der Deutschen Reichsverfassung noch stehn mag. Indem er sich hierdurch in seiner Wirksamkeit aufgehalten fühlte, hatte er da-neben noch den Verdruß zu sehn, daß andere Feldherren große Thaten verrichteten und die Aufmerksamkeit und Bewundrung der Welt auf sich zogen. Besonders war er eifersüch-tig auf den wachsenden Ruhm Eugens. Da dieser in Unngarn unter ihm gedient hatte, so sah er ihn als seinen Schüler an, und konnte nicht leiden, daß der Jünger über seinen Mei-ster seyn wollte oder erhoben würde. Es scheint, als sey es ihm, in Rücksicht seiner,

ganz so zu Muthe gewesen, wie manchen Schul- oder Academischen Lehrern, in den Collegialischen Verhältnisse zu einem jungen Manne, der einige Jahre zu seinen Füßen gesessen hat, und itz, als vollendeterer Mann, mehr Aufsehn erregt und Beyfall erhält, weil er mehr Talente und Kenntnisse zeigt, als jener.

So ist sich die kleinliche Eitelkeit in allen Verhältnissen und in jedem Stande gleich. Wir haben schon bemerkt, daß der Markgraf wichtige Unternehmungen dadurch aufhielt, daß er als ältester General das Oberkommando erlangte. Eben so bemerkten wir einen Mangel an Geneigtheit zur Ausführung der Plane mit zu wirken, welche von Eugen angegeben waren. Stets war er der entgegengesetzten Meinung von der, welche Eugen äusserte und nichts hätte ihn bewegen können, dem Rathe desselben zu folgen, oder eine Anweisung von ihm anzunehmen. Eugens Geschmeidigkeit wußte ihn, seines Steifsinns und seiner Anmaßungen ohnerachtet, zu seinen Zwecken zu leiten. Er übte darin das Recht, was

Geistesüberlegenheit ausserordentlichen Menschen vorausgegeben hat, und der Markgraf erfuhr eben darin ein Schicksaal, dem subordinirte Köpfe, bey aller Selbstständigkeit des Charakters, nie entgehn.

. . . .

Als Ludewig der Vierzehnte die Nachricht von seinem Tode (1707.) erhielt, soll er gesagt haben: „Ich beklage ihn, er hatte Muth und Fähigkeit; allein er war nicht glücklich.“ Ohne Zweifel gehört dieses Urtheil, wenn es authentisch ist, zu den richtigsten und zu den schönsten Sentenzen dieses Monarchen. Sie hätte seine Grabschrift werden können. Er war unglücklich, weil er von einer sichern und ebenen Bahn zum Tempel des Ruhms abwich, und dieß Ziel auf einem Wege suchte, wo es nur unter unablässigen Mühseeligkeiten erreicht und dennoch in einem Augenblicke, und mit ihm der Lohn vieler mühevollen Jahre verlohren werden kann. Er war unglücklich, weil er dieß — freylich nicht seltene — Schicksaal wirklich erfahren mußte. Die Feldherren Stelle, welche er in den beyden letzten Kriegen beklei-

dete, waren für ihn eine Quelle von unaufhörlichen Verdrießlichkeiten. Er mußte in ihr fast ununterbrochen das höchst unangenehme Gefühl nähren, was ein unablässiger Kampf mit überwiegenden Hindernissen veranlaßt und unterhält. Bey dem steten Durst nach neuem und höherm Ruhme, sah er nach und nach den schon erlangten schwinden und sich manchen, ohne Zweifel größestentheils unverdienten Tadel ausgesetzt. Dennoch vermogte er sich nicht loszureissen und sich in seinen Staaten ruhig auf die früher erworbenen Lorbeeren niederzulegen. In der That er war unglücklich! Aber wie mancher Fürst — vor und nach ihm — hat nicht ein gleiches Schicksaal erfahren müssen!

3. John Churchill, Herzog von Marlborough.

Die beyden bisher beobachteten Feldherren verdankten diese Erhebung, der eine seine entschiedenen Verdiensten, der andere seiner Geburth und seinen Verhältnissen. In ihrem Schicksaale ist nichts ungewöhnliches; ihre grö-

fern oder geringern Verdienste dürfen überall eine gerechte Schätzung erwarten, da sie durch keinen Vorwurf oder Verdacht, einer unedlen Art, sie geltend zu machen, beschränkt oder verdunkelt werden können. Ganz anders verhält es sich mit dem Herzog von Marlborough. Seine auszeichnenden Talente berechtigten ihn zwar zu Ansprüchen auf irgend einen großen und gemeinnützlichen Wirkungskreis. Allein seine Erhebung war nicht blos eine Folge seiner Verdienste. Unzählige Menschen sind mit ähnlichen Talenten in der Niedrigkeit und Dunkelheit, oder auf einem subordinirten Wirkungskreis beschränkt geblieben. Seine Erhebung auf eine so hohe Stelle ist etwas ausser der Regel. Um sie zu bewirken, vereinigten sich Talent, Gunst, Leidenschaft, Intrigue und Glück. Man darf sogar behaupten, daß er nie dahin gelangt seyn würde, wenn sein Charakter eben so edel gewesen wäre, als sein Geist ausgezeichnet und betriebsam war.

John Churchill war der älteste Sohn Winsthon Churchills Esqr: und Eli-

sabeth Dracke. Er war im Jahr 1648 gebohren. Seine Familie lebte unter der Regierung Carls des Zweyten ohne Rang und Einfluß. Sein Vater war in Kriegsdiensten gewesen. Die Vorliebe, oder die Rechnung auf gewisse, sogleich näher anzugebende Verhältnisse, bestimmten ihn, auch dem Sohne diese Laufbahn zu eröffnen. Er war ein Jüngling von sechzehn Jahren, als man ihm eine Fahne in der Leibgarde des Königs verschafte.

Dieß war an sich nichts weiter, als eine sehr gewöhnliche Versorgung junger Gentlements und öffnete ihm nur die Aussicht auf das mäßige Glück seines Vaters. Allein es fand sich daneben ein Umstand, welcher freylich, wenn das Glück ihn unterstützte, wichtig für das Schicksaal des Jünglings werden konnte. Eine Verwandte von ihm bekleidete eine ansehnliche Stelle in dem Hause der Herzogin von Cleveland, der Maitresse König Carls des Zweyten, die durch ihre Wollüste eben so bekannt geworden ist, als durch ihre Talente und ihre Schicksaale. Churchill war

ein schöner, gewandter Jüngling, voll Gesundheit und Feuer. Seine Verwandte baute hierauf, wie die geheime Geschichte jenes Hofs erzählt, einen Plan zu seiner Beförderung; in welchen der Jüngling mit Vergnügen einging, und bey dessen Ausführung er seine vorzüglichen Talente zuerst enthüllte. Die Herzogin von Cleveland sah ihn, und eine glühende Leidenschaft entzündete sich in ihren Herzen. Sie schenkte ihm ihre vorzügliche Gunst mit ihren Schutze. Durch sie legte er den Grund zu seiner Erhebung und seinem Reichthume.

John Churchill, der seine Fähigkeiten und sein Glück zu fühlen anfing, entwarf sich selbst einen Plan. In der Ausführung desselben zeigte er seine vorzüglichen Talente, aber freylich auch seinen, nicht eben sehr edlen, Charakter. Mit großer, einem geübten und erfahrnen Weltmanne Ehre machenden, Klugheit benutzte der Jüngling die Gunst der Herzogin zu der Ausführung seines Plans. Durch ihren Vorschub und ihr Geld erlangte er eine

Stelle am Hofe des Herzogs von York, Bruders und wahrscheinlichen Nachfolgers des Königs. Es war ihm leicht, die Gunst dieses Prinzen zu gewinnen. Um ihn aber noch mehr zu fesseln, brachte er seine Schwester an diesen Hof und beförderte sie zur Maitresse bey seinem Gönner. In diesem Verhältnisse verheirathete er sich mit Mis Sarah Jennings, einer Hofdame der Herzogin von York. Für seinen Plan hätte er keine bessere Wahl treffen können. Ihr Geist, wie ihre Absichten und Wünsche, waren den seinigen vollkommen ähnlich. Sie erwarb sich einen Einfluß, besonders in der Folge, auf die Prinzessin Anna, der nicht nur für das Schicksaal ihres Mannes, sondern für das Schicksaal eines großen Theils von Europa höchstmächtig geworden ist.

Nicht leicht sind vorzügliche Talente durch das Glück mehr unterstützt worden, als bey den intrigueneellen Wirksamkeit Churchills und seiner Gemahlin. Während dreyer sehr verschiedenartigen Regierungen behaupteten sie nicht nur ihren Einfluß fortwährend, sondern wuß-

wußten ihn zu erweitern und zu vermehren. Unter der Regierung Jakobs des Zweyten kannte man Churchill als den entschiedenen Günstling dieses Monarchen. Wilhelm der Dritte gab ihm die unzweifelhaftesten Beweise seiner Gunst und seines Zutrauens, und die Regierung der Königin Anna hob sein Ansehn wie seinen Rang auf die höchste, ihm erreichbare Stufe.

Es ist nicht zu leugnen, daß sich in allen diesen Verhältnissen seine großen Talente und seine überall hin zweckmäßig wirksame Thätigkeit bewährte. Er hatte dem König Jakob dem Zweyten wesentliche Dienste geleistet; durch die Entwafnung des Herzogs von Monmouth *) ihm gewissermaßen seine Krone gerettet. Er schien so innig an diesen Monarchen geknüpft zu seyn, daß man nichts anders erwartete, als er werde sich mit ihm aufopfern; da er zuletzt ausser Stand war, ihn zu retten.

*) Natürlichen Sohns Carls des Zweyten; dessen unglücklicher Versuch, seinen Oheim aus dem Besitz der Krone zu setzen, so wie sein endliches unglückliches Schicksal bekannt genug sind. d. V.

Wie sehr erstaunte man daher nicht, als man den Baron Churchill unter denen erkannte, welche zuerst sich mit dem Prinzen von Oranien gegen Jakob verbunden, und seine Ueberkunft nach England und die ganze Revolution vorzüglich befördert hatten. Die Verwunderung stieg noch höher, als man in einem an den unglücklichen König kurz vor dessen Entfernung geschriebenen, Briefe die Versicherung wahrnahm, daß er die so sehr hochgeschätzte und so ungern aufgeopferte Gunst seines geliebten Monarchen nur einem reinern Eifer für die Religion und die Freyheit seines Vaterlandes aufgeopfert habe. Er fühle sich, schrieb er dem Könige selbst, durch einen höhern Trieb unwiederstehlich gedrungen, seine Neigung, wie sein Interesse zu verleugnen, und Ew. Majestät zu einer Zeit zu verlassen, wo dessen Lage, wie er selbst gestehn müsse, den aller strengsten Gehorsam und die treueste Anhänglichkeit ihm zur Pflicht zu machen scheine. Allein so sehr er dieß erkenne, so fühle er sich dennoch in seinem Gewissen gedrungen, dem höheren Berufe zu folgen. Nichts könne er

ne höhere Verbindlichkeit auflegen, als die Sorge für die Erhaltung der Religion. Kein ehrlicher Mann könne sich derselben entledigen, und sie allein sey es, welche ihn bestimme, die Gegenparthey zu ergreifen u. s. w.

Ob diese Rechtfertigung auf den König Jakob und das Publikum die bezweckte Wirkung hervorbrachte, müssen wir dahin gestellt seyn lassen. Desto unzweifelhafter ist es, daß er den Zweck seiner klugen und so sehr zur rechten Zeit ausgeführten Parthey Veränderung vollkommener erreichte. So sehr man auch seinen Talenten hier Gerechtigkeit wiederfahren lassen muß, so muß man sich doch auch wundern, daß Wilhelm ihm so viel Vertrauen zeigte, wenigstens ihn so sehr auszeichnete und sich seiner bey den wichtigsten Angelegenheiten bediente. Es gehört in der That ein hoher Grad von Gewandtheit dazu, gänzlich vergessend zu machen, daß er der Günstling eines vertriebenen Königs gewesen sey, und sein Uebergang, doch wenigstens eben so gut für eine Wirkung der unedlen

Sorge für seinen persönlichen Vortheil, als eines höhern über alle Verhältnisse und persönliche Verbindlichkeiten sich hinaus hebenden Interesses für Religion und das gemeine Beste genommen werden könne. Am schwersten mußte es wohl seyn, Wilhelm zu überreden, daß er eine aufrichtige Anhänglichkeit an seine Person habe, und einer wahrhaften und probehaltigen Treue fähig sey. Gleichwohl scheint dieß doch gelungen zu seyn, indem der König ihn in den geheimen Rath setzte, ihn zum Kommendanten der Garde machte und endlich sogar die Aufsicht über die Erziehung des Thron-Erben, des Herzogs von Gloster, anvertraute.

Man darf sogar nicht zweifeln, daß der Einfluß des Grafen von Marlborough (diesen Titel dankte er seinem Antheile an der Beförderung der Thronbesteigung Wilhelms) gegen das Ende dieser Regierung mehr zu, als abgenommen habe. Als die Streitigkeiten über die Annahme des Spanischen Testaments entstanden und der Krieg beschlossen worden, war er es, der im Haag als bevollmächtigter Mi-

nister und bestimmter Anführer der Armee erschien.

Unter der Regierung der Königin Anna wurde sein Rang, sein Ruhm und seine öffentliche Wirksamkeit auf die Höhe erhoben, die sie erreichen konnten. Jzt erst konnte seine Gemahlin ihre ganze Wirksamkeit üben. Sie war Erzieherin der itzigen Königin gewesen, und hatte ihre Gunst nachher stets zu erhalten gewußt. Ihr Einfluß auf die Königin und die Regierungs-Geschäfte wurde gleich mit dem Regierungs-Antritte Annens entscheidend. Durch ihn wagte und vermogte er sich die unabhängige und kräftige Wirksamkeit zu begründen und zu sichern, welche er den größesten Theil des Spanischen Successionskriegs hindurch übte; wodurch er seinen Kriegs-Ruhm auf die höchste Stufe erhob, sich unermeßliche Reichthümer erwarb, die höchste Standeserhöhung in England und dem Deutschen Reiche zuwege brachte. Gleich nach dem ersten Feldzuge begrüßte ihn seine Königin mit dem Titel „Herzog“ und nach der Schlacht bey

Höchstädt schrieb Leopold der Zweyte an ihn: „mein lieber Vetter“ und kündigte ihm die Erhebung in den Reichsfürstenstand an, die auch durch die Belehnung mit dem Fürstenthume Mindelheim bald nachher erfolgte.

Seine Feldherrn Verdienste legen sich in der Geschichte des Spanischen Successionskriegs deutlich genug zu Tage. Niemand wird sie verkennen. Allein, um ein grosser Mann zu seyn, fehlt es ihm an den Adel des Charakters. Größe ist mit unedlen Motiven, niedrigen Leidenschaften und selbstsüchtigen Trieben durchaus unvereinbar. Das Leben Marlboroughs liefert weit mehr als Grund zu dem Verdachte, daß er von den niedern Trieben der Ehrsucht und des Eigennutzes nicht nur keinesweges völlig frey gewesen, sondern vielmehr völlig beherrscht worden sey. Man darf immer die Behauptung wagen, daß diese Triebe es waren, die seine Kräfte in Thätigkeit setzten und die große Wirksamkeit hervorbrachten und unterhielten, welche seinen Namen verewigt haben. Wer mögte aber annch-

men, daß wo solche Motive in Kraft und Thätigkeit sind, eine große und edle Gesinnung empor kommen könne! Und wen diese umgeben, kann der auf den Titel eines großen Mannes Anspruch machen?

Nie ist vielleicht jemand fähiger gewesen, Menschen zu gewinnen und zu seinen Zwecken zu leiten, als Marlborough; aber nie hat auch vielleicht jemand die Menschen mehr blos als Mittel zu seinen Zwecken betrachtet und behandelt, als er. Die Größe seines Genies wird durch die Unsittlichkeit seiner Handlungs-Art, zwar nicht vermindert, aber in der Schätzung herabgesetzt. Wenn daher sein Name auch in dem Tempel des Ruhms stets einen der ersten Plätze behauptet, so wird er in dem Tempel des Verdienstes mehr und mehr in den Hintergründen zurückgerückt werden, je allgemeiner die Ordnung berühmter Namen, in diesem Heiligthume, dem Genius der Humanität überlassen bleibt.

4) Carl Mordant, Graf von Peterborough.

Carl Mordant war der älteste Sohn Johns Mordant, Vicomtes von Avalon und Elisabethes von Monmouth. Er führte bis in das Jahr 1697 den Familien-Namen seiner Mutter, in welchem, durch den Tod seines Vatern Bruders, der Titel und die Güter eines Grafen von Peterborough an ihn übergingen.

Dieser Mann gehörte zu den Sonderbarsten seiner Nation und seines Zeitalters. Was ihm an großen Talenten und Verdiensten abging, suchte er durch Abentheuerlichkeit und Sonderbarkeit zu ersetzen. Voltair hat ihn nicht unglücklich mit den irrenden Rittern verglichen, wie sie in den alten Spanischen Romanen dieser Art geschildert werden. Sein ganzes Leben ist in der That eine Art von fahrender Ritterschaft. Auf eine ähnliche Weise durchstreifte er die meisten Länder in und manche ausserhalb Europa und pflegte sich zu rühmen, daß er unter allen Menschen die meisten Könige und Postillions gesehen habe.

In seinem sechzehnten Jahre begann er seine irrende Ritterschaft durch einen Kreuzzug gegen die Mauren in Afrika. Er war zwanzig Jahr alt, als die Revolution in England ausbrach, woran er einen sehr thätigen Antheil nahm. Er war der erste unter dem Englischen Adel, der zu dem Prinzen von Oranien überging, und einer der Betriebsamsten, um ihm eine Parthey zu bilden, und seine Besitznehmung des Throns zu befördern. Nicht Patriotismus oder Religionseifer, sondern gekränkte Eitelkeit hatte ihn hiezu bewogen. Er glaubte sich von dem ersten Minister Jakobs des Zweyten, dem Grafen Godolfin, beleidigt, und half den Monarchen vom Thron stürzen, um sich an jenem zu rächen. Um seine Absicht desto sicherer zu verbergen, schiffte er sich nach Amerika ein, und kehrte von da, auf einem Holländischen Schiffe, unter verändertem Namen nach dem Haag zurück.

Mit der Thronbesteigung Wilhelms gelangte der Graf Monmouth zu ansehnlichen Staats- und Hofbedienungen; ohne jedoch, wie es scheint, einen erheblichen Einfluß in die Regierung erhalten zu haben. Zu einer geräuschlosen, planvollen und emsigen Arbeitsamkeit war

sein Geist zu unruhig. Er mußte etwas betreiben, was einem Abentheuer ähnlich sah, oder dergleichen zu versprechen schien. Blieb ihm nichts weiter, so mischte er sich, durch das Schreiben anonimer Briefe, in Angelegenheiten, wobey überall mehr Schande als Ehre zu erjagen war. Ein Beyspiel davon liefert die Geschichte seiner Verhaftung und Untersuchung bey Gelegenheit der Fenwikschen Meuterey. Wenn ihm hier nichts erwiesen werden konnte, so vermogte er sich doch auch nicht völlig zu rechtfertigen. Für die ganze übrige Zeit der Regierung Wilhelms hatte er seine Achtung und seinen Einfluß verscherzt.

In der Folge, als die Königin Anna zur Regierung kam, fand er jedoch Mittel, sich wieder zu heben. Die kriegerische Thätigkeit, in welcher er sich hier zeigte, war seinem unruhigen Geiste auch angemessener, als die politische Wirksamkeit im Frieden. Zuerst schickte er sich an, eine Expedition nach Westindien zu kommandiren, die jedoch nicht zu Stande kam. Die Rolle, welche er darauf in dem Spanischen Successionskriege spielte, ist theils bereits aus der Erzählung dieses Kriegs bekannt, theils wird sie sich aus der Fortsetzung desselben ergeben.

Wenn Sonderbarkeit zu einer Auszeichnung berechtiget, so verdient sie der Graf von Peterborough; denn er hatte sie von Jugend auf gesucht und allerdings in einem hohen Grade erreicht. Man will bemerkt haben, daß Sonderbarkeit sich in der Englischen Nation mehr als unter irgend einer der übrigen finde. Dennoch galt der Graf von Peterborough für einen Sonderling unter den Sonderlingen. Die Eitelkeit sucht und bahnt sich mannigfaltige und zum Theil allerdings höchst seltsame Wege; und hierin mögten sich wohl die Menschen unter allen Nationen ziemlich gleich seyn. Wenigstens ist es unter andern Nationen nichts so ungewöhnliches, daß mittelmäßige Köpfe, um sich auszuzeichnen, den Weg der Sonderbarkeit einschlagen; auffallende Dinge unternehmen, da sie nichts Großes auszuführen im Stande sind. Eine lebhafte ungeregelte Phantasie, viele, meistens körperliche Thätigkeit und mittelmäßige Verstandeskräfte bilden gar leicht Menschen dieser Art. In diesen Zügen glauben wir auch im allgemeinen den Umriß dieses Feldherrn entworfen zu haben. Es ist nichts ungewöhnliches, und scheint besonders den Engländern eigen: daß wer keine edelmüthige

Handlung verrichten kann, durch Verschwendung des Geldes den Schein der Großmuth um sich zu verbreiten sucht. Der Graf von Peterborough hat mehr als einmal fast sein ganzes Vermögen als ein Opfer seiner Eitelkeit hingegeben. So führte er den Feldzug in Spanien fast ganz auf seine eigene Kosten und erhielt selbst den König Carl, mit seinem ganzen Hofstaate, eine Zeitlang. Welch ein Gefühl der Größe mogte die Brust des Engländers bey dem Bewußtseyn aufschwellen, daß der König von Spanien durch ihn subsistire!

Uebrigens zeigte sich der Graf von Peterborough als persönlich brav, thätig und unermüdet in einer Unternehmung, wofür er sich interessirte, oder welche den Anstrich von Abenteuerlichkeit hatte. Daneben aber beherrschten ihn alle die kleinlichen Leidenschaften und Launen, welche in einer grenzenlosen Eitelkeit ihren Grund haben. Und so würde er hier kaum einen Platz verdienen, wenn ihn nicht seine Theilnahme an einigen der merkwürdigsten Begebenheiten dieses Kriegs auch merkwürdig gemacht hätten.

5. Heinrich, Marquis von Rubigny, Graf von Galloway.

Dieser Feldherr der Englischen Armee war ein gebohrner Franzose. Der Fanatismus

hatte ihn, mit so viel tausend andern, aus seinem Vaterlande vertrieben; die unter der Benennung der Huguenotten, als Anhänger der Calvinistischen Religionspartey, ein Gegenstand der Jesuitenverfolgung wurden. Die Aufhebung des Edikts von Nantes und die schauderhaften Folgen derselben, sind zum ewigen Brandmal des Siecle de Louis quatorze allgemein bekannt, und oft genug mit dem verdienten Abscheu hervorgehoben worden. Der Verfolgungssucht, wovon dieselbe eine Wirkung war, entging die Armee so wenig, als irgend ein anderes Verhältniß des Königreichs. Nachdem man die Civilstände von dem Sauerteige der Ketzerey gesäubert hatte, traf dasselbe Schicksaal die Armeen. Alle Officiere, die eine Anhänglichkeit für den Protestantismus bezeigten, wurden cassirt und mußten, um fernern Verfolgungen zu entgehn, gleich denen in den übrigen Ständen Verfolgten, ihr Vaterland aufopfern.

Der junge Marquis de Ruvigny, der unter dem bekannten Herzog von Schomberg gedient hatte, und sehr an ihn geheftet war, wanderte in dem Gefolge desselben (1685.) aus und hielt sich mit ihm abwechselnd in Holland und Italien auf. In dem bald darauf (1688)

chendem Kriege wurde er dem Prinzen Wilhelm von Oranien vortheilhaft bekannt, widmete sich seinem Dienste und begleitete ihn zu der Vertreibung Königs Jakobs des Zweyten nach England. Sein Diensteifer und seine persönliche Anhänglichkeit gaben ihm für den König Wilhelm den Dritten einen Werth, den ihm seine zwar guten, aber nicht ausserordentlichen Talente wohl nie hätten geben können. Durch die Gunst des Königs wurde er zu einem Beschützer und Beförderer seiner Landsleute; die aus gleichem Grunde ein gleiches Schicksaal mit ihm gehabt hatten. Besonders fanden viele in Englischen Kriegsdiensten durch ihn eine günstige Aufnahme. Als er (1704) dem Könige Carl dem Dritten die Englischen Hülfstruppen nach Portugall überführte, nahm er drey Dragoner Regimenter mit dahin, welche ganz aus sogenannten Refügiers bestanden.

Man weiß, wie viel Wilhelm dem Dritten, besonders in den letzten Jahren seiner Regierung, daran lag, Männer in seinem Dienste zu haben, die ihm persönlich angehörten und mit der Nation nur in sehr entferntem, oder gar keinem Zusammenhange standen. Diesem Bedürfnisse verdankte auch

der Marquis de Ruvigny seine Erhaltung und Beförderung hauptsächlich. Eine Gesandschaft an den Hof nach Turin (1694.) brachte ihm den Titel und Besitz der Irländischen Grafschaft Galloway zuwege. Hier zeigte er seine Betriebsamkeit besonders auch in der bewirkten Toleranz seiner ausgewanderten Landsleute und Glaubensgenossen. Doch mag er auch immer einigen Antheil an der Verknüpfung des Herzogs von Savoyen mit der Allianz gegen Frankreich, in dem damals laufenden Kriege gehabt haben. Wenigstens erhielt er sich, während dieser ganzen, in der That schwierigen Gesandschaft, das Vertrauen seines Monarchen. Indessen scheint er doch nicht Feinheit und Scharfsinn genug gehabt zu haben, um ganz den Zweck seines Aufenthalts zu erreichen. Eh er es bemerkte, war ihm der Herzog entschlüpft und an das Französische Interesse gefesselt. Ihn traf freylich deshalb kein Vorwurf, denn er konnte beweisen, daß er nichts von dem versäumt hatte, was ihm aufgetragen war.

Zunächst beschäftigte nun seine Thätigkeit das unruhige Irrland und gab ihm zugleich einen Beweis von dem erhöhten Vertrauen des Königs. Die wiederhergestellte Ruhe in

diesem Königreiche ließ auch ihn einige Jahre der Ruhe genießen. Als Privatmann sah er dem Wechsel der Throninhaber, und den neuen kriegerischen Verbindungen gegen Frankreich zu; bis ihn die Unternehmung Carls des Dritten, durch Portugal, auf Spanien und der besondere Antheil Englands an derselben, aus seiner Zurückgezogenheit hervorrief. Die Geschichte der merkwürdigen Expedition, die er zum Theil mit ausführte, hat denn auch seinen Namen in das Verzeichniß merkwürdiger Feldherren aufgenommen. In ihm sah Ludewig schon dem zweyten Feldherrn, an der Spitze einer feindlichen Armee, auftreten, den er aus seiner Nation ausgestoßen und dem er gewissermaßen selbst gegen sich und sein Vaterland die Waffen in die Hand gegeben hatte. Man kann nicht zweifeln, daß dieß von ihm bemerkt, und die Vortheile, welche sie gegen ihn gewannen, ihm, durch das Gefühl des Verdrusses und der Reue, noch empfindlicher geworden seyn sollten.

LIBRARY
MAR 25 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

brief
D
0041967
v.4

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 09 08 01 01 026 1